This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06818716 4

utſche Sagen.

Herausgegeben

von

rüdern Grimm.

er Theil.

i n,

Buchhandlun

Deutsche Sagen.

Herausgegeben

von

den Brüdern Grimm.

Zweiter Theil.

Berlin,
in der Nicolaischen Buchhandlung.
1818.

Vorrede.

Eine Zuſammenſtellung der deutſchen Sagen, welche vorliegenden Band ausmachen, und ſich unmittelbar an die wirkliche Geſchichte ſchließen, iſt unſeres Wiſſens noch nicht unternommen worden, und deßwegen vielleicht verdienſtlicher, aber auch mühſamer. Nicht allein haben die hauptſächlichſten gedruckten Geſchichtsbücher und Chroniken durchleſen werden müſſen, ſondern es iſt uns noch viel angelegener geweſen, handſchriftliche Hülfsmittel, ſo viel wir deren habhaft werden können, ſorgfältig zu gebrauchen. Die wenigſten der hier mitgetheilten Erzählungen waren aus mündlicher Ueberlieferung zu ſchöpfen; auch darin unterſcheiden ſie ſich von den örtlichen, welche in umgekehrtem Verhältniſſe gerade ihrer lebendigen Fortpflanzung unter dem Volke zu verdanken ſind. Nur zuweilen berührt ſich noch das, was die Localſage bedingt, mit der hiſtoriſchen Anknüpfung; für ſich betrachtet, gibt ihr jenes einen ſtärkeren Halt, und um die ſeltſame Bildung

Deutsche Sagen.

Herausgegeben

von

den Brüdern Grimm.

Zweiter Theil.

Berlin,
in der Nicolaischen Buchhandlung.
1818.

EMB

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
388058A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1928 L

Vorrede.

Eine Zuſammenſtellung der deutſchen Sagen, welche vorliegenden Band ausmachen, und ſich unmittelbar an die wirkliche Geſchichte ſchließen, iſt unſeres Wiſſens noch nicht unternommen worden, und deßwegen vielleicht verdienſtlicher, aber auch mühſamer. Nicht allein haben die hauptſächlichſten gedruckten Geſchichtsbücher und Chroniken durchleſen werden müſſen, ſondern es iſt uns noch viel angelegener geweſen, handſchriftliche Hülfsmittel, ſo viel wir deren habhaft werden können, ſorgfältig zu gebrauchen. Die wenigſten der hier mitgetheilten Erzählungen waren aus mündlicher Ueberlieferung zu ſchöpfen; auch darin unterſcheiden ſie ſich von den örtlichen, welche in umgekehrtem Verhältniſſe gerade ihrer lebendigen Fortpflanzung unter dem Volke zu verdanken ſind. Nur zuweilen berührt ſich noch das, was die Localſage bedingt, mit der hiſtoriſchen Anknüpfung; für ſich betrachtet, gibt ihr jenes einen ſtärkeren Halt, und um die ſeltſame Bildung

eines Felsens sammelt sich die Sage dauernder, als um den Ruhm selbst der edelsten Geschlechter. Ueber das Verhältniß der Geschichte zur Sage haben wir uns bereits im allgemeinen erklärt, so gut es, ohne in die noch vorbehaltene Untersuchung und Ausführung des Einzelnen einzugehen, geschehen konnte. In Bezug auf das Eigenthümliche der gegenwärtigen, die man Stamm- und Geschlechtssagen nennen könnte, läßt sich hinzufügen, daß sie wenig wirkliche und urkundliche Begebenheiten enthalten mögen. Man kann der gewöhnlichen Behandlung unserer Geschichte zwei, und auf den ersten Schein sich widersprechende Vorwürfe machen: daß sie zu viel und zu wenig von der Sage gehalten habe. Während gewisse Umstände, die dem reinen Elemente der letzteren angehören, in die Reihe wirklicher Ereignisse eingelassen wurden, pflegte man andere ganz gleichartige schnöde zu verwerfen, als fade Mönchserdichtungen und Gespinnste müßiger Leute. Man verkannte also die eigenen Gesetze der Sage; indem man ihr bald eine irdische Wahrheit gab, die sie nicht hat, bald die geistige Wahrheit, worin ihr Wesen besteht, ableugnete, und sich, gleich jenen Herulern, als sie durch blaublühenden Lein schwimmen wollten, etwas zu widerlegen anschickte, was in ganz verschiedenem Sinn behauptet werden mußte. Denn die Sage geht mit andern Schritten, und

ſieht mit andern Augen, als die Geſchichte thut; es fehlt ihr ein gewiſſer Beiſchmack des Leiblichen, oder, wenn man lieber will, des Menſchlichen, wodurch dieſe ſo mächtig und ergreifend auf uns wirkt *); vielmehr weiß ſie alle Verhältniſſe zu einer epiſchen Lauterkeit zu ſammeln und wieder zu gebähren. Es iſt aber ſicher jedem Volke zu gönnen, und als eine edle Eigenſchaft anzurechnen, wenn der Tag ſeiner Geſchichte eine Morgen- und Abenddämmerung der Sage hat; oder wenn die, menſchlicher Augenſchwäche doch nie ganz erſehbare Gewißheit der vergangenen Dinge, ſtatt der ſchroffen, farbloſen und ſich oft verwiſchenden Mühe der Wiſſenſchaft, ſie zu erreichen, in den einfachen und klaren Bildern der Sage, wer ſagt es aus, durch welches Wunder? gebrochen, wiederſcheinen kann. Alles, was dazwiſchen liegt, den unſchuldigen Begriff der dem Volke gemüthlichen Sage verſchmäht, zu der ſtrengen und trockenen Erforſchung der Wahrheit aber doch keinen rechten Muth faßt, das iſt der Welt jederzeit am unnützeſten geweſen.

*) Nur wenigen Schriftſtellern des Mittelalters iſt die Ausführlichkeit, wonach in der Geſchichte unſer Herz begehrt, eigen, wie dem Eckhart von S. Gallen, oder dem, der uns die rührende Stelle von Kaiſer Otto und den Thränen ſeiner Mutter aufbehalten (vita Mathildis bei Leibnitz I. 205.) Desgleichen ſteht jede Sage nach, wie der Tugend des wirklichen Lebens jede Tugend der Poeſie.

Was unſere Sammlung jetzt noch enthalten kann, kündigt ſich deutlich als bloße, oft ganz magre und bröckelhafte Ueberbleibſel von dem großen Schatze uralter deutſcher Volksdichtung an; wie die ungleich zahlreichere und beſſer gepflegte Menge ſchriftlicher und mündlicher Ueberlieferungen des nordiſchen Stammes beweiſt. Die Unſtätigkeit der meiſten übrigen Völkerſchaften, Kriege, theilweiſer Untergang und Vermengung mit Fremden haben die Lieder und Sagen der Vorzeit gefährdet und nach und nach untergraben. Wie viel aber muß ein Volk beſeſſen haben, das immer noch ſolche Spuren und Trümmer aufzuweiſen vermag! Die Anordnung derſelben hat diesmal weniger zufällig ſeyn dürfen, ſondern ſie iſt beides nach den Zeiten und Stämmen eingerichtet. Wenige Erzählungen gehen voran, die wir der Aufzeichnung der Römer danken, und andere Sammler vielleicht ausgelaſſen oder vermehrt haben würden. Inzwiſchen ſchienen uns keine anderen Züge ſagenhaft, namentlich die Thaten des Arminius rein hiſtoriſch. Von der Herrlichkeit gothiſcher Sage iſt auf eine nie genug zu beklagende Weiſe das Meiſte untergegangen; den Verluſt der älteren und reicheren Quellen kann man nach dem Wenigen ſchätzen, was ſich aus ihnen bei Jornandes noch übrig zeigt. Die Geſchichte hat dem gothiſchen und den mit ihm verwandten Stämmen große Ungunſt bewieſen;

wäre der Arianiſmus nicht, dem ſie ergeben geweſen, und der mit dadurch begründete Gegenſatz zu den Rechtgläubigen, ſo würde vieles in anderm Lichte ſtehn. Jetzt läßt uns nur einiges hin und wieder Zerſtreutes ahnen, daß dieſe Gothen milder, gebildeter und edler begabt geweſen, als ihre Feinde, die aufſtrebenden, argliſtigen Franken. Von den Longobarden, die gleichfalls unterliegen mußten, gilt faſt daſſelbe in ſchwächerem Maße; außer daß ſie noch kriegeriſcher und wilder, als die Gothen, waren. Ein beſſerer Stern hat über ihren Sagen gewaltet, die ein an einander hangendes Stück der ſchönſten Dichtung, von wahrem, epiſchen Weſen durchzogen, bilden. Weniger iſt die fränkiſche Sage zu loben, der doch die meiſten Erhaltungsmittel zu Gebot geſtanden; ſie hat etwas von dem düſteren, tobenden Geiſte dieſes Volkes, bei welchem ſich kaum Poeſie geſtalten mochte. Erſt nach dem Erlöſchen der Merovinger zieht ſich um Karl den Großen die Fülle des edelſten Sagengewächſes. Stammüberlieferungen der Völker, welche den Norden Deutſchlands bewohnen, namentlich der Sachſen, Weſtphalen und Frieſen, ſind beinahe ganz verloren und wie mit Einem Schlage zu Boden gedrückt; einiges haben die Angelſachſen behalten. Jene Vertilgung wäre kaum begreiflich, fände ſie nicht in der grauſamen Bezwingung dieſer Völker unter Karl dem Großen Erklärung;

das Christenthum wurde mit der Zerstörung aller Alterthümer der Vorzeit zu ihnen geführt, und das Geringhalten heidnischer Sitten und Sagen eingeschärft. Schon unter den sächsischen Kaisern mögen die Denkmäler früherer Volksdichtung so verklungen gewesen seyn, daß sie sich nicht mehr an dem Glanze und unter dem Schutze ihrer für uns Deutsche so wohlthätigen Regierung aufzurichten im Stande waren. Merkwürdig bleibt, daß die eigentlichen Kaisersagen, die mit Karl anheben, schon nach den Ottonen ausgehen, und selbst die Staufenzeit erscheint unmythisch; blos an Friedrich Rothbart, wie unter den späteren an Rudolf von Habsburg und Maximilian flammen noch einzelne Lichter. Dieser Zeitabschnitt bindet andere Sagenkreise so wenig, daß sie noch während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts eben in ihrer Blüte stehn. Unter allen einzelnen Geschlechtern aber, die in der Sage gefeiert worden, ragen früher die Amaler, Gunginger und Agilolfinger, später die Welfen und Thüringer*) weit hervor. Es bleibt überhaupt bei der Frage: auf welchem Boden die epische Poesie eines Volkes gedeihen und fortlebe, von Gewicht, daß sie sich in urdeutschen Geschlechts-

*) Kein deutscher Landstrich hat auch so viel Chroniken als Thüringen und Hessen für die alte Zeit ihrer Vereinigung. Es gibt deren gewiß über zwanzig gedruckte und ungedruckte von verschiedenen Verfassern, wiewohl sie auf ähnlicher Grundlage ruhen.

folgen am liebſten zeigt, hingegen auszugehen und zu verkommen pflegt da, wo Unterbrechungen und Vermiſchungen mit fremden Völkern, ſelbſt mit andern deutſchen Stämmen vorgegangen ſind. *) Dies iſt der Grund, warum die in Deutſchland eingezogenen und allmälig deutſch gewordenen ſlaviſchen Stämme keine Geſchlechtsſagen aufzuweiſen haben; ja auch an örtlichen gegen die urſprünglichen Länder entblößt daſtehen. Die Wurzeln greifen in das ungewohnte Erdreich nicht gerne ein, ihren Keimen und Blättern ſchlägt die fremde Luft nimmer an.

Die äußere Geſtalt, in der dieſe Sagen hier mitgetheilt werden müſſen, ſcheint uns manchem gegründeten Tadel ausgeſtellt, der indeſſen, wo es ſo überwiegend auf Stoff und Inhalt ankam, ſchwer zu vermeiden war. Sollten letztere als Hauptſache betrachtet und gewiſſenhaft geſchont werden; ſo mußte wohl, aus der Ueberſetzung lateiniſcher, der Auflöſung gereimter und der Vergleichung mehrfacher Quellen, ein gemiſchter, unebener Styl hervorgehen. Eine noch ſtrengere Behandlungsart des Ganzen — ſo daß man aus dem kritiſch genauen, bloßen Abdruck aller, ſey

*) Wie die Liebe zum Vaterlande und das wahre Heimweh auf einheimiſchen Sagen hafte, hat lebhaft gefühlt: Brandes, vom Einfluß des Zeitgeiſtes, erſte Abtheil. Hannover 1810. S. 163 — 168.

es lateinischen oder deutschen Quellen, mit Beifügung wichtiger späterer Recensionen, einen förmlich diplomatischen Codex für die Sagendichtung gebildet hätte — würde mancherlei Reiz neben unleugbarem Gewinn für die gründliche Forschung gehabt haben, allein doch jetzt nicht gut auszuführen gewesen seyn, schon der einmal im Zweck liegenden gleichmäßigen Uebersicht des Ganzen halben. Am meisten geschmerzt hat es uns, die selbst ihren Worten nach wichtigen, aus dem Heidelberger Cod. 361. geschöpften Sagen von Karl und Adalger von Baiern in einem geschwächten Prosa-Auszug liefern zu müssen; ohne Zweifel hatten sie, zum wenigsten theilweise, ältere deutsche Gesänge zur Unterlage. So stehen andere Stellen dieser merkwürdigen Reimchronik in unverkennbarem Bezug auf das Lied von Bischof Anno, und es bleibt ihr vollständiger, wörtlicher Abdruck in aller Rücksicht zu wünschen.

Eine solche Grundlage von Liedern haben gewiß noch andere Stammsagen gehabt. Bekannt sind die Verweisungen auf altgothische Lieder, für die longobardische Sage läßt es sich denken. *) Einzelne Ueberlieferungen gehen in

*) Man beschränkt sich hier auf das Zeugniß von Alboin, bei Paulus Diaconus 1, 27: „Alboini ita praeclarum longe lateque nomen percrebuit, ut *hactenus* etiam tam apud Bajoario-

der Gestalt späterer Volkslieder umher, wie die von Heinrich dem Löwen, dem Mann im Pflug u. s. w.; merkwürdiger ist schon das Wessfriesenlied der Schweizer. Andere sind im dreizehnten Jahrhundert gedichtet worden, wie Otto mit dem Bart, und der Schwanritter, Ulrich von Würtenberg u. s. w. Möchten die damaligen Dichter nur öfter die vaterländische Sage der ausländischen vorgezogen haben! Auf eigentliche Volks- und Bänkelgesänge verweisen die Geschichtschreiber, bei den Sagen von Hattos Verrath und Curzbolds Heldenthaten. *) Andere Sagen sind mit den Liedern verschollen, wie die bairi-

rum gentem quam et Saxonum, sed et alios ejusdem linguae homines, ejus liberalitas et gloria, bellorumque felicitas et virtus *in eorum carminibus* celebretur.“

*) *Eckehardus jun.* de casibus S. Galli (ap. Goldast l. 15.) „Hattonem franci illi saepe perdere moliti sunt, sed astutia hominis in falsam regis gratiam suasi; qualiter ad alpes (l. Adalpertus) fraude ejus de urbe Pabinberk detractus capite sit plexus, *quoniam vulgo concinnatur et canitur*, scribere supersedeo.“ —

Otto Frising. VI, 15. „itaque ut non solum in regum gestis invenitur, sed etiam *in vulgari traditione in compitis et curiis hactenus auditur*, praefatus Hatto Albertum in castro suo Babenberg adiit“ etc. —

Eckehardus jun. l. c. pag. 29. „Chuono quidam regii generis Churzibolt a brevitate cognominatus — *de quo multa concinnantur et canuntur.*“ —

ſche von Erbo's Wiſent-Jagd, die ſächſiſche von Benno, und was der blinde Frieſe Bernlef beſungen. *)

Es iſt hier der Ort, ausdrücklich zu bemerken, welche deutſche Sagen aus unſerer Sammlung ausgeſchloſſen bleiben mußten, weil ſie in dem eigenen und lebendigeren Umfang ihrer Dichtung auf unſere Zeit gekommen ſind. Dahin gehören die Sagen 1) von den Nibelungen, Amalungen, Wolfungen, Harlungen und allem, was dieſen großen Kreis von urſprünglich gothiſchen, burgundiſchen und auſtraſiſchen Dichtungen bildet, in deren Mitte das Nibelungenlied und das Heldenbuch ſtehen. 2) Von den Kerlingern, na-

*) *Chron. ursperg.* „Erbo et Boto, illius famosi Erbonis posteri, quem in venatu a bisonte (die Ausg. 1540. p. 256. und 1609. p. 185. leſen: ab insonte) bestia confossum *vulgares adhuc cantilenae resonant.*“ —

Norberti vita Bennonis, ap. Eccard. C. Hist. II. S. 2165.: „quantae utilitati, quanto honori, quanto denique vitae tutamini et praesidio fuerit, *populares etiam nunc adhuc notae fabulae attestari solent, et cantilenae vulgares.*“ Vergl. Möſers osnab. Geſch. II. 32. —

Vita Ludgeri (mehrmals gedr. hier nach eine alten Caſſeler Handſchrift) „is, *Bernlef* cognomento, vicinis suis admodum carus erat quia *antiquorum actus regumque certamina, more gentis suae, non inurbane cantare noverat*, sed per triennium ita erat continua caecitate depressus etc. etc.“ —

mentlich Karl, Roland, den Haimonskindern und andern Helden, meistens austrasischen Ursprungs, doch auch in französischen, italienischen und spanischen Gedichten eigenthümlich erhalten. Einige besondere Sagen von Karl dem Großen haben indessen, der Verbindung wegen, aufgenommen werden müssen, und weil sie einigermaßen außerhalb des Bezirks jenes Hauptkreises liegen. Mit der schönen (bairischen) Erzählung von Karls Geburt und Jugend war dies nicht völlig der Fall. 3) Die spätern fränkischen und schon mehr französischen Sagen von Lother und Maller, Hugschapler und Wilhelm dem Heiligen. 4) Die westgothischen von Rodrigo. *) 5) Die bairische Sage von Herzog Ernst und Wetzel. 6) Die schwäbischen von Friedrich von Schwaben und von dem armen Heinrich. 7) Die austrasischen von Orendel und Breite, deßgleichen Margaretha von Limburg. 8) Die niedersächsische von Thedel von Wallmoden. **)

Sind auf solche Weise die Grenzen unserer

*) Silva de romances viejos, pag. 286—298.

**) Eine besondere Sammlung dessen, was aus der Heiligenlegende zur deutschen Sage gerechnet werden muß, schickt sich besser für ein eigenes Werk. Dahin gehört z. B. die Geschichte von Zeno (lombardisch) von Meinrad und Ottilie (allemannisch) von Elisabeth (thüringisch-hessisch) und vorzüglich viel altfränkische: von Martin, Hubert, Gregor vom Stein, Gangolff u. s. w.

Unternehmung gehörig abgeſteckt; ſo glauben wir nicht, daß ſich zu dem Inhalt des gegenwärtigen Bandes bedeutende Zuſätze ergeben können, es müßten denn unverhofft ganz neue Quellen eröffnet werden. Deſto mehr wird ſich aber für die Vervollſtändigung der örtlichen Sagen thun laſſen; wir haben zu dem erſten Theile glücklich nachgeſammelt, und ſo erfreuliche Mittheilungen empfangen, daß wir dieſe zuvor in einem dritten Theil herauszugeben wünſchen, um uns dann deſto ungeſtörter und ſicherer zu der Unterſuchung des ganzen Vorrathes wenden zu können.

Caſſel, den 24ſten Februar 1818.

432.	Sanct Arbogast	Seite 96
433.	Dagobert und S. Florentius	98
434.	Dagoberts Seele	100
435.	Dagobert und seine Hunde	ebd.
436.	Die zwei gleichen Söhne	101
437.	Hildegard	102
438.	Der Hahnenkampf	104
439.	Carls Heimkehr aus Ungerland	105
440.	Der Hirsch zu Magdeburg	110
441.	Der lombardische Spielmann	ebd.
442.	Der eiserne Carl	112
443.	Carl belagert Pavia	114
444.	Adelgis	115
445.	Von König Karl und den Friesen	117
446.	Radbot läßt sich nicht taufen	120
447.	Des Teufels goldnes Haus	121
448.	Wittekinds Taufe	123
448 b.	Wittekinds Flucht	380
449.	Erbauung Frankfurts	124
450.	Warum die Schwaben vorfechten	125
451.	Eginhart und Emma	ebd.
452.	Der Ring im See bei Achen	128
453.	Der Kaiser und die Schlange	130
454.	König Carl	132
455.	Der schlafende Landsknecht	142
456.	König Ludwig bauet Hildesheim	143
457.	Der Rosenstrauch zu Hildesheim	144
458.	König Ludwigs Rippe klappt	ebd.
459.	Die Königin im Wachshemd	145
460.	Königin Adelheid	147
461.	König Carl und seine Vorfahren	148
462.	Adalbert von Babenberg	150
463.	Herzog Heinrich und die Halskette	152
464.	Heinrich der Vogeler	154
465.	Der kühne Kurzbold	ebd.
466.	Otto mit dem Bart	156
467.	Der Schuster zu Lauingen	162
468.	Das Rad im Mainzer Wappen	163
469.	Der Rammelsberg	164
470.	Die Grafen von Eberstein	166
471.	Otto läßt sich nicht schlagen	168

472.	König Otto in Lamparten	Seite 1
473.	Der unschuldige Ritter	1
474.	Kaiser Otto hält Witwengericht	1
475.	Otto III. in Carls Grabe	1
476.	Die heilige Kunigund	1
477.	Der Dom zu Bamberg	1
478.	Taube sagt den Feind an	el
479.	Der Kelch mit der Scharte	1
480.	Sage von Heinrich III.	1
481.	Die Weiber zu Weinsperg	1
482.	Der Teufelsthurn am Donaustrudel	el
483.	Quedl das Hündlein	1
484.	Sage vom Schüler Hildebrand	1
485.	Der Knoblauchskönig	1
486.	Kaiser Heinrich versucht die Kaiserin	1
487.	Graf Hoyer von Mansfeld	1
488.	Der verlorene Kaiser Friedrich	1
489.	Albertus Magnus und Kaiser Wilhelm	1
490.	Kaiser Maximilian	1
491.	Sage von Adelger zu Baiern	1
492.	Die treulose Störchin	2
493.	Herzog Heinrich in Baiern	2
494.	Diez Schwinburg	2
495.	Der geschundene Wolf	2
496.	Die Gretlmühl	el
497.	Herzog Friedrich und Leopold	2
498.	Der Markgräfin Schleier	2
499.	Der Brennberger, erste Sage	2
500.	Der Brennberger, zweite Sage	2
501.	Schreckenwalds Rosengarten	2
502.	Margaretha Maultasch	2
503.	Dieterichstein in Kärnthen	2
504.	Die Maultasch-Schutt	2
505.	Radbod von Habsburg	2
506.	Rudolf von Strättlingen	2
507.	Idda von Toggenburg	2
508.	Auswanderung der Schweizer	2
509.	Die Ochsen zu Melchthal	2
510.	Der Landvogt im Bad	2
511.	Der Bund im Rütli	2
512.	Wilhelm Tell	2

513. Der Knabe erzählts dem Ofen . Seite 231
514. Die Lucerner Harschhörner . . 232
515. Ursprung der Welfen . . . 233
516. Welfen und Giblinger . . . 236
517. Herzog Bundus Welf . . . 237
518. Heinrich mit dem Goldwagen . . 239
519. Heinrich mit dem goldnen Pflug . ebd.
520. Heinrich der Löwe . . . 241
521. Ursprung der Zähringer . . . 247
522. Peter Dimringer von Staufenberg . 249
523. Möringers Wallfahrt . . . 253
524. Graf Hubert von Calw . . . 257
525. Udalrich und Wendelgart . . 258
526. Stiftung des Klosters Wettenhausen . 261
527. Ritter Ulrich, Dienstmann zu Wirtenberg 262
528. Freiherr Albert von Simmern . . 266
529. Andreas von Sangerwitz . . 271
530. Der Virdunger Bürger . . . 275
531. Der Mann im Pflug . . . 277
532. Siegfried und Genovefa . . . 280
533. Carl Ynach, Salvius Brabon und Frau Schwan 286
534. Der Ritter mit dem Schwan . . 291
535. Das Schwanschiff am Rhein . . 305
536. Lohngrin zu Brabant . . . 306
537. Loherangrins Ende in Lothringen . 310
538. Der Schwanritter . . . 312
539. Der gute Gerhard Schwan . . 315
540. Die Schwanringe zu Plesse . . 316
541. Das oldenburger Horn . . . 317
542. Friedrich von Oldenburg . . . 320
543. Die n un Kinder . . . 321
544. Amalaberga von Thüringen . . ebd.
545. Sage von Irmenfried, Iring und Dieterich 322
546. Das Jagen im fremden Walde . . 326
547. Wie Ludwig Wartburg überkommen . 328
548. Ludwig der Springer . . . 330
549. Reinhartsbrunn . . . 332
550. Der hart geschmiedete Landgraf . . 335
551. Ludwig ackert mit seinen Adlichen . 335
552. Ludwig baut eine Mauer . . 337
553. Ludwigs Leichnam wird getragen . . 339

554. Wie es um Ludwigs Seele geschaffen war Seite 339
555. Der Wartburger Krieg . . . 341
556. Doctor Luther zu Wartburg . . 346
557. Die Vermählung der Kinder Ludwig u. Elisabeth 347
558. Heinrich das Kind von Brabant . . . 348
559. Frau Sophiens Handschuh . . 349
560. Friedrich mit dem gebissenen Backen . 350
561. Markgraf Friedrich läßt seine Tochter säugen 352
562. Otto der Schütze. 353
563. Landgraf Philips und die Bauersfrau . 355
564. In Ketten aufhängen . . . 356
565. Landgraf Moritz von Hessen . . 357
566. Brot und Salz segnet Gott . . 360
567. Nidda 362
568. Ursprung der von Malsburg . . 364
569. Ursprung der Grafen von Mannsfeld . 365
570. Henneberg . . . . . ebd.
571. Die acht Brunos . . . 366
572. Die Eselswiese 369
573. Thalmann von Lunderstedt . . 370
574. Hermann von Treffurt . . . ebd.
575. Der Graf von Gleichen . . . 372
576. Hungersnoth im Grabfeld . . 373
577. Der Croppenstädter Vorrath . . 374
578. So viel Kinder, als Tag' im Jahr . ebd.
579. Die Gräfin von Orlamünde . . 376

Berichtigung.

Nro. 466. Otto Rothbart ist vermuthlich Otto II, nicht Otto I. Vergl. Lohengrin Str. 741., und Leibniz access. I. p. 184. Indessen schwankt die Sage überhaupt bei gleichen, auf einander folgenden Namen.

363.

Der heilige Salzfluß.

Tacitus ann. XIII. 57.

Vergl. Plinius hist. nat. XXXI, 39.

Die Germanen gewannen auf dieſe Art ihr Salz, daß ſie das ſalzhaltige Waſſer auf glühende Bäume goſſen. Zwiſchen den Hermunduren und Catten ſtrömte ein ſalzreicher Fluß, (die Saale*) um deſſen Beſitz Krieg ausbrach. Denn die Germanen glaubten, eine ſolche Gegend liege dem Himmel nah, und die Gebäte der Menſchen könnten von den Göttern nirgends beſſer vernommen werden. Durch die Gnade der Götter komme das Salz in dieſen Fluß und dieſe Wälder; nicht wie bei andern Völkern trockne es an dem Erdreich, von dem die wilde Meeresfluth zurückgewichen ſey: ſondern das Flußwaſſer werde auf glühende Baumſchichten gegoſſen; und aus der Vermiſchung zweier feindlicher Urſtoffe, Waſſers und Feuers, gehe das Salz hervor. Der Krieg aber ſchlug den Hermundu-

*) Nach Wenk heß. Landes-Geſch. die fränkiſche Saale, die bei Gemünden in den Main fließt.

ren glücklich, den Catten unselig aus, und die Sieger opferten nach ihrem Gelübde alle eroberten Männer und Pferde.

364.

Der heilige See der Hertha.

Tac. Germ. c. 40.

Die Reudigner, Avionen, Angeln, Warîner, Eudosen, Suarthonen und Nuithonen, deutsche Völker, zwischen Flüssen und Wäldern wohnend, verehren insgesammt die Hertha, d. i. Mutter Erde, und glauben, daß sie sich in die menschlichen Dinge mischt und zu den Völkern gefahren kommt. Auf einem Eiland des Meers liegt ein unentweihter, ihr geheiligter Wald, da steht ihr Wagen, mit Decken umhüllt, nur ein einziger Priester darf ihm nahen. Dieser weiß es, wann die Göttin im heiligen Wagen erscheint; zwei weibliche Rinder ziehen sie fort, und jener folgt ehrerbietig nach. Wohin sie zu kommen und zu herbergen würdigt, da ist froher Tag und Hochzeit; da wird kein Krieg gestritten, keine Waffe ergriffen, da Eisen verschlossen.

Nur Friede und Ruhe ist dann bekannt u gewünscht; das währt so lange, bis die Göttin ge unter den Menschen gewohnt hat, und der Priester wieder ins Heiligthum zurückführt. In einem legenen See wird Wagen, Decke und Göttin

waſchen; die Knechte aber, die dabei dienen, ver-
ſlingt der See alsbald.

Ein heimlicher Schrecken und eine heilige Unwiſ-
nheit ſind daher ſtets über das gebreitet, was nur
ejenigen anſchauen, die gleich darauf ſterben.

365.

Der heilige Wald der Semnonen.

Tacitus Germ. cap. 39.

Unter den Sueven waren die Semnonen das
teſte und edelſte Volk. Zu gewiſſen Zeiten hielten
in einem Wald, heilig durch den Gottesdienſt der
orfahren und durch alten Schauer, Zuſammen-
nfte, wozu alle aus demſelben Blute entſprungene
tämme Abgeſandten ſchickten, und brachten ein öf-
ntliches Menſchenopfer. Vor dem Haine tragen ſie
iche Ehrfurcht, daß niemand hineintritt, der ſich
cht vorher in Bande hätte binden laſſen, zur An-
kennung ſeiner Schwäche und der göttlichen Allmacht.
illt er von ungefähr zur Erde, ſo iſt ihm nicht er-
ubt aufzuſtehn oder aufgehoben zu werden, ſondern
wird auf dem Erdboden hinausgeſchleift. Dieſer
ebrauch weiſt dahin, wie aus dem Heiligthum das
olk entſprungen, und der allwaltende Gott da gegen-
ärtig ſey, dem alles andere unterwürfig und gehor-
m ſeyn müſſe.

366.

Die Wanderung der Anſivaren.

Tacitus ann. XIII, 54 — 56.

Die Frieſen waren in einen leeren Landſtrich unweit des Rheines vorgedrungen, hatten ſchon ihre Stätte genommen und die Äcker beſäet, da wurden ſie von den Römern mit Gewalt wieder ausgetrieben. Das Erdreich ſtand von neuem leer, die Anſivaren rückten hinein: ein nicht zahlreiches Volk, aber ſtark durch den Beiſtand, den ihm die umliegenden Stämme mitleidig leiſteten, weil es heimathlos und von den Chaucen aus ſeinem Sitz verjagt worden war. Bojocal, der Anſivaren Führer, wollte ſich und ſein Volk unter den Schutz der Römer ſtellen, wenn ſie dieſen leeren und öden Platz ihnen für Menſchen und Viehheerden laſſen würden. Das Land habe vorzeiten den Chamaven, dann den Tubanten und hierauf den Uſipiern gehört; und weil den Göttern der Himmel, den Menſchen die Erde zuſtehe, ſo dürfe jedes Volk ein leeres Land beſetzen. Darauf wandte Bojocal (die Abneigung der Römer vorausſehend) ſeine Augen zur Sonne, rief die übrigen Geſtirne an und ſtellte ſie öffentlich zur Rede: „ob ſie den leeren Grund und Boden beſcheinen wollten? ſie möchten lieber das Meer wider diejenigen ausſchütten, welch alſo den Menſchen das Land entzögen.“ Die Römer aber ſchlugen das Geſuch ab, und wollten keinen andern Richter anerkennen, über das was ſie zu ge

oder zu nehmen hätten, als sich selbst. Das antworteten sie den Ansivaren öffentlich, und boten doch zugleich dem Bojocal ein Grundstück für ihn selbst, als ihrem guten Freund an (den sie sich durch ein solches Geschenk geneigt zu erhalten trachteten). Bojocal verachtete das, um dessentwillen er sein Volk hätte verrathen sollen und sagte: „Haben wir gleich keine Erde, auf der wir leben können, so soll uns doch keine gebrechen, auf der wir sterben.“ Darauf zogen sie feindlich ab und riefen ihre Bundsgenossen, die Bructerer, Tencterer und noch andere zum Kriege auf. Der Römer-Feldherr überzog schnell die Tencterer, daß sie abstehen mußten, und wie diese sich lossagten, befiel auch die Bructerer und die andern Furcht. Da wichen die verlassenen Ansivaren in das Gebiet der Usipier und Tubanten; die wollten sie nicht leiden. Von da vertrieben, kamen sie zu den Chatten und dann zu den Cheruskern. Ueber dem langen unstäten Herumziehen auf fremdem Boden, bald als Gäste, bald als Dürftige, bald als Feinde, wurde ihre Mannschaft und mannbare Jugend aufgerieben. Die Unmündigen fielen als Beute andern zu Theil.

367.

Die Seefahrt der Usipier.

Tacitus, Agricola cap. 28.

Eine Schaar Usipier, von den Römern in Deutschland geworben und nach Brittannien gebracht, beging

ren glücklich, den Catten unselig aus, und die Sieg opferten nach ihrem Gelübde alle eroberten Männ und Pferde.

364.

Der heilige See der Hertha.

Tac. Germ. c. 40.

Die Reudigner, Avionen, Angeln, Variner, Eud sen, Suarthonen und Nuithonen, deutsche Völker, zw schen Flüssen und Wäldern wohnend, verehren insg sammt die Hertha, d. i. Mutter Erde, und glauben daß sie sich in die menschlichen Dinge mischt und z den Völkern gefahren kommt. Auf einem Eiland de Meers liegt ein unentweihter, ihr geheiligter Wal da stehet ihr Wagen, mit Decken umhüllt, nur ein ei ziger Priester darf ihm nahen. Dieser weiß es, wan die Göttin im heiligen Wagen erscheint; zwei weil liche Rinder ziehen sie fort, und jener folgt ehrerbi tig nach. Wohin sie zu kommen und zu herberge würdigt, da ist froher Tag und Hochzeit; da wir kein Krieg gestritten, keine Waffe ergriffen, da Eisen verschlossen.

Nur Friede und Ruhe ist dann bekannt un gewünscht; das währt so lange, bis die Göttin genu unter den Menschen gewohnt hat, und der Priester si wieder ins Heiligthum zurückführt. In einem abg legenen See wird Wagen, Decke und Göttin selb

gewaschen; die Knechte aber, die dabei dienen, verschlingt der See alsbald.

Ein heimlicher Schrecken und eine heilige Unwissenheit sind daher stets über das gebreitet, was nur diejenigen anschauen, die gleich darauf sterben.

365.

Der heilige Wald der Semnonen.

Tacitus Germ. cap. 39.

Unter den Sueven waren die Semnonen das älteste und edelste Volk. Zu gewissen Zeiten hielten sie in einem Wald, heilig durch den Gottesdienst der Vorfahren und durch alten Schauer, Zusammenkünfte, wozu alle aus demselben Blute entsprungene Stämme Abgesandten schickten, und brachten ein öffentliches Menschenopfer. Vor dem Haine tragen sie solche Ehrfurcht, daß niemand hineintritt, der sich nicht vorher in Bande hätte binden lassen, zur Anerkennung seiner Schwäche und der göttlichen Allmacht. Fällt er von ungefähr zur Erde, so ist ihm nicht erlaubt aufzustehn oder aufgehoben zu werden, sondern er wird auf dem Erdboden hinausgeschleift. Dieser Gebrauch weist dahin, wie aus dem Heiligthum das Volk entsprungen, und der allwaltende Gott da gegenwärtig sey, dem alles andere unterwürfig und gehorsam seyn müsse.

366.

Die Wanderung der Anſivaren.

Tacitus ann. XIII, 54 — 56.

Die Frieſen waren in einen leeren Landſtrich unweit des Rheines vorgedrungen, hatten ſchon ihre Stätte genommen und die Äcker beſäet, da wurden ſie von den Römern mit Gewalt wieder ausgetrieben. Das Erdreich ſtand von neuem leer, die Anſivaren rückten hinein: ein nicht zahlreiches Volk, aber ſtark durch den Beiſtand, den ihm die umliegenden Stämme mitleidig leiſteten, weil es heimathlos und von den Chaucen aus ſeinem Sitz verjagt worden war. Bojocal, der Anſivaren Führer, wollte ſich und ſein Volk unter den Schutz der Römer ſtellen, wenn ſie dieſen leeren und öden Platz ihnen für Menſchen und Viehheerden laſſen würden. Das Land habe vorzeiten den Chamaven, dann den Tubanten und hierauf den Uſipiern gehört; und weil den Göttern der Himmel, den Menſchen die Erde zuſtehe, ſo dürfe jedes Volk ein leeres Land beſetzen. Darauf wandte Bojocal (die Abneigung der Römer vorausſehend) ſeine Augen zur Sonne, rief die übrigen Geſtirne an und ſtellte ſie öffentlich zur Rede: „ob ſie den leeren Grund und Boden beſcheinen wollten? ſie möchten lieber das Meer wider diejenigen ausſchütten, welche alſo den Menſchen das Land entzögen.“ Die Römer aber ſchlugen das Geſuch ab, und wollten keinen andern Richter anerkennen, über das was ſie zu geben

worden waren. Zur Zeit der Herrschaft Kaisers Constantius geschah dem Valerius, Präfecten in Thracien, Anzeige von einem zu hebenden Schatz. Valerius begab sich an Ort und Stelle und erfuhr von den Einwohnern, daß es ein altes, feierlich geweihtes Heiligthum wäre. Dieses meldete er dem Kaiser, empfing aber Weisung, die Kostbarkeiten zu heben. Man grub daher in die Erde und fand drei aus gediegenem Silber gearbeitete Bildsäulen, nach barbarischer Weise mit gehenkelten (eingestämmten) Armen, in bunten Gewändern und Haaren auf dem Haupt; sie lagen mit den Gesichtern gen Norden, wo der Barbaren Land ist, gewendet. Sobald diese Bildsäulen gehoben und weggenommen waren, brachen wenig Tage darauf die Gothen zuerst in Thracien ein und ihnen folgten andere Barbaren, von welchen ganz Thracien und Illyrien überschwemmt wurde. Jene geheiligte Stätte lag zwischen Thracien und Illyrien, und die drei Bildsäulen schienen gegen alle barbarische Völker eingeweiht gewesen zu seyn.

371.

Fridigern.

Jornandes p. 106. 107. cap. 35.

Vergl. Ammianus Marcellinus 31, 5. und Zosimus 4, 34.

Fridigerns Thaten priesen die Gothen in Liedern. Von ihm ist folgende Sage aufbehalten worden. Als die Westgothen noch keinen festen Wohnsitz hatten,

ein groſses und bewundernswürdiges Wagſtück. Nachdem ſie den Hauptmann und die Soldaten der Römer, welche unter ihren Haufen, um ſie zum Dienſt abzurichten, gemiſcht worden waren, getödtet hatten, beſtiegen ſie drei leichte Schiffe, deren Steuerleute ſie mit Gewalt dazu nöthigten. Zwei derſelben, die ihnen verdächtig wurden, brachten ſie gleichfalls um, und ſtachen mit dem einen Ruderer in die hohe See, ein wahres Wunder! Bald hier, bald dahin getrieben, hatten ſie mit den brittanniſchen Küſtenbewohnern, die ihre Habe vertheidigten, um Lebensmittel zu kämpfen; meiſtens ſiegten, einige Mal unterlagen ſie. Zuletzt ſtieg die Hungersnoth ſo weit auf ihren Schiffen, daß ſie erſt ihre Schwachen und Kranken verzehrten, bald über Looſe darum zogen, wer den Andern zur Speiſe dienen mußte. Als ſie endlich Brittannien umfahren und aus Unkunde der Schifffahrt ihre Schiffe eingebüßt hatten, wurden ſie für Räuber angeſehen, und von den Sueven, dann von den Frieſen aufgefangen. Einige darunter kamen verhandelt und verkauft hernachmals wieder in die Hände der Römer nach Italien, wo ſie ihre merkwürdige Begebenheit ſelbſt erzählten.

368.

Wanderung der Gothen.

Jornandes edit. Lindenbrog p. 83. 98.

Aus der Inſel Schanze (Scandia) brachen die Völker wie ein Schwarm Bienen hervor. Die Go-

then nämlich fuhren von da unter Berich ihrem Könige; dem Ort, wo sie aus den Schiffen zuerst landeten, legten sie den Namen Gothenschanze bei. Drauf zogen sie zu den Ulmrügern, die am Meerufer wohnten und besiegten sie. Dann schlugen sie die Wandalen, deren Nachbarn. Als aber ihres Volkes Menge mächtig wuchs und schon seit Berich ihr fünfter König, Rameus Filimer herrschte, wurde beschlossen, daß er mit den Gothen weiter ziehen möchte. Da nun diese sich eine gute Niederlassung aussuchen wollten, kamen sie nach Scythien, ins Land Ovin, wo ein Theil des Heers durch eine gebrochene Brücke abgeschnitten wurde. Die, welche den Fluß glücklich hinüber gegangen waren, zogen weiter bis an das äußerste Ende Scythiens an das schwarze Meer.

Sie waren Anfangs aus Scanzien unter Berich blos mit dreien Schiffen ausgefahren. Von diesen Schiffen fuhr eins langsamer wie die andern, darum wurde es Gepanta (das gaffende*) geheißen, und davon bekam der Stamm den Unnamen der Gepiden. Denn sie sind auch groß von Leib und träg

*) Die gewöhnliche Ableitung von beiten (goth. beidan) warten, ist unzulässig, die hier gegebene von Gapan, Gepan, unserm Gaffen, dagegen natürlich; das Wort bedeutet: das Maul aufsperren, stutzen, gähnen, und hat gleich dem latein. hiare den Nebensinn von harren, faul und unentschlossen seyn. Diese ganze Erklärung des Namens ist indessen sagenmäßig, und, wie in solchen Fällen insgemein, nie die eigentliche.

an Geist. Diese Gepiden blieben auf einer Insel der Weichsel wohnen, die Ostgothen und Westgothen zogen weiter fort, ließen sich aber auch eine Weile nieder. Dann führten sie Krieg mit den Gepiden, schlugen sie und theilten sich nachher selbst von einander ab; jeder Stamm wanderte seine eigenen Wege.

369.

Die eingefallene Brücke.

Jornandes p. 83.

Die Gothen kamen auf ihren Wanderungen auch in das Land Scythien und fanden einen fruchtbaren Strich, bequem und zur Niederlassung einladend. Ihr Zug mußte aber über einen breiten Fluß setzen, und als die Hälfte des Heers hinüber war, geht die Sage, sey die Brücke gebrochen; so daß kein Mann zurückkehren, der hinüber war, und keiner mehr übersetzen konnte. Die ganze Gegend ist durch Moor und Sumpf, den niemand zu betreten wagt, eingeschlossen. Man soll aber noch*) heut zu Tag, wie Reisende versichern, von jenseits aus weiter Ferne Vieh brüllen hören und andere Anzeigen daselbst wohnender Menschen finden.

370.

Warum die Gothen in Griechenland eingebrochen.

Olympiodorus, ausgezogen bei Stritter mem. pop. I. 73. 74. Vergl. 476.

Folgende Sage hat man von den silbernen Bildsäulen, die zur Abhaltung der Barbaren eingeweiht

*) D. h. zu Jornandes Lebzeiten.

daß G. das B. hernach aber B. das G. verfolgen würde. Dieſes legte man von Genſerich aus, der den Bonifacius, und Beliſarius der den Gelimer überwunden hatte. Dieſer Gelimer wäre ſogleich gefangen genommen worden, wo ſich nicht folgender Umſtand zugetragen hätte. Beliſarius beauftragte damit den Johannes, in deſſen Gefolge ſich Uliares, ein Waffenträger befand. Uliares erſah ein Vöglein auf einem Baume ſitzen und ſpannte den Bogen; weil er aber in Wein berauſcht und ſeiner Sinne nicht recht mächtig war, fehlte er den Vogel und traf ſeinen Herrn in den Nacken. Johannes ſtarb an der Wunde, und Gelimer hatte Zeit zu fliehen. Gelimer entrann und langte noch denſelben Tag bei den Mauruſiern an. Beliſarius folgte ihm nach, und ſchloß ihn ganz hinten in Numidien auf einem kleinen Berge ein. So wurde nun Gelimer mitten im Winter hart belagert und litt an allem Lebensunterhalt Mangel, denn Brot backen die Mauruſier nicht, ſie haben keinen Wein und kein Oel, ſondern eſſen, unvernünftigen Thieren gleich, unreifes Korn und Gerſte. Da ſchrieb der Wandalenkönig einen Brief an Pharas, Hüter des griechiſchen Heeres, und bat um drei Dinge: eine Laute, ein Brot und einen Schwamm. Pharas fragte den Boten: warum das?

Der Bote antwortete: „das Brot will Gelimer eſſen, weil er keines geſehen, ſeit er auf dieſes Gebirge ſtieg; mit dem Schwamm will er ſeine rothen Augen waſchen, die er die Zeit über nicht gewaſchen

hat; auf der Laute will er ein Lied ſpielen und ſeinen Jammer beweinen.“ Pharas aber erbarmte ſich des Königs und ſandte ihm die Bedürfniſſe.

376.

Gelimer in ſilberner Kette.

Aimoinus II. 6.

Gelimer (Childemer) nach verlorener Schlacht rettete ſich nur mit zwölf Wandalen in eine ſehr befeſtigte Burg, worin er von Beliſarius belagert wurde.

Als er nun keinen weiteren Ausweg ſah, wollte er ſich auf die Bedingung ergeben, daß er frei und ohne Feſſeln vor das Angeſicht des Kaiſers geführt würde. Beliſarius ſagte ihm zu, weder mit Seilen noch Stricken noch eiſernen Ketten ſollte er gebunden werden. Gelimer verließ ſich auf dieſes Wort, aber Beliſarius ließ ihn mit einer ſilbernen Kette binden, und führte ihn im Triumphe nach Conſtantinopel. Hier wurde der unglückliche König von den Höflingen gehöhnt und beſchimpft; er flehte zum Kaiſer: man möge ihm das Pferd geben, das er vorher gehabt, ſo wolle er es auf ein Mal mit zwölfen von denen aufnehmen, die ihn angeſpien und ihm Ohrſchläge gegeben hatten, „dann ſoll ihre Feigheit und mein Muth kund werden.“ Der Kaiſer ließ es geſchehen, und Gelimer beſiegte zwölf Jünglinge, die es mit ihm aufnahmen.

377.

Urſprung der Hunnen.

Jornandes p. 103. 104.

Die Entſtehung der Hunnen wird von Alters her ſo erzählt: Filimer, Gandarichs Sohn, der fünfte König der Gothen ſeit ihrer Auswanderung aus Schanzien, fand unter ſeinem Volke gewiſſe wahrſagende Weiber, die in gothiſcher Sprache Alirunen hießen. Dieſe wollte er nicht länger dulden, ſondern verjagte ſie aus der Mitte des Volks weit weg in die Wildniß. Als die Alirunen eine Zeitlang in der Wüſte herumirrten, wurden ſie von den Waldleuten, die man Faune und Feigenblattmänner nennt, geſehen, und ſie vermiſchten ſich zuſammen.

Das Geſchlecht, welches von den Waldleuten und Alirunen ausging, war klein, häßlich und wild, es hauſte anfangs in den mäotiſchen Sümpfen. Bald aber rückten ſie aus und kamen an die Gränze der Gothen.

378.

Die Einwanderung der Hunnen.

Jornandes p. 104.

Vergl. Hrabanus Maurus bei Joh. Müller-Schw. Geſch. I. 245. not. 78.

Die Hunnen lebten von Raub und Jagd. Eines Tages kamen Jäger von ihnen an das Ufer des mäotiſchen Sees, und unvermuthet zeigte ſich ihren Augen eine Hindin. Dieſe Hindin trat in das Gewäſſer,

über dessen lächerliche Gestalt der König gespottet hatte, mit dem Schwert erstochen haben. Nach andern stand Athaulf im Stalle und betrachtete seine Pferde, als ihn Dobbius, einer seiner Hausleute, ermordete. Dieser hatte früher bei einem andern von Athaulf aus dem Wege geräumten Gothenkönig in Dienst gestanden, und war hernach in Athaulfs Hausgesinde aufgenommen worden.

So rächte Dobbius seinen ersten Herrn an dem zweiten.

374.

Die Trullen.

Olympiodor bei Stritter I. p. 74.

Vergl. Varro: trulla, vasculi genus.

Biörn Haldorson I. 155. drilla, vas angustum.

Goslarische Gesetze bei Leibnitz scr. rer. brunsv. III. 507. Trülle, Weinkanne.

Stalder I. 312. Trülle, Käfich, Schachtel.

Die Wandalen nannten die Gothen Trullen, aus dieser Ursache: einst litten die Gothen Hungersnoth, und mußten sich Getreide von den Wandalen kaufen. Sie bekamen aber für ein Goldstück nur eine Trulle voll Korn. Eine Trulle hält noch nicht einmal den dritten Theil eines Sechters.

375.

Sage von Gelimer.

Historia miscella lib. 16.

Vergl. Stritter mem. pop. I. p. 346.

Zur Zeit da die Wandalen Africa besetzt hatten, war in Carthago ein altes Sprüchwort unter den Leuten:

daß G. das B. hernach aber B. das G. verfolgen würde. Dieſes legte man von Genſerich aus, der den Bonifacius, und Beliſarius der den Gelimer überwunden hatte. Dieſer Gelimer wäre ſogleich gefangen genommen worden, wo ſich nicht folgender Umſtand zugetragen hätte. Beliſarius beauftragte damit den Johannes, in deſſen Gefolge ſich Uliares, ein Waffenträger befand. Uliares erſah ein Vöglein auf einem Baume ſitzen und ſpannte den Bogen; weil er aber in Wein berauſcht und ſeiner Sinne nicht recht mächtig war, fehlte er den Vogel und traf ſeinen Herrn in den Nacken. Johannes ſtarb an der Wunde, und Gelimer hatte Zeit zu fliehen. Gelimer entrann und langte noch denſelben Tag bei den Mauruſiern an. Beliſarius folgte ihm nach, und ſchloß ihn ganz hinten in Numidien auf einem kleinen Berge ein. So wurde nun Gelimer mitten im Winter hart belagert und litt an allem Lebensunterhalt Mangel, denn Brot backen die Mauruſier nicht, ſie haben keinen Wein und kein Oel, ſondern eſſen, unvernünftigen Thieren gleich, unreifes Korn und Gerſte. Da ſchrieb der Wandalenkönig einen Brief an Pharas, Hüter des griechiſchen Heeres, und bat um drei Dinge: eine Laute, ein Brot und einen Schwamm. Pharas fragte den Boten: warum das?

Der Bote antwortete: „das Brot will Gelimer eſſen, weil er keines geſehen, ſeit er auf dieſes Gebirge ſtieg; mit dem Schwamm will er ſeine rothen Augen waſchen, die er die Zeit über nicht gewaſchen

rief ſeinen Leuten und ſprach: „ſeht, dieſe Vögel, die der Zukunft kündig ſind, verlaſſen die bald untergehende Stadt und die einſtürzenden Häuſer!“ Da ſchöpfte das Heer neuen Muth, und ſie bauten Werkzeuge und Mauerbrecher; Aquileja fiel im Sturm und ging in den Flammen auf; dieſe Stadt wurde ſo verheert, daß kaum die Spuren übrig blieben, wo ſie geſtanden hatte.

382.

Der Fiſch auf der Tafel.

Procopius Lib. I. c. I.

Theoderich, der Oſtgothen König, nachdem er lange Jahre in Ruhm und Glanz geherrſcht hatte, befleckte ſich mit einer Grauſamkeit am Ende ſeines Lebens. Er ließ ſeine treuen Diener Symmachus und den weiſen Boethius, auf die Verleumdung von Neidern, hinrichten und ihre Güter einziehen.

Als nun Theoderich wenige Tage darauf zu Mittag aß, geſchah es, daß ſeine Leute den Kopf eines großen Fiſches zur Speiſe auftrugen. Kaum erblickte ihn der König auf der Schüſſel liegen, ſo ſchien ihm der Kopf der des enthaupteten Symmachus zu ſeyn, wie er die Zähne in die Unterlippe biß, und mit verdrehten Augen drohend ſchaute. Erſchrocken und von Fieberfroſt ergriffen eilte der König ins Bett, beweinte ſeine Unthat, und verſchied in kurzer Zeit. Dies war die erſte und letzte Ungerechtigkeit, die er began-

gen hatte, daß er den Symmachus und Boethius verurtheilte, ohne wider ſeine Gewohnheit die Sache vorher unterſucht zu haben.

383.

Theoderichs Seele.

Dialogi Gregorii M. Lib. IV. cap. 30, und daraus die Reimchronick. Altd. Wäld. III. 283. Vergl. I. 228.

Zu den Zeiten Theoderichs, Königs der Oſtgothen, kehrte ein Mann von einer nach Sicilien gethanen Reiſe wieder nach Italien zurück; ſein Schiff vom Sturm verſchlagen, trieb zu der Inſel Liparis. Daſelbſt wohnte ein frommer Einſiedel, und während ſeine Schiffsleute das zerbrochene Geräth wieder einrichteten, beſchloß der Mann hin zu dem Heiligen zu gehen und ſich deſſen Gebät zu empfehlen. Sobald der Einſiedel ihn und die andern Begleitenden kommen ſah, ſagte er im Geſpräch: „wißt ihr ſchon, daß König Theoderich geſtorben iſt?“ Sie antworteten ſchnell: „unmöglich, denn wir verließen ihn lebendig, und haben nichts dergleichen von ihm gehört.“ Der Diener Gottes verſetzte: „er iſt aber geſtorben, denn geſtern am Tage um die neunte Stunde ſah ich, daß er entgürtet und entſchuht *) mit gebundenen Händen, zwiſchen Johannes dem Pabſt und Symmachus dem Patricier hergeführt, und in den Schlund

*) Discinctus et discalceatus, in der Weiſe eines vogelfreien Verbannten. Lex salica. Tit. 61.

des benachbarten Vulcans gestürzt wurde. Die Leute schrieben sich Tag und Stunde genau, wie sie gehört hatten, auf, reisten heim nach Italien und vernahmen, daß Theoderich gerade zu jener Zeit gestorben war. Und weil er den Pabst Johannes im Gefängnisse todtgemartert, und den Patricier Symmachus mit dem Schwert enthauptet hatte: so wurde er gerecht von denen ins Feuer geleitet, die er ungerecht in seinem Leben gerichtet hatte.

384.

Urajas und Ildibad *).

Procop. de bello goth. III: 1.

Urajas der Gothe hatte eine Ehefrau, reich an Vermögen und schön an Gestalt. Diese ging einmal ins Bad, angethan in herrlichem Schmuck und begleitet von einer Menge Dienstfrauen. Da sah sie im Bade sitzen Ildebads des Königes Gemahlin in schlechten Kleidern, grüßte sie nicht demüthig, wie es sich vor einer Königin ziemt, sondern sprach höhnende Reden aus stolzem Muth. Denn es war Ildebads Einkommen noch gering und seine Macht noch nicht königlich.

Allein diesen Schimpf ertrug die Königin nicht, entbrannte vor Schmerz und ging zu ihrem Gemahl;

*) Bei Marcellinus, p. 70. 71. (ed. Sirmond 1618. 8.) Urajus und Heldebadus genannt.

gen hatte, daß er den Symmachus und Boethius verurtheilte, ohne wider ſeine Gewohnheit die Sache vorher unterſucht zu haben.

383.

Theoderichs Seele.

Dialogi Gregorii M. Lib. IV. cap. 30. und daraus die Reimchronick. Altd. Wäld. III. 283. Vergl. I. 228.

Zu den Zeiten Theoderichs, Königs der Oſtgothen, kehrte ein Mann von einer nach Sicilien gethanen Reiſe wieder nach Italien zurück; ſein Schiff vom Sturm verſchlagen, trieb zu der Inſel Liparis. Daſelbſt wohnte ein frommer Einſiedel, und während ſeine Schiffsleute das zerbrochene Geräth wieder einrichteten, beſchloß der Mann hin zu dem Heiligen zu gehen und ſich deſſen Gebät zu empfehlen. Sobald der Einſiedel ihn und die andern Begleitenden kommen ſah, ſagte er im Geſpräch: „wißt ihr ſchon, daß König Theoderich geſtorben iſt?“ Sie antworteten ſchnell: „unmöglich, denn wir verließen ihn lebendig, und haben nichts dergleichen von ihm gehört.“ Der Diener Gottes verſetzte: „er iſt aber geſtorben, denn geſtern am Tage um die neunte Stunde ſah ich, daß er entgürtet und entſchuht *) mit gebundenen Händen, zwiſchen Johannes dem Pabſt und Symmachus dem Patricier hergeführt, und in den Schlund

*) Discinctus et discalceatus, in der Weiſe eines vogelfreien Verbannten. Lex salica. Tit. 61.

des benachbarten Vulcans gestürzt wurde. Die Leute schrieben sich Tag und Stunde genau, wie sie gehört hatten, auf, reisten heim nach Italien und vernahmen, daß Theoderich gerade zu jener Zeit gestorben war. Und weil er den Pabst Johannes im Gefängnisse todtgemartert, und den Patricier Symmachus mit dem Schwert enthauptet hatte: so wurde er gerecht von denen ins Feuer geleitet, die er ungerecht in seinem Leben gerichtet hatte.

384.

Urajas und Ildibad*).

Procop. de bello goth. III: 1.

Urajas der Gothe hatte eine Ehefrau, reich an Vermögen und schön an Gestalt. Diese ging einmal ins Bad, angethan in herrlichem Schmuck und begleitet von einer Menge Dienstfrauen. Da sah sie im Bade sitzen Ildebads des Königes Gemahlin in schlechten Kleidern, grüßte sie nicht demüthig, wie es sich vor einer Königin ziemt, sondern sprach höhnende Reden aus stolzem Muth. Denn es war Ildebads Einkommen noch gering und seine Macht noch nicht königlich.

Allein diesen Schimpf ertrug die Königin nicht, entbrannte vor Schmerz und ging zu ihrem Gemahl;

*) Bei Marcellinus, p. 70. 71. (ed. Sirmond 1618. 8.) Orajus und Heldebadus genannt.

den bat sie mit Thränen, daß er das von Urajas Frau ihr zugefügte Unrecht räche. Bald darauf schuldigte Ildibad den Urajas bei den Gothen an, daß er zum Feinde übergehen wollte, und nicht lange darauf brachte er ihn hinterlistig ums Leben. Darüber fingen die Gothen an, sich in Haß und Zwietracht zu spalten, und Wilas, ein Gepide, beschloß den König zu morden. Als Ildebad eben am Gastmahl saß und aß, hieb ihm Wilas unversehens mit dem Schwert in den Nacken, so daß seine Finger noch die Speise hielten, während sein abgeschnittenes Haupt auf den Tisch fiel, und alle Gäste sich entsetzten.

385.

Totila versucht den Heiligen.

Dialogi Gregorii M. Lib. 2. cap. 14. 15.

Als Totila, König der Gothen vernommen hatte, daß auf dem heiligen Benedictus ein Geist der Weissagung ruhe, brach er auf und ließ seinen Besuch in dem Kloster ankündigen. Er wollte aber versuchen, ob der Mann Gottes die Gabe der Weissagung wirklich hätte. Einem seiner Waffenträger, Namens Riggo, gab er seine Schuhe, und ließ ihm königliche Kleider anthun; so sollte er sich in Gestalt des Königs dem Heiligen nahen. Drei andere Herrn aus dem Gefolge, Wulderich, Ruderich und Blindin *), mußten

*) Bei Marcellinus p. 72. heißen die drei Herzöge des Totila: Ruderit, Viliarid, Bleda.

ihn begleiten, seine Waffen tragen, und sich nicht
ders anstellen, als ob er der wahre König w
Riggo begab sich nun in seinem prächtigen Gew
unter dem Zulaufen vieler Leute in das Münster,
der Mann Gottes in der Ferne saß. Sobald B
dictus den Kommenden in der Nähe, daß er von
gehört werden konnte, sah, rief er aus: „lege
mein Sohn, lege ab, was du trägst, ist nicht dei
Riggo sank zu Boden vor Schrecken, daß er so
entdeckt worden war, und alle seine Begleitung be
sich mit ihm. Darauf erhuben sie sich wieder,
ten aber nicht dem Heiligen näher zu gehen, son
kehrten zitternd zu ihrem König zurück mit der N
richt, wie ihnen geschehen wäre. Nunmehr m
sich Totila selbst auf, und beugte sich vor dem in
Weite sitzenden Benedictus nieder. Dieser trat h
hob den König auf, tadelte ihn über seinen gr
men Heereszug, und verkündete ihm in wenig W
die Zukunft: „Du thust viel Böses und hast
Böses gethan; jetzt laß ab vom Unrecht! Du
in Rom einziehen, über das Meer gehen, neun J
herrschen, und im zehnten sterben.“ Totila erf
heftig, beurlaubte sich von dem Heiligen, und war
dem nicht so grausam mehr.

386.

Der blinde Sabinus.

Dialogi Gregorii Lib. 3. cap. 5.

Der Bischof Sabinus hatte vor hohem Alter das Licht der Augen verloren, und war ganz blind. Da nun Totila von diesem Mann hörte, daß er weissag k könne, wollte ers nicht glauben, sondern selbst prüfen. Bei seiner Ankunft in jener Gegend lud der Mann Gottes den König zum Gastmahl ein. Totila wollte nicht speisen, sondern setzte sich zur Rechten des Greises. Als darauf ein Diener dem Sabinus den Weinbecher reichen wollte, streckte der König seine Hand stillschweigend aus, nahm den Kelch und reichte ihn mit seiner eignen Hand, statt des Knaben, dem Bischof hin. Dieser empfing ihn, sagte aber: „Heil dieser Hand!“ Totila erröthend über seine Entdekkung, freute sich gefunden zu haben, was er suchte.

Dieser Sabinus brachte sein Leben weit hinauf, so daß endlich sein Archidiaconus, aus Begierde ihm als Bischof zu folgen, den frommen Mann zu vergiften trachtete. Er gewann den Weinschenken, daß er ihm Gift in den Kelch mischte, und bestach den Knaben, der dem Sabinus bei dem Mittagsmahl den Trank zu reichen pflegte. Der Bischof sprach auf der Stelle zum Knaben: „trinke du selbst, was du mir reichst.“ Zitternd wollte der Knabe doch lieber trinken und sterben, als die Qualen leiden, die auf einem solchen Menschenmord standen. Wie er aber den Be-

Aage waren nicht träg dazu, und ließen ihre Wimpel wehen; Ebbe führte die Jüten, und Aage die Gundinger aus.

389.

Sage von Gambara *) und den Langbärten.

Paulus Diac. Lib. I. c. 8.
Greg. tur. hist. ephomata cap. 65. cf. Gotfrid. viterb. p. 299. cf. 304.

Als das Loos geworfen war und der dritte Theil der Winiler aus der Heimath in die Fremde ziehen mußte, führten den Haufen zwei Brüder an, Ibor und Aio **) mit Namen, junge und frische Männer. Ihre Mutter aber hieß Gambara, eine schlaue und kluge Frau, auf deren weisen Rath in Nöthen sie ihr Vertrauen setzten. Wie sie sich nun auf ihrem Zug ein anderes Land suchten, das ihnen zur Niederlassung gefiele, langten sie in die Gegend, die Schoringen hieß, da weilten sie einige Jahre. Nah dabei wohnten die Wandalen, ein rauhes und siegstolzes Volk, die hörten ihrer Ankunft, und sandten Boten an sie: daß die Winiler entweder den Wandalen Zoll gäben, oder sich zum Streit rüsteten. Da rathschlagten Ibor und Aio mit Gambara ihrer Mutter, und wurden eins: daß es besser sey, die Freiheit zu verfechten, als sie mit dem Zoll zu beflecken; und ließen das

*) Diese Gambara ist merkwürdig die Cambra des Hunibald.
**) bei Gotfr. viterb. Hibor et Hangio.

Banthaib und Burgenthaib, wo ſie auch noch nicht blieben, ſondern durch Rugiland zogen, eine Zeit über im offenen Feld wohnten, mit den Herulern, Gepiden und Gothen Händel hatten, und zuletzt in Italien feſten Sitz nahmen.

388.

Der Longobarden Ausgang.

Nach der alten Chronik und dem däniſchen Volkslied vergl. Suhm Fabelzeit I. 40—42. nach Saxo Gramm. Lib. 8. p. 158 159. wo Aggo, Ebbo und Gambaruc, und eine merkwürdige Nach-Sage, Suhm II. 84, von Snio und Magge.

In Dänemark herrſchte König Snio (Schnee), da brach im Land Hunger und Noth aus; der König gab ein Geſetz, welches Gaſtereien und Trinkgelage verbot; aber das wollte nicht helfen, ſondern die Theurung nahm immer zu. Der König ließ ſeinen Rath verſammeln und beſchloß, den dritten Theil des Volkes tödten zu laſſen. Ebbe und Aage, zwei mannliche Helden, ſaßen zu oberſt im Rath; ihre Mutter hieß Gambaruk, wohnte in Jütland, und war eine weiſe Frau. Als ſie dieſer den Entſchluß des Königs meldeten, mißfiel es ihr höchlich, daß ſo viel unſchuldig Volk umkommen ſollte: „ich weiß beſſern Rath, der uns frommt; laßt Alte und Junge looſen, auf welche unter dieſen das Loos fällt, die müſſen aus Dänemark fahren, und ihr Heil zur See verſuchen.“ Dieſer Rathſchlag wurde allgemein beliebt, und das Loos geworfen. Es fiel auf die Jungen, und alsbald wurden die Schiffe ausgerüſtet. Ebbe und

verlaſſen und gedachten in Moringen zu ziehen. Die Aßipiter (? Uſipeter) aber widerſtanden und wollten ihnen keinen Durchzug durch ihre Gränzen verſtatten. Da nun die Langbarten die große Zahl der Feinde und ihre geringe ſahen, ſprengten ſie liſtig aus, daß ſie Hundsköpfe im Lager bei ſich führten; das heißt: ungeheure Menſchen mit Hundsköpfen; die dürſteten nach Menſchenblut und tränken, wenn ſie keinen Feind erreichen könnten, ihr eigenes. Und um dies glaubhafter zu machen, ſtellten ſie ihre Zelte weit aus einander, und zündeten viele Feuer im Lager an. Die Aßipiter geriethen dadurch in Furcht, und wagten nun den Krieg, womit ſie gedroht hatten, nicht mehr zu führen. Doch hatten ſie unter ſich einen ſtarken Mann, auf deſſen Kräfte ſie vertrauten; mit dieſem boten ſie den Langbarten einen Einkampf an. Die Langbarten möchten nämlich auch einen aus ihren Leuten, welchen ſie wollten, wählen, und ihrem Fechter entgegenſtellen. Siegte der Aßipiter, ſo ſollten die Langbarten auf dem Wege, den ſie gekommen wären, wieder zurück wandern; würde er aber beſiegt, ſo müßte ihnen der freie Durchzug geſtattet werden.

Als nun die Langbarten anſtanden, wen ſie von ihren Männern dazu auswähleten: da bot ſich einer aus der Knechtſchaft von freien Stücken zum Kampf an, und hielt ſich aus, wo er den Feind beſiegen würde, daß er und ſeine Nachkommen in den Stand der Freien aufgenommen werden ſollte. Dies wurde ihm verheißen, er übernahm den Kampf, und beſiegte

den Wandalen ſagen. Es waren die Winiler zwar muthige und kräftige Helden, an Zahl aber gering. Nun traten die Wandalen vor Wodan, und flehten um Sieg über die Winiler. Der Gott antwortete: „denen will ich Sieg verleihen, die ich bei Sonnenaufgang zuerſt ſehe.“ Gambara aber trat vor Frea, Wodans Gemahlin, und flehte um Sieg für die Winiler. Da gab Frea den Rath: „die Winiler Frauen ſollten ihre Haare auflöſen, und um das Geſicht in Bartes Weiſe zurichten, dann aber frühmorgens mit ihren Männern ſich dem Wodan zu Geſicht ſtellen, vor das Fenſter gen Morgen hin, aus dem er zu ſchauen pflegte. Sie ſtellten ſich alſo dahin, und als Wodan ausſchaute bei Sonnenaufgang, rief er: „was ſind das für Langbärte?“ Frea fügte hinzu: „wem du Namen gabſt, dem mußt du auch Sieg geben.“ *) Auf dieſe Art verlieh Wodan den Winilern den Sieg, und ſeit der Zeit nannten ſich die Winiler Langbärte (Longobarden).

390.

Die Longobarden und Aßipiter.

Paul. Diacon. I. 11. 12.

Bald nach Beſiegung der Winiler mußten die Langbarten aus Hungersnoth das Land Schoringen

*) S. das Lied von Helge und Swawa in unſerer Ausg. der Edda. Str. 8. Anm. S. 55.

verlaſſen und gedachten in Moringen zu ziehen. Die Aſipiter (? Uſipeter) aber widerſtanden und wollten ihnen keinen Durchzug durch ihre Gränzen verſtatten. Da nun die Langbarten die groſſe Zahl der Feinde und ihre geringe ſahen, ſprengten ſie liſtig aus, daß ſie Hundsköpfe im Lager bei ſich führten; das heißt: ungeheure Menſchen mit Hundsköpfen; die dürſteten nach Menſchenblut und tränken, wenn ſie keinen Feind erreichen könnten, ihr eigenes. Und um dies glaubhafter zu machen, ſtellten ſie ihre Zelte weit aus einander, und zündeten viele Feuer im Lager an. Die Aſipiter geriethen dadurch in Furcht, und wagten nun den Krieg, womit ſie gedroht hatten, nicht mehr zu führen. Doch hatten ſie unter ſich einen ſtarken Mann, auf deſſen Kräfte ſie vertrauten; mit dieſem boten ſie den Langbarten einen Einkampf an. Die Langbarten möchten nämlich auch einen aus ihren Leuten, welchen ſie wollten, wählen, und ihrem Fechter entgegenſtellen. Siegte der Aſipiter, ſo ſollten die Langbarten auf dem Wege, den ſie gekommen wären, wieder zurück wandern; würde er aber beſiegt, ſo müßte ihnen der freie Durchzug geſtattet werden.

Als nun die Langbarten anſtanden, wen ſie von ihren Männern dazu auswähleten: da bot ſich einer aus der Knechtſchaft von freien Stücken zum Kampf an, und hielt ſich aus, wo er den Feind beſiegen würde, daß er und ſeine Nachkommen in den Stand der Freien aufgenommen werden ſollte. Dies wurde ihm verheißen, er übernahm den Kampf, und beſiegte

seinen Gegner. Seinem Wunsche gemäß wurde er darauf freigesprochen, und erwarb den Langbarten freien Durchzug, worauf sie glücklich in das Land Moringen einrückten.

391.

Die sieben schlafenden Männer in der Höhle.

Paulus Diaconus Lib. I. cap. 3.

Vergl. die byzantinische Sage bei Gregor. turon. mirac. l. 95. und die naheliegende Verwechslung der Wörter Germani (Brüder) und Germani (Deutsche). Dessenungeachtet folgt Paulus offenbar einer andern Erzählung.

In ganz Deutschland weiß man folgende wunderbare Begebenheit. An der äußersten Meeresküste liegt unter einem ragenden Felsen eine Höhle, in der, man kann nicht mehr sagen seit welcher Zeit, lange her sieben Männer schlafen; ihre Leiber bleiben unverweßt, ihre Kleider verschleißen nicht, und das Volk verehrt sie hoch. Der Tracht nach scheinen sie Römer zu seyn. Einen reizte die Begierde, daß er der Schläfer einem das Gewand ausziehen wollte; alsbald erdorrten ihm die Arme, und die Leute erschraken so, daß niemand näher zu treten wagte. Die Vorsehung bewahrt sie zu einem heiligen Zweck auf, und dereinst sollen sie vielleicht aufstehen, und den heidnischen Völkern die heilige Lehre verkündigen.

392.

Der Knabe im Fiſchteich.

Paulus Diac. Lib. I. c. 15.

Zu den Zeiten Agelmunds, des longobardiſ
Königs, trug es ſich zu, daß ein Weib dieſes Vo
ſieben Knäblein auf einmal gebar, und um der Sch
zu entgehn, grauſamer als wilde Thiere, ſie kün
lich in einen Fiſchteich warf. Bei dieſem Teich
der König gerade vorüber, ſah die elenden Kinder
gen, hielt ſein Pferd an, und wandte ſie mit
Spieß, den er in der Hand trug, von einer auf
andere Seite um. Da griff eins der Kindlein mit
nen Händchen den königlichen Spieß feſt. Der K
ſah darin ein Zeichen, daß aus dieſem Kind ein be
derer Mann werden würde, befahl es aus dem F
behälter zu ziehen, und übergab es einer Amme
Säugen. Und weil er ihn aus dem Fiſchteich, de
ihrer Sprache Lama *) heißt, gezogen hatte, l
er dem Kind den Namen Lamißio bei. Es erwu
wurde ein ſtreitbarer Held, und nach Agelmunds T
König der Longobarden.

*) Aus keiner germaniſchen Sprache jetzt zu erläutern,
im latein. iſt lama Pfütze, Sumpf, Schlund, g
λαμος. Vergl. Schlamm.

393.

Sage von Rodulf und Rumetrud.

Paulus Diac. Lib. I. cap. 20.

Als die Heruler und Longobarden ihren Krieg durch ein Friedensbündniß aufheben wollten, sandte König Rodulf seinen Bruder zu König Tato, daß er alles abschließen sollte. Nach beendigtem Geschäffte kehrte der Gesandte heim; da geschah es, daß er unterweges vorbeiziehen mußte, wo Rumetrud wohnte, des longobardischen Königs Tochter. Diese sah die Menge seines Gefolges, fragte: wer das wohl seyn möchte? und hörte, daß es der heruliſche Gesandte, Rodulfs leiblicher Bruder wäre, der in sein Land heimzöge. Da schickte sie einen zu ihm, und ließ ihn laden: „ob er kommen wolle, einen Becher Wein zu trinken?“ Ohne Arg folgte er der Ladung; aber die Jungfrau spottete seiner aus Übermuth, weil er kleinlicher Gestalt war, und sprach höhnende Reden. Er dagegen, übergossen von Scham und Zorn, stieß noch härtere Worte aus, also daß die Königstochter viel mehr beschämt wurde, und innerlich von Wuth entbrannte. Allein sie verstellte ihre Rache und versuchte mit freundlicher Miene ein angenehmes Gespräch zu führen, und lud den Jüngling zu sitzen ein. Den Sitz aber wies sie ihm da an, wo in der Wand eine Lucke war, darüber sie, gleichsam zu des Gastes Ehren, einen köstlichen Teppich hängen lassen; eigentlich aber wollte sie damit allen Argwohn entfernen. Nun hatte sie

ihren Dienern befohlen, ſo bald ſie zu dem S
das Wort ſprechen würde: „miſche den B
daß ſie durch die Lucke des Gaſtes Schulterblat
ſtoßen ſollten, und ſo geſchah auch. Denn b
das grauſame Weib jenes Zeichen, und der
Gaſt ſank mit Wunden durchbohrt zur Erde.

Da König Rodulf von ſeines Bruders
Kundſchaft bekam, klagte er ſchmerzlich und ſeh
nach Rache; alsbald brach er den neuen Bun
ſagte den Longobarden Krieg an. Wie nun der S
tag erſchien, war Rodulf ſeiner Sache ſo gewi
ihm der Sieg unzweifelhaft deuchte, und n
das Heer ausrückte, er ruhig im Lager blie
Schachtafel ſpielte. Denn die Heruler waren
mal im Kampf wohl erfahren, und durch viele
berühmt. Um freier zu fechten, oder als verc
ſie alle Wunden, pflegten ſie auch nackend z
ten, und nichts als die Scham zu bedecken an
Leibe.

Als nun der König, wie geſagt, feſt auf t
pferkeit der Heruler baute, und ruhig Tafel
hieß er einen ſeiner Leute auf einen naheſte
Baum ſteigen, daß er ihm der Heruler Sie
ſchneller verkündige; doch mit der zugefügten
hung: „meldeſt du mir von ihrer Flucht, ſo
Haupt verloren.“ Wie nun der Knecht oben a
Baume ſtand, ſah er, daß die Schlacht übel
aber er wagte nicht zu ſprechen, und erſt w
ganze Heer dem Feinde den Rücken kehrte, b

in die Worte aus: „Weh dir Herulerland, der Zorn des Himmels hat dich betroffen!“ Das hörte Rodulf und sprach: „wie, fliehen meine Heruler?“ „Nicht ich, rief jener, sondern du König hast dies Wort gesprochen.“ Da traf den König Schrecken und Verwirrung, daß er und seine umstehenden Leute keinen Rath wußten, und bald die lombardischen Haufen einbrachen und alles erschlugen. Da fiel Rodulf, ohne männliche That. Und über der Heruler Macht, wie sie hierhin und dorthin zerstreut wurde, waltete Gottes Zorn schrecklich. Denn als die Fliehenden blühende Flachsfelder vor sich sahen, meinten sie vor einem schwimmbaren Wasser zu stehen, breiteten die Arme aus, in der Meinung zu schwimmen, und sanken grausam unter der Feinde Schwert.*) Die Lombarden aber trugen unermeßliche Beute davon, und theilten sie im Lager; Rodulfs Fahne und Helm, den er in den Schlachten immer getragen hatte, bekam Tato, der König. Von der Zeit an war alle Kraft der Herulen gebrochen, sie hatten keine Könige mehr; die Longobarden aber wurden durch diesen Sieg reicher und mächtiger, als je vorher.

*) Diesen poetischen und ganz sagenhaften Zug hat auch Aimoin in seinen sonst kurzen Excerpten aus Paulus (Lib. 2. cap. 13.)

394.

Alboin wird dem Audoin tischfähig.

Paulus Diac. I. 23. 24.

Als Alboin, Audoins Sohn, siegreich vom K
zug gegen die Gepiden heimkehrte, wollten die
gebärden, daß er auch seines Vaters Tischgenoß wü
Audoin aber verwarf dies, weil nach der Gewohn
des Volks der Königssohn nicht eher mit dem
ter speisen dürfe, bis er von einem auswärtigen
nig gewaffnet worden sey. Sobald dies Alboin hö
ritt er, nur von vierzig Jünglingen begleitet, zu T
risend, dem Gepidenkönig, dessen Sohn Thurismo
eben erlegt hatte, und erzählte ihm, aus welcher
sache er käme. Thurisend nahm ihn freundlich
lud ihn zu Gast, und setzte ihn zu seiner Rechten
der Mahlzeit, wo sonst sein Sohn zu sitzen pfle
Als nun Thurisend so saß, und seines Sohnes M
der neben sich erblickte, seufzte er vor Schmerz
sprach: „der Platz ist mir lieb, aber der Mann
der jetzt darauf sitzt.“ Durch diese Worte ger
hub der andere Sohn Thurisends an, der Longob
den zu spotten, weil sie unterhalb der Waden w
Binden trügen; und verglich sie Pferden, deren F
bis an die Schenkel weiß sind, „das sind ekelh
Mähren, denen ihr gleicht.“ Einer der Longobar
versetzte hierauf: „komm mit ins Asfeld, da ka
Du sehen, wie gut die, welche Du Mähren nenn
mit den Hufen schlagen; da liegen Deines Brud

Gebeine, wie die eines elenden Gauls, mitten auf der Wiese.“ Die Gepiden geriethen dadurch in Wuth, und wollten sich rächen, augenblicklich faßten alle Longobarden ihre Degengriffe. Der König aber stand vom Tische auf, warf sich in ihre Mitte, und bedrohte den, welcher zuerst den Streit anheben würde: der Sieg mißfalle Gott, wenn man in seinem eignen Hause den Feind erlege. So beschwichtigte er den Zank, nahm nach vollbrachtem Mahl die Waffen seines Sohnes Turisimod, und übergab sie dem Alboin. Dieser kehrte in Frieden zu seinem Vater heim, und wurde nun dessen Tischgenoß. Er erzählte alles, was ihm bei den Gepiden begegnet war, und die Longobarden lobten mit Bewunderung sowohl Albvins Wagstück, als Turisends große Treue.

395.

Ankunft der Longobarden in Italien.

P. Diaconus II. 5.
Greg. tur. hist. epitom. c. 65.
Vergl. Altd. Wälder III. S. 282.
— Stritter mem. pop. I. 406. 407.

Narses, weil er seiner Mannnheit beraubt worden war, wurde von der Kaiserin verhöhnt, indem sie ihm ein goldenes Spinnrad sandte: „mit den Weibern solle er spinnen, aber nicht unter den Männern befehlen.“ Da antwortete Narses: „so will ich ihr ein solches Gewebe spinnen, aus dem sie zeitlebens ihren Hals nicht wieder wird loswickeln können.“

Darauf lockte er die Longobarden, und leitete sie m ihrem König Alboin aus Pannonien nach Italien.

Die altdeutsche Weltchronik erzählt dieses nich von Narses, sondern von Aetius, dem die Königi spottweise entbieten ließ, in ihrer Frauenstube Woll zu zeisen.

396.

Alboin gewinnt Ticinum *).

P. Diac. II. 27.

Drei Jahre und etliche Monate hatte Alboin Ti cinum belagert, eh' es sich ergab. Als nun der Kö nig durch die Johannespforte an der Ostseite de Stadt einritt, fiel sein Pferd mitten unter dem Tho hin, und konnte durch keine Streiche dahin gebrach werden, wieder aufzustehn. Da sagte ein Longobarde „Gedenk, o König, deines Gelübdes, und brich es so wirst du in die Stadt eingehen, denn es wohn auch Christenvolk darin.“ Alboin hatte nämlich gelobt, das ganze Volk, weil es sich nicht ergeben wollte, über die Klinge springen zu lassen. Hierau brach er nun das harte Gelübde, und verhieß den Bürgern Gnade; alsbald hob sich sein Pferd auf, und er hielt ruhig den Einzug.

*) Pavia.

397.

Alboin und Roſimund.

P. Diaconus I. 27. II. 28.
Gotfridus viterb. p. 308. 309.
Vergl. Theophylactus bei Stritter I. p. 386.

Nach Turiſends Tod brach deſſen Sohn und Nachfolger Cunimnnd aufs neue den Frieden mit den Longobarden. Alboin aber ſchlug die Feinde, erlegte den Cunimund ſelber, und machte ſich aus deſſen Schädel eine Trinkſchale. Cunimunds Tochter Roſimund führte er mit vielen andern in die Gefangenſchaft, und nahm ſie darauf zu ſeiner Gemahlin. Alboins Thaten erſchollen überall, und ſein Ruhm wurde nicht blos bei den Longobarden, ſondern auch bei den Baiern, Sachſen und andern Völkern der deutſchen Zunge in Liedern beſungen. Auch erzählen viele, daß zu ſeiner Zeit ganz vorzügliche Waffen geſchmiedet worden ſeyen.

Eines Tages ſaß Alboin zu Verona fröhlich am Mahl, und befahl der Königin in jene Schale Wein zu ſchenken, die er aus ihres Vaters Haupt gemacht hatte, und ſprach zu ihr: „trinke fröhlich mit deinem Vater!“ Roſimund empfand tiefen Schmerz, bezwang ſich gleichwohl, und ſann auf Rache. Sie wandte ſich aber an Helmichis, des Königs Waffenträger (Schilpor) und Milchbruder, und bat ihn, daß er den Alboin umbringe. Dieſer rieth ihr, den Peredeo, einen tapfern Helden, ins Verſtändniß zu ziehen. Peredeo wollte aber mit dieſer Unthat nichts gemein haben. Da barg ſich Roſimund heimlich in

ihrer Kammermagd Bett, mit welcher Peredeo vertrauten Umgang hatte; und so geschah's, daß er unwissend dahin kam, und bei der Königin schlief. Nach vollbrachter Sünde frug sie ihn: für wen er sie wohl halte? und als er den Namen seiner Freundin nannte, sagte sie: „Du irrst dich sehr, ich, Rosimund bin's; und nun du einmal dieses begangen hast, geb ich dir Wahl, entweder den Alboin zu ermorden, oder zu gewarten, daß er dir das Schwert in den Leib stoße.“ Da sah Peredeo das unausweichliche Übel ein, und bewilligte gezwungen des Königs Mord.

Eines Mittags also, wie Alboin eingeschlafen war, gebot Rosimund Stille im ganzen Schlosse, schaffte alle Waffen beiseits, und band Alboins Schwert an die Bettstelle stark fest, daß es nicht weggenommen, noch aus der Scheide gezogen werden mochte. Dann führte sie, nach Helmichis Rath, Peredeo herein. Alboin aus dem Schlaf erwachend, sah die Gefahr, worin er schwebte, und wollte schnell sein Schwert ergreifen; da er's nicht losbringen konnte, griff er den Fußschämel, und wehrte sich eine gute Weile tapfer damit. Endlich aber mußte dieser kühne und gewaltige Mann, der so viele Feinde besiegt hatte, durch die List seiner Frau wehrlos unterliegen. Seinen Leichnam bestatteten die Longobarden weinend und klagend unter den Aufstieg einer Treppe, nah' beim königlichen Schloß. Später öffnete Herzog Sisilbert das Grab, und nahm das Schwert zusammt anderm

Schmuck heraus. Er berühmte ſich auch, den Alboin geſehen zu haben.

398.

Roſimund, Helmichis und Peredeo.

P. Diaconus II. 29. 30.

Nach Alboins Tode dachte Helmichis das Reich zu bekommen, allein die Longobarden hinderten das, und ſtellten ihm, vor tiefem Schmerz über ihres Herrſchers Ermordung, nach dem Leben. Alſo entflohen Helmichis und Roſimund, jetzt ſeine Gemahlin, auf einem Schiffe, das ihnen Longinus, Vorſteher zu Ravenna, geſandt hatte, Nachts aus Verona, entwandten Albſuind, Alboins Tochter erſter Ehe, und den ganzen longobardiſchen Schatz. Wie ſie zu Ravenna angelangt waren, nahm Roſimundens Schönheit auch den Longinus ein, und er beredete ſie, den Helmichis zu tödten, und ſich hernach ihm zu vermählen. Zum Böſen aufgelegt, und wünſchend Ravennas Herrin zu werden, reichte ſie dem Helmichis, als er aus dem Bad kam, einen Becher Gift; er aber, ſobald er merkte, daß er den Tod getrunken, zog das Schwert über ſie, und zwang ſie, was im Becher geblieben war, auszuleeren. So ſtarben dieſe beiden Mörder durch Gottes Gericht zu Einer Stunde. Longinus ſchickte Albſuind und die lombardiſchen Schätze nach Conſtantinopel zum Kaiſer Tiberius. Einige erzählen: auch Peredeo ſey mit Helmichis und Roſimund nach

Ravenna gekommen, und ebenfalls mit Albsui nachher zu Tiberius gesandt worden.

Er soll zu Constantinopel Beweise seiner gr Stärke gegeben, und einmal im Schauspiel vor dem ser und allem Volk einen ungeheuern Löwen erlegt h Aus Furcht, daß er kein Unheil stifte, ließ ihn Kaiser die Augen ausstechen. Peredeo schaffte zwei kleine Messer, barg sie in seinen Ärmeln, ging in den Pallast unter dem Vorwand, er habe Kaiser etwas Wichtiges zu offenbaren. Dieser s zwei seiner vertrauten Diener, daß sie ihn anhö alsbald nahte er sich ihnen, als wolle er etwas F liches entdecken, und schlug ihnen mit seinen b kleinen Schwertern solche Wunden, daß sie zur E hinsanken, und ihren Geist aufgaben. So rächte ser tapfere Mann, dem Samson (Simson) nich gleich, seiner beiden Augen Verlust an dem K durch den Tod zweier wichtiger Hofmänner.

399.

Sage von König Authari.

Paulus Diaconus III. 30.

Authari, König der Lamparten sandte nach B zu König Garibald, und ließ um dessen Tochter T delind (Dietlind) freien. Garibald nahm die B freundlich auf, und sagte die Braut zu. Auf Botschaft hatte Authari Lust, seine Verlobte selb sehn, nahm wenige aber geprüfte Leute mit, und unter seinen Getreuesten, der als Ältester den g

Zug anführen sollte. So langten sie ohne Verzug in Baiern an, und wurden dem König Garibald in der Weise anderer Gesandten vorgestellt; der Älteste sprach den üblichen Gruß, hernach trat Authari selbst, der von keinem Baier erkannt wurde, vor, und sprach: „Authari, mein Herr und König, hat mich deßhalb hieher gesandt, daß ich seine bestimmte Braut, die unsere Herrin werden soll, schaue, und ihm ihre Gestalt genau berichten könne.“ Auf diese Worte hieß der König seine Tochter kommen, und als sie Authari stillschweigend betrachtet hatte, auch gesehn, daß sie schön war, und seinen Augen gefiel, redete er weiter: „weil ich, o König, deine Tochter so gestaltet sehe, daß sie werth ist, unsere Königin zu werden, möge es dir belieben, daß ich aus ihrer Hand den Weinbecher empfange.“ Der König gab seinen Willen dazu, Dietlind stand auf, nahm den Becher, und reichte zuerst dem zu trinken, der unter ihnen der Älteste zu seyn schien; hernach schenkte sie Authari ein, von dem sie nicht wußte, daß er ihr Bräutigam war. Authari trank, und beim Zurückgeben des Bechers rührte er leise mit dem Finger, ohne daß jemand es merkte, Dietlindens Hand an, darauf fuhr er sich selbst mit der Rechten, von der Stirn an über die Nase, das Antlitz herab. Die Jungfrau vor Schaam erröthend, erzählte es ihrer Amme. Die Amme versetzte: „Der dich so anrührte, muß wohl der König und dein Bräutigam selber seyn, sonst hätte ers nimmer gewagt; du aber schweige, daß es dein Vater nicht vernehme;

auch ist er so beschaffen von Gestalt, daß er wohl werth scheint, König und dein Gemahl zu heißen.“

Authari war schön in blühender Jugend, von gelbem Haar und zierlich von Anblick. Bald darauf empfingen die Gesandten Urlaub beim König, und zogen von den Baiern geleitet, heim. Da sie aber nahe an die Grenze, und die Baiern noch in der Gesellschaft waren, richtete sich Authari, so viel er konnte, auf dem Pferde auf, und stieß mit aller Kraft ein Beil, das er in der Hand hielt, in einen nahestehenden Baum. Das Beil haftete fest, und er sprach: „solche Würfe pflegt König Authari zu thun!“ Aus diesen Worten verstanden die Baiern, die ihn geleiteten, daß er selber der König war. —

Als einige Zeit darauf Dietlinde nach Lamparten kam, und die Hochzeit festlich gehalten wurde, trug sich Folgendes zu. Unter den Gästen war auch Agilulf, ein vornehmer Longobard. Es erhub sich aber ein Unwetter, und der Blitzstrahl fuhr mit heftigem Donner in ein Holz, das innerhalb des Königs Zaungarten lag. Agilulf hatte unter seinem Gesinde einen Knecht, der sich auf die Auslegung der Donnerkeile verstand, und was daraus erfolgen würde, durch seine Teufelskunst wohl wußte. Nun begab sichs, daß Agilulf an einen geheimen Ort ging, sich des natürlichen Bedürfnisses zu erledigen, da trat der Knecht hinzu und sprach: „Das Weib, die heute unserm Könige vermählt worden ist, wird, nicht über lang, dein Gemahl werden.“ Als Agilulf das hörte, bedrohte er

ihn hart, und sagte: „Du mußt dein Haupt verlieren, wo du ein Wort von dieser Sache fallen lässest.“ Der Knabe erwiederte: „Du kannst mich tödten, allein das Schicksal ist unwandelbar; denn traun, diese Frau ist darum in dies Land gekommen, damit sie dir anvermählt würde.“ Dies geschah auch nach der Zeit.

400.

Agilulf und Theudelind.

P. Diaconus III. 35.
Decamerone III, 2.

Nach Autharis (Betaris) Tode ließen die Longobarden Theudelind, die königliche Wittwe, die ihnen allen wohlgefiel, in ihrer Würde bestehen, und stellten ihr frei: welchen sie wollte, aus dem Volk zu wählen, den würden sie alle für ihren König erkennen. Sie aber berief Agilulf, Herzog von Taurin, einen tapfern, kriegerischen Mann, und reiste ihm selbst bis nach Laumell entgegen. Gleich nach dem ersten Gruß ließ sie Wein schenken, trank selber, und reichte das übrige dem Agilulf hin. Als er nun beim Empfang des Bechers ehrerbietig die Hand der Königin küßte, sprach sie lächelnd und erröthend: „Der braucht mir nicht die Hand zu küssen, welcher mir seinen Kuß auf den Mund geben soll.“ Hierauf ließ sie ihn zum Kuß, und that ihm den gefaßten Entschluß kund; unter allgemeinem Frohlocken wurde bald die Hochzeit begangen, und Agilulf von allem versammelten Volk zum König angenommen.

Unter der weisen und kräftigen Herrschaft di
Königes stand das Reich der Longobarden in E
und Frieden; Theudelind, seine Gemahlin, war s
und tugendsam. Es begab sich aber, daß ein Ji
ling aus dem königlichen Gesinde eine unüberwind
Liebe zu der Königin faßte, und doch, seiner nie
Abkunft halben, keine Hoffnung nähren durfte,
mals zur Befriedigung seiner Wünsche zu gelan
Er beschloß endlich das Äußerste zu wagen, und n
er sterben müsse. Weil er nun abgemerkt hatte,
der König nicht jede Nacht zu der Königin ging, so o
es aber that, in einen langen Mantel gehüllt, in
einen Hand eine Kerze, in der andern ein Stäblein
gend, vor das Schlafgemach Theudelindens trat,
mit dem Stäblein ein oder zwei Mal vor die Th
schlug, worauf alsbald geöffnet, und ihm die K
abgenommen wurde; so verschaffte er sich einen
chen Mantel, wie er denn auch von Gestalt ge
dem Könige gleich kam.

Eines Nachts wickelte er sich in den Man
nahm Kerze und Stäblein zur Hand, und that z
Schläge an die Thüre des Schlafzimmers; sogl
ward ihm von der Cämmerin aufgethan, die K
abgenommen, und der Diener gelangte wirklich in
Bett der Königin, die ihn für keinen andern, als
ren Gemahl hielt. Indessen fürchtete er, auf solc
Glück möge schnelles Unheil folgen, machte sich da
bald aus den Armen der Königin, und gelangte

ſelbe Weiſe, wie er gekommen war, unerkannt in ſeine Schlafſtube zurück.

Kaum hatte er ſich entfernt, als ſich der König ſelbſt vornahm, dieſe Nacht ſeine Gemahlin zu beſuchen, die ihn froh empfing, aber verwundert fragte: „Warum er gegen ſeine Gewohnheit, da er ſie eben erſt verlaſſen, ſchon wieder zu ihr kehre?“ Agilulf ſtutzte, bildete ſich aber augenblicklich ein, daß ſie durch die Ähnlichkeit der Geſtalt und Kleidung könne getäuſcht worden ſeyn; und da er ihre Unſchuld deutlich ſah, gab er als ein verſtändiger Mann ſich nicht blos, ſondern antwortete: „traut ihr mir nicht zu, daß, nachdem ich einmal bei euch geweſen, ich nicht noch einmal zu euch kommen möge?“ worauf ſie verſetzte: „ja, mein Herr und Gemahl, nur ich bitte euch, daß ihr auf eure Geſundheit ſehen möget.“ „Wenn ihr mir ſo rathet, ſprach Agilulf, ſo will ich euch folgen, und dies Mal nicht weiter bemühen.“ Nach dieſen Worten nahm der König ſeinen Mantel wieder um, und verließ voll innerem Zorn und Unwillen, wer ihm dieſen Schimpf zugefügt habe, das Gemach der Königin. Weil er aber richtig ſchloß, daß einer aus dem Hofgeſinde der Thäter ſeyn müßte, und noch nicht aus dem Hauſe habe gehen können, ſo beſchloß er auf der Stelle nachzuſpüren, und ging mit einer Leuchte in einen langen Saal, über dem Marſtall, wo die ganze Dienerſchaft in verſchiedenen Betten ſchlief. Und indem er weiter bedachte, dem, der es vollbracht, müßte noch das Herz viel ſtärker

ſchlagen, als den andern: ſo trat der König der Reihe nach zu den Schlafenden, legte ihnen die Hand auf die Bruſt, und fühlte, wie ihre Herzen ſchlugen. Alle aber lagen in tiefer Ruhe, und die Schläge ihres Bluts waren ſtill und langſam, bis er ſich zuletzt dem Lager deſſen näherte, der es wirklich verübt hatte. Dieſer war noch nicht entſchlafen, aber als er den König in den Saal treten geſehn, in große Furcht gerathen, und glaubte gewiß, daß er umgebracht werden ſollte; doch tröſtete ihn, daß er den König ohne Waffen erblickte, ſchloß daher, wie jener näher trat, feſt die Augen und ſtellte ſich ſchlafend. Als ihm nun der König die Hand auch auf die Bruſt legte, und ſein Herz heftig pochen fühlte, merkte er wohl, daß dieſer der Thäter war, und nahm, weil er bis auf den Tag verſchieben wollte, was er mit ihm zu thun Willens hatte, eine Scheere, und ſchnitt ihm von der Seite über dem Ohr eine Locke von den langen Haaren ab. Darauf ging der König weg, jener aber, der liſtig und ſinnreich war, ſtand unverzüglich auf, ſchnitt jedem ſeiner Schlafgeſellen auf derſelben Seite eine Locke mit der Scheere, und legte ſich hernach ganz ruhig nieder in ſein Bett und ſchlief. Morgens in aller Frühe, bevor die Thore der Burg eröffnet wurden, befahl der König ſämmtlichem Geſinde, in ſeiner Gegenwart zu erſcheinen, und begann, ſie anzuſehen, um denjenigen, den er geſchoren hatte, darunter auszufinden. Da er aber erſtaunt ſahe, daß den meiſten unter ihnen auf derſelben Stelle die Locke

fehlte, sagte er zu sich selbst: „Der, den ich suche, ist von niederer Herkunft, aber gewiß von klugem Sinn,“ und sogleich erkennend, daß er ihn ohne groſses öffentliches Ärgerniß nicht mehr finden werde, sprach er laut zu ihnen allen: „wer es gethan hat, schweige, und thue es nimmermehr!“ Bei diesen Worten des Königs sahen sich alle Diener einander verwundert an, und wußten nicht, was sie bedeuteten; außer dem einen, der das Stück begangen hatte, welcher klug genug war, sein Lebelang nichts davon laut werden zu lassen, und sich an dem Glück zu genügen, das ihm widerfahren war.

401.

Theodelind und das Meerwunder.

Altdeutsches Gedicht im Dresdner Heldenbuch.
Hans Sachs, Buch IV. Kemptn. Ausg. Bl. 130—132.

Eines Tages wandelte Theodelind, Agilulfs Gemahlin, in der grünen Au, nahe am Meerufer, sich zu erfrischen und Blumen zu brechen. Da stieg plötzlich ein scheußliches Meerwunder ans Land, rauchbehaart, mit glühenden Augen, faßte die zarte Königin und überwältigte sie. Aber ein Edelmann, der in der Nähe Hirsch und Hind jagte, hörte ihr klägliches Wehgeschrei, ritt eilends hinzu, und sobald ihm das Meerwunder kommen sah, ließ es die Königin und sprang in das Meer zurück. Der Edelmann geleitete Theodelinden heim; seit der Zeit war ihr Herz traurig und betrübt, doch sagte sie niemand, was ihr ge-

ſchehen war. Hierauf brachte ſie ein Kind zur Welt, rauch und ſchwarz und rothäugig, gleich ſeinem Vater; Agilulf erſchrak innig, daß er einen ſolchen Sohn erzeugt hätte, doch ließ er ihn ſorgfältig auferziehen. Das Kind wuchs auf, und war bös und tückiſch, andern Kindern griff es mit Fingern die Augen aus, oder zerbrach ihnen Arm und Beine, daß ſich jeder vor ihm hütete, wie vor dem leidigen Teufel. Und als es älter wurde, ſchwächte es Frauen und Jungfrauen, und tödtete die Männer; da zürnte der edle König, und dachte es mit Worten zu ſtrafen, aber es wehrte ſich, und ſchlug auf ſeinen Vater ſelber los, daß es ihn beinahe umgebracht hätte; ſeit der Zeit ſtrebte es ihm und des Königs rechtem ehelichem Sohne nach dem Leben. Dieſer Teufel kann nimmermehr mein Kind ſeyn, dachte der König, und ermahnte ſeinen Sohn, daß ſie mit dem Ungeheuer ſtreiten, und es erlegen wollten, ehe es noch mehr Mord beginge. Viele Helden tödtete es in dem Kampfe, und ſchlug ſeinem Vater und Bruder manche tiefe Wunde; das Blut rann im Saal, da nahm ſeine Mutter ſelbſt Pfeil und Bogen, und half mit fechten, bis es zuletzt von vielen getroffen zu Boden niederſank. Als das Ungeheuer todt lag, ſprach der König zu Theudelinde: „nimmermehr war das mein Sohn, bekenne mir frei, von wem du es empfangen hatteſt, ſo ſoll dir alles vergeben ſeyn.“ Die Königin bat um Gnade, und ſagte: „wie ſie vor Jahren am Geſtade des Meeres gegangen, ſey ein ſcheußliches Meer-

wunde

wunder hervorgesprungen, und habe sie mit Gewalt bezwungen; das könne ihr der Edelmann bezeugen, der sie nach Haus geleitet.“ Dieser wurde herbeigerufen und bestätigte, daß er auf das Geschrei der Königin hinzugeeilt sey, und das Meerwunder entspringen gesehen habe. Der König sprach: „nun möchte ich wissen, ob es noch am Leben ist, damit ich mich an ihm rächen könnte; darum will ich, daß ihr euch an dieselbe Stelle wiederum hinleget und seiner wartet.“ „Was ihr gebietet, thue ich — versetzte die Königin — was mir immer darum geschehe.“ Da ging die Frau, zierlich gekleidet, hin an des Meeres Flut; der König aber und sein Sohn bargen sich mit Waffen im Gesträuche. Nicht lange lag sie da, als das Meerwunder aus den Wellen sprang und auf sie zu lief; in demselben Augenblicke wurde es vom König und seinem Sohne überfallen, daß es nicht entrinnen konnte. Die Königin aber ergriff ein Schwert, und stach es durch den Leib des Unthiers, welches auf diese Weise mit dem Leben büßte; alle lobten Gott und zogen in Freuden heim.

402.

Romhild und Grimoald der Knabe.

Paul. Diacon IV. 38.

Die Hunnen oder Avaren waren mit Heereskraft in die Lombardei eingebrochen; Gisulf, Herzog von Friaul, stellte sich mannhaft entgegen, unterlag aber mit seinem schwachen Häuflein der großen Menge.

Nur wenige Lombarden kamen lebendig davon; flüchteten mit Romhild, Giſulfs Gemahlin, und ſe Söhnen in die Feſtung Friaul. Als nun Cacan, Hunnenkönig, vor den Mauern der Burg, um ſi beſichtigen, herritt, erſah ihn Romhild und ſah, er ein blühender Jüngling war. Da ward ſie zündet, und ſandte ihm heimliche Botſchaft: wem ſie ehelichen würde, wolle ſie die Burg, mit allen darin wären, in ſeine Hände geben. Cacan ging ſes ein, und Romhild ließ die Thore öffnen. Hunnen verheerten die ganze Stadt; was von M nern darin war, tödteten ſie durchs Schwert, um Weiber und Kinder aber looſten ſie. Doch entran Taſo und Romoald, Giſulfs älteſte Söhne glückl und weil ſie Grimoald, ihren jüngſten Bruder, für zu klein hielten, ein Roß zu beſteigen: ſo dach ſie, „es wäre beſſer, daß er ſtürbe, als in Gefan ſchaft fiele,“ und wollten ihn tödten. Und ſchon das Speer gegen den Knaben erhoben, da rief moald mit Thränen: „erſchlag mich nicht, denn kann mich ſchon auf dem Pferde halten.“ Sein der ergriff ihn beim Arm, und ſetzte ihn auf den ßen Rücken eines Pferdes; der Knabe faßte die Z und folgte ſeinen Brüdern nach. Die Hunnen re ten hinter her, und einer fing den kleinen Grimoa doch wollte er ihn, ſeiner zarten Jugend wegen, n tödten, ſondern zu ſeiner Bedienung aufheben. Knabe war ſchön von Bildung, glänzend von Aug und gelb von Haaren; als ihn der Hunne ins La

zurückführte, zog er unversehens sein Schwert und traf den Feind, daß er vom Pferde zu Boden stürzte. Dann griff er schnell in die Zügel, und rennte den Brüdern nach, die er auch, fröhlich seiner That, einholte.

Der Hunnenkönig, um sein gegebenes Wort zu erfüllen, vermählte sich zwar mit Romhilden, behielt sie aber nur eine Nacht, und gab sie dann zwölf Hunnen Preis; darauf ließ er sie zu Tod an einen Pfahl aufspießen. Gisulfs Töchter hingegen waren nicht dem Beispiel ihrer geilen Mutter gefolgt, sondern sie hatten sich, um ihre Keuschheit zu bewahren, rohes Hühnerfleisch unter die Brüste gebunden: damit der Gestank des Fleisches jeden Feind, der sich ihnen nähere, zurücktriebe. Die Hunnen glaubten darauf, daß sie von Natur so röchen, verabscheuten sie und sprachen: „die Lombardinnen stinken!“ Durch diese That erhielten die Jungfrauen ihre Reinheit, und wurden hernachmals, wie es ihrer edlen Geburt ziemte, vermählt; die eine dem König der Alemannen, die andre dem Herzog der Baiern.

403.

Leupichis entflieht.

Paulus Diaconus IV, 39

Zu dieser Zeit wurde auch Leupichis als ein Kind aus dem Friaul in die Gefangenschaft mitgeschleppt, einer von fünf Brüdern, wovon die andern alle umkamen; er aber strebte den Hunnen zu entfliehen, und

in seine Heimath wieder zu kommen. Eines Tages führte er die vorgehabte Flucht aus; nahm blos Pfeil und Bogen mit, und etwas Speise; er wußte aber nicht, wohin aus. Da gesellte sich ein Wolf zu ihm, und wurde sein Wegweiser. Und als er das Thier sich oft nach ihm umblicken, und so oft er still stand, auch still stehen sah, dachte er, daß es ihm von Gott gesandt wäre. So wanderten sie, das Thier und der Knabe, einige Tage durch Berge und Thäler der Wildniß; endlich ging dem Leupichis das wenige Brot aus, das er hatte. Bald verzehrte ihn der Hunger, und er spannte seinen Bogen auf den Wolf, damit ihm das Thier zur Speise dienen sollte. Der Wolf wich dem Pfeil aus und verschwand. Nun aber wußte er nicht mehr, welchen Weg einzuschlagen, und warf sich ermattet zu Boden; im Schlaf sah er einen Mann, der zu ihm redete: stehe auf, der du schläfst, und nimm den Weg nach der Gegend hin, wohin deine Füße gerichtet sind, denn dort liegt Italien. Alsbald stand Leupichis auf und ging dahinwärts; er gelangte zu den Wohnungen der Slaven, eine alte Frau nahm ihn auf, verbarg ihn in ihrem Haus, und gab ihm Lebensmittel. Darauf setzte er den Weg fort, und kam nach wenig Tagen in die Lombardei, an den Ort, wo er herstammte. Das Haus seiner Eltern fand er so verödet, daß es kein Dach mehr hatte, und voll Dorn und Disteln stand. Er hieb sie nieder, und zwischen den Wänden war ein großer Ulmbaum gewachsen, an den hing er seinen

Bogen auf. Hernach bebaute er die Stätte von neuem, nahm sich ein Weib und wohnte daselbst. Dieser Leupichis wurde des Geschichtschreibers Urahn. Leupichis zeugte Arichis, Arichis den Warnefried, und Warnefried den Paulus.

404.

Die Fliege vor dem Fenster.

Paulus Diaconus VI, 6.
Abbas urspergensis.

Als der Lombardenkönig Cunibert mit seinem Marpahis (Stallmeister) Rath pflog, wie er Aldo und Grauso umbringen möchte, siehe da saß an dem Fenster, vor dem sie standen, eine große Schmeißfliege. Cunibert nahm sein Messer und hieb nach ihr; aber er traf nicht recht, und schnitt ihr blos einen Fuß ab. Die Fliege flog fort. Aldo und Grauso, nichts ahnend von dem bösen Rathschlag, der gegen sie geschmiedet worden war, wollten eben in die königliche Burg gehen, und nahe bei der Romannskirche kam ihnen entgegen ein Hinkender, dem ein Fuß abgehauen war, und sprach: „gehet nicht zu König Cunibert, sonst werdet ihr umgebracht.“ Erschrocken flohen jene in die Kirche, und bargen sich hinter dem Altar. Es wurde aber bald dem König hinterbracht, daß sich Aldo und Grauso in die Kirche geflüchtet hätten. Da warf Cunibert Verdacht auf seinen Marpahis, er möchte den Anschlag verrathen haben; der antwortete: „mein Herr und König, wie vermag ich das, der ich

nicht aus deinen Augen gewichen bin, seit wir das rathschlagten.“ Der König sandte nach Aldo und Grauso, und ließ fragen: „aus was Ursache sie zu dem heiligen Ort geflüchtet wären?“ Sie versetzten: „weil uns gesagt worden ist, der König wolle uns umbringen.“ Und von neuem sandte der König und ließ sagen: „wer ihnen das gesagt hätte? und nimmermehr würden sie Gnade finden, wo sie nicht den Verräther offenbaren wollten.“ Da erzählten jene, wie es sich zugetragen hatte, nämlich: „es sey ihnen ein hinkender Mann begegnet, dem ein Bein bis ans Knie gefehlt, und der an dessen Stelle ein hölzernes gehabt hätte: „der habe ihnen das bevorstehende Unheil voraus verkündigt.“ Da erkannte der König, daß die Fliege, der er das Bein abgehauen, ein böser Geist gewesen war, und seinen geheimen Anschlag hernach verrathen hatte. Er gab dem Aldo und Grauso darauf sein Wort, daß sie aus der Kirche gehen könnten, und ihre Schuld verziehen seyn sollte, und zählte sie von der Zeit an unter seine getreuen Diener.

405.

König Liutprands Füße.

Chron. novaliciense Lib. 3. cap. 1.

Liutprand, König der Longobarden, soll der Sage nach so lange Füße gehabt haben, daß sie das Maas eines menschlichen Ellenbogens erreichten. Nach seinem Fuß, dessen vierzehn auf der Stange oder dem

Seil eine Ruthe (tabula) ausmachen, pflegen seitdem die Longobarden ihre Aecker zu messen.

406.

Der Vogel auf dem Speer.

Paulus Diac. VI, 55.

Als König Liutprand siech danieder lag, und die Lombarden an seinem Aufkommen zweifelten, nahmen sie Hildeprand, seinen Neffen, führten ihn vor die Stadt zur Liebfrauenkirche, und erhoben ihn zum König. Indem sie ihm nun, wie es bräuchlich war, den Speer in die Hand gaben, kam ein Gukuk geflogen, und setzte sich oben auf des Speeres Spitze. Da sprachen kluge Männer: „dieses Wunder zeige an, daß Hildeprands Herrschaft unnütz seyn werde.“

407.

Walther im Kloster.

Chronicon novaliciense Lib. II. cap. 7—13 *).

Nachdem er viele Kriegsthaten in der Welt verrichtet hatte, und hochbejahrt war, dachte Held Walther seiner Sünden, und nahm sich vor, durch ein strenges, geistliches Leben die Verzeihung des Himmels zu erwerben. Sogleich suchte er sich einen schönen Stab aus, ließ oben an die Spitze mehrere

*) Offenbar dieselbe Sage geht von Wilhelm dem Heiligen, als Einsiedler, vergl. das dänische Volksbuch, Carl Magnus, S. 140.

Ringe, und in jeden Ring eine Schelle heften; darauf zog er ein Pilgrimkleid an, und durchwanderte so fast die ganze Welt. Er wollte aber die Weise und Regel aller Mönche genau erforschen, und ging in jedes Kloster ein; wenn er aber in die Kirche getreten war, pflegte er zwei oder drei Mal mit seinem Stabe hart auf den Boden zu stoßen, daß alle Schellen klangen; hierbei prüfte er nämlich den Eifer des Gottesdienstes. Als er nun ein Mal in das Kloster Novaleſe gekommen war, stieß er auch hier seiner Gewohnheit nach, den Pilgerstab hart auf den Boden. Einer der Kirchenknaben drehte sich um rückwärts, um zu sehen, was so erklänge; alsbald sprang der Schulmeister zu, und gab dem Zögling eine Maulschelle. Da seufzte Walther und sprach: „nun bin ich schon lange und viele Tage durch die Welt gewandert, und habe dergleichen nicht finden können. Darauf meldete er sich bei dem Abt, bat um Aufnahme ins Kloster, und legte das Kleid dieser Mönche an; auch wurde er nach seinem Willen zum Gärtner des Klosters bestellt. Er nahm zwei lange Seile, und spannte sie durch den Garten, eins der Länge und eins der Quere nach; in der Sommerhitze hing er alles Unkraut darauf, die Wurzeln gegen die Sonne, damit sie verdörren, und nicht wieder lebendig werden sollten *).

Es war aber in dem Kloster ein hölzerner Wagen, überaus schön gearbeitet, auf den man nichts

*) Vergl. Meister Stolle (hinter Triſtan. S. 147. No. IX.)

anders legte, als eine große, oben mit einer hellautenden Schelle versehene, Stange. Diese Stange wurde zuweilen ausgestreckt, so daß sie jedermann sehen und den Klang hören konnte. Alle Höfe und Dörfer des Klosters hatten nun auch ihre Wagen, auf denen der Mönche Dienstleute Korn und Wein zufuhren; jener Wagen mit der Stange fuhr dann voraus, und hundert oder funfzig andere Wagen folgten nach, und jedermann erkannte daran, daß der Zug dem berühmten Kloster Novaleſe gehörte. Und da war kein Herzog, Graf, Herr oder Bauer, der gewagt hätte, ihn zu beschädigen; ja die Kaufleute auf den Jahrmärkten sollen ihren Handel nicht eher eröffnet haben, als bis sie erst den Schellenwagen heranfahren sahen. Als diese Wagen ein Mal beladen zum Kloster zurückkehrten, stießen sie auf des Königs Leute, welche die königlichen Pferde auf einer Wiese weideten. Diese sahen kaum so viel Güter ins Kloster fahren, als sie übermüthig darauf herstelen, und alles wegnahmen. Die Dienstleute widersetzten sich vergeblich, ließen aber, was geschehen war, augenblicklich dem Abt und den Brüdern kund thun. Der Abt versammelte das ganze Kloster, und berichtete die Begebenheit. Der Vorsteher der Brüderschaft war damals einer Namens Asinarius, von Herkunft ein Franke, ein tugendhafter, verständiger Mann. Dieser, auf Walthers Rath, man müsse zu den Räubern kluge Brüder absenden, und ihnen die Sache gehörig vorstellen lassen, sagte sogleich: „so sollst du Walther schnell dahin gehen,

denn wir haben keinen klügeren, weiseren Bruder.“ Walther aber, der sich wohl bewußt war, er werde den Trotz und Hochmuth jener Leute nicht ertragen können, versetzte: „sie werden mir mein Mönchskleid ausziehen.“ „Wenn sie dir dein Kleid ausziehen,“ sprach Asinarius, „so gib ihnen noch die Kutte dazu und sag, also sey dirs von den Brüdern befohlen.“ Walther sagte: „wie soll ich mit dem Pelz und Unterkleid verfahren.“ „Sag, versetzte der ehrwürdige Vater, es sey von den Brüdern befohlen worden, sich auch diese Stücken nehmen zu lassen.“ Darauf setzte Walther hinzu: „zürne mir nicht, daß ich weiter frage, wenn sie auch mit den Hosen thun wollen, wie mit dem übrigen?“ „Dann, antwortete der Abt, hast du deine Demuth schon hinlänglich bewiesen; denn in Ansehung der Hosen kann ich dir nicht befehlen, daß du sie ihnen lassest.“

Hiermit war Walther zufrieden, ging hinaus und fragte die Klosterleute: „ob hier ein Pferd wäre, auf dem man im Nothfall einen Kampf wagen dürfe?“ „Es sind hier gute, starke Karrengäule, antworteten jene.“ Schnell ließ er sie herbeiführen, bestieg einen und spornte ihn, und dann einen zweiten, verwarf sie aber beide, und nannte ihre Fehler. Dann erinnerte er sich eines guten Pferdes, das er einst mit ins Kloster gebracht habe, und frug, ob es noch lebendig wäre? „Ja Herr — sagten sie — es lebt noch, ist aber ganz alt und dient bei den Bäckern, denen es täglich Korn in die Mühle trägt, und wieder holt.“

Walther sprach: „führt es mir vor, damit ich es selber sehe.“ Als es herbeigebracht wurde, und er darauf gestiegen war, rief er aus: „o, dieses Roß hat die Lehren noch nicht vergessen, die ich ihm in meinen jungen Jahren gab.“ Hierauf beurlaubte sich Walther von dem Abt und den Brüdern, nahm nur zwei oder drei Knechte mit, und eilte zu den Räubern hin, die er freundlich grüßte und ermahnte, von dem Unrecht abzustehn, das sie den Dienern Gottes zugefügt hätten. Sie aber wurden desto zorniger und aufgeblasener, und zwangen Walthern, das Kleid auszuziehen, welches er trug. Geduldig litt er alles und sagte, daß ihm so befohlen worden sey. Nachdem sie ihn ausgezogen hatten, fingen sie an, auch seine Schuhe und Schienen aufzulösen; bis sie an die Hosen kamen, sprach Walther: das sey ihm nicht befohlen. Sie aber antworteten: „was die Mönche befohlen hätten, daran wäre ihnen gar nichts gelegen.“ Walther hingegen sagte: „ihm stehe das auch nicht länger an,“ und wie sie Gewalt brauchen wollten, machte er unvermerkt seinen Steigbügel los, und traf damit einen Kerl solcher Gestalt, daß er für todt niedersank, ergriff dessen Waffen, und schlug damit rechts und links um sich. Darnach schaute er, und sah neben sich ein Kalb auf dem Grase weiden, sprang zu, riß ihm ein Schulterblatt aus, und schlug damit auf die Feinde los, welche er durch das ganze Feld hin trieb. Einige erzählen, Walther habe demjenigen, der sich am frechsten erzeigt, und gerade gebückt habe,

um ihm die Schuhe abzubinden, mit der Faust einen solchen Streich über den Hals versetzt, daß ihm das zerbrochene Halsbein sogleich in den Schlund gefallen sey. Als er nun viele erschlagen hatte, machten sich die Übrigen auf die Flucht, und ließen alles im Stich. Walther aber bemächtigte sich nicht nur des eigenen, sondern auch des fremden Gutes, und kehrte mit reicher Beute beladen ins Kloster zurück.

Der Abt empfing ihn seufzend, und schalt ihn heftig aus. Walther aber ließ sich eine Buße auflegen, damit er sich nicht leiblich über eine solche That freuen möge, die seiner Seele verderblich war. Er soll indessen, wie einige versichern, drei Mal so mit den einbrechenden Heiden gekämpft, und sie schimpflich von den Gefilden des Klosters zurückgetrieben haben.

Ein ander Mal fand er die Pferde Königs Desiderius auf der Klosterwiese, Namens Mollis (Molard) weiden, und das Gras verwüsten, verjagte die Hüter und erschlug viele derselben. Auf dem Rückwege, vor Freude über diesen Sieg, schlug er mit geballter Faust zwei Mal auf eine neben dem Weg stehende steinerne Säule, und hieb das größte Stück davon herunter, daß es zu Boden fiel. Daselbst heißt es bis auf heutigen Tag noch Walthers Schlag oder Hieb (percussio vel ferita Waltharii).

Dieser berühmte Held Graf Walther, starb uralt im Kloster, wo er sich selbst noch sein Grab auf einem Berggipfel sorgfältig gehauen hatte. Nach seinem Ableben wurde er und Rathald, sein Enkel, hinein

bestattet. Dieser Rathald war der Sohn Räthers, des Sohnes Walthers und Hildgundens. Des Rathalds Haupt hatte einst eine Frau, die Beteus halber zu der Grabstätte gekommen war, heimlich mitgenommen und auf ihre Burg gebracht. Als eines Tages Feuer in dieser Burg ausbrach, erinnerte sie sich des Hauptes, zog es heraus, und hielt es der Flamme entgegen. Alsobald erlosch die Feuersbrunst. Nach dem letzten Einbruch der Heiden, und bevor der heil. Ort wieder erbaut wurde, wußte niemand von den Einwohnern mehr, wo Walthers Grab war. Dazumal lebte in der Stadt Segnsium eine sehr alte Wittwe, Namens Petronilla, gebückt am Stabe einhergehend, und wenig mehr sehend aus ihren Augen. Dieser hatten die Heiden ihren Sohn Maurinus gefangen weggeführt, und über dreißig Jahre mußte er bei ihnen dienen. Endlich aber erlangte er die Freiheit, und wanderte in seine Heimath zurück. Er fand seine Mutter vom Alter beinahe verzehrt; sie pflegte sich täglich auf einem Felsen bei der Stadt an der Sonne zu wärmen, und die Leute gingen oft zu ihr, und fragten nach den Alterthümern; sie wußte ihnen Mancherlei zu erzählen, zumal vom novaleſischen Kloster, viele unerhörte Dinge, die sie theils noch gesehen, theils von ihren Eltern vernommen hatte. Eines Tages ließ sie sich wiederum von einigen Männern herumführen, denen wies sie Walthers Grab, das man nicht mehr kannte, so wie sie es von ihren Vorfahren gehört hatte; wiewohl ehemals keine Frau

gischen Herrn geschlugen und vertrieben, ließen sie die Bauern sitzen ungeschlagen, und bestätigten ihnen den Acker zu solchem Rechte, als noch die Lassen haben. Und davon kommen die Lassen, und von den Lassen, die sich verwirkten an ihrem Recht, sind kommen die Tagwerket.

Die Glosse führt das noch mehr aus, und sagt: Da man sie aber berennen wollte, waren sie bereit, und segelten hinweg. Daß die Kiel verdurben, kam davon, daß sie zu Wasser nicht schiffen konnten. Und der kamen 18 gen Preußen, da war noch ein Wildnisse. Diese sind da verwandelt in Heiden. Und 12 kamen gen Rugien, und von denen sind kommen die Stormere, und Ditmarsen, und Holsten und Hadeler. Und 24 kamen her zu Lande, die heißen noch die Steine, denn im Grjechischen so heißt Petra ein Stein, und Saxum ein Kißlingstein, und daher heißen wir noch Sachsen, denn wir sind geleichet den Kißlingsteinen in unsern Streiten.

Unter den Thüringern sind aber gemeint, nicht die da bürtig sind aus der Landgrafschaft von Thüringen, denn diese sind Sachsen, sondern die Notthüringer, das waren Wenden. Die heißen die Sachsen fortan: Notdöringe, das ist soviel gesprochen, als: nottörichte, oder Thörichte. Denn sie waren streitvoll und thöricht.

in zwölf Jahren bis an ihr Ende erfuhr. Da er nun zu Babilonia umgekommen war, so theilten sich viere in sein Reich, die alle Könige seyn wollten. Die Uebrigen fuhren in der Jre umher, bis ihrer ein Theil mit vielen Schiffen nieder zur Elbe kam, da die Thüringer saßen. Da erhub sich Krieg zwischen den Thüringern und Sachsen. Die Sachsen trugen große Messer, damit schlugen sie die Thüringer aus Untreuen bei einer Sammensprache, die sie zum Frieden gegenseitig gelobet hatten. Von den scharfen Messern wurden sie Sahsen geheißen. Ihr wankeler Muth that den Römern Leids genug; so oft sie Cäsar glaubte überwunden zu haben, standen sie doch wieder gegen ihn auf.

410.

Herkunft der Sachsen.

Sachsenſp. III, 44. und dazu Glosse.

Die alten Sachsen, (welche die Thüringer vertrieben,) ehe sie her zu Land kamen, waren sie in Alexanders Heer gewesen, der auch mit ihrer Hülfe die Welt bezwang. Da Alexander gestarb, mochten sie sich nicht unterthun in dem Lande, durch des Landes Haß willen, und schifften auch von dannen mit dreihundert Kielen; die verdurben alle, bis auf 54, und derselben kamen 18 gen Preußen und besaßen das Land, zwölfe besaßen Rugien, und 24 kamen hierher zu Lande. Und da ihr so viel nicht waren, daß sie den Acker möchten bauen, und da sie auch die thürin-

das Gold hin; ſie gingen von einander, ihres Handels beide froh. Die Thüringer lobten den ihrigen, daß er um ſo ſchlechten Preis ſo vieles Gold erlangt; der Sachſe aber kam mit der Erde zu den Schiffen, und rief, da ihn etliche thöricht ſchalten, die Sachſen ihm zu folgen auf; bald würden ſie ſeine Thorheit gut heißen. Wie ſie ihm nun nachfolgten, nahm er Erde, ſtreute ſie fein dünne auf die Felder aus, und bedeckte einen großen Raum. Die Thüringer aber, welche das ſahen, ſchickten Geſandte, und klagten über Friedensbruch. Die Sachſen ließen ſagen: „den Bund haben wir jederzeit und heilig gehalten, das Land, das wir mit unſerm Gold erworben, wollen wir ruhig behalten, oder es mit den Waffen vertheidigen.“ Hierauf verwünſchten die Einwohner das Gold, und den ſie kürzlich geprieſen hatten, hielten ſie für ihres Unheiles Urſacher. Die Thüringer rennten nun zornig auf die Sachſen ein, die Sachſen aber behaupteten durch das Recht des Krieges das umliegende Land. Nachdem von beiden Theilen lange und heftig geſtritten war, und die Thüringer unterlagen, ſo kamen ſie überein: an einem beſtimmten Ort, jedoch ohne Waffen, des neuen Friedens wegen zuſammen zu gehen. Bei den Sachſen nun war es hergebrachte Sitte, große Meſſer zu tragen, wie die Angeln noch thun, und dieſe nahmen ſie unter ihren Kleidern auch mit in die Verſammlung. Als die Sachſen ihre Feinde ſo wehrlos, und ihre Fürſten alle gegenwärtig ſahen, achteten ſie die Gelegenheit für gut, um ſich

des ganzen Landes zu bemächtigen, überfielen die Thüringer unversehens mit ihren Messern, und erlegten sie alle, daß auch nicht einer überblieb. Dadurch erlangten die Sachsen großen Ruf, und die benachbarten Völker huben sie zu fürchten an. Und verschiedene leiten den Namen von der That ab, weil solche Messer in ihrer Sprache Sachse hießen.

412.

Ankunft der Angeln und Sachsen.

Beda H. eccl. L. 14. 15. nach Alfreds Uebers. p. 57. 58. ed. Cant. 1643.

Gotfridus Viterb. p. 358. 359.

Als die Britten grausame Hungersnoth und schwere Krankheit erfahren hatten, und aus der Art geschlagen, nicht mehr stark genug waren, um die Einbrüche fremder Völker, und der wilden Thiere abzuwenden, rathschlagten sie, was zu thun wäre? und beschlossen mit Wyrtgeorn (Vortigern) ihrem König, daß sie der Sachsen Volk über die See sich zur Hülfe rufen wollten. Der Angeln und Sachsen Volk wurde geladen, und kam nach Brittenland in dreien großen Schiffen. Es bekam im Ostheil des Eilandes Erde angewiesen, die es bauen und des Gebotes des Königs, der sie geladen hatte, gewärtig seyn sollte, daß sie Hülfe leisteten, und wie für ihr Land zu kämpfen und fechten hätten. Darauf besiegten die Sachsen die Feinde der Britten, und sandten Boten in ihre Heimath, daß sie den großen Sieg geschlagen

hätten, und das Land schön und fruchtbar, das Volk der Britten träg und faul wäre. Da sandten sie aus Sachsenland einen noch strengeren und mächtigeren Haufen, Als die dazu gekommen waren, wurde ein unüberwindliches Volk daraus. Die Britten liehen und gaben ihnen Erde neben ihnen, damit sie für das Heil und den Frieden ihres Grundes streiten, und gegen ihre Widersacher kämpfen sollten; für das was sie gewonnen, gaben sie ihnen Sold und Speise. Sie waren aus drei der stärksten deutschen Völker gekommen, den Sachsen, Angeln und Jüten. Von den Jüten stammen in Brittannien die Cantwaren und Wichtsaten ab; von den Altsachsen: die Ostsachsen, Südsachsen und Westsachsen; von den Angeln: die Ostangeln, Mittelangeln, Mercier und all Nordhumbergeschlecht. Das Land der Angeln in Deutschland lag zwischen den Jüten und Sachsen, und es soll der Sage nach, von der Zeit an, daß sie daraus gingen, wüst und unbewohnt geblieben seyn. Ihre Führer und Herzogen waren zwei Gebrüder, Hengst und Horsa; sie waren Wichtgisels Söhne, dessen Vater hieß Wicht, und Wichts Vater Woden, von dessen Stamm vieler Länder Könige ihren Ursprung herleiten. Das Volk aber begann sich auf der brittischen Insel bald zu mehren, und wurde der Schrecken der Einwohner.

des ganzen Landes zu bemächtigen, überfielen die Thüringer unversehens mit ihren Messern, und erlegten sie alle, daß auch nicht einer überblieb. Dadurch erlangten die Sachsen großen Ruf, und die benachbarten Völker huben sie zu fürchten an. Und verschiedene leiten den Namen von der That ab, weil solche Messer in ihrer Sprache Sachse hießen.

412.

Ankunft der Angeln und Sachsen.

Beda H. eccl. L. 14. 15. nach Alfreds Uebers. p. 57. 58. ed. Cant. 1643.

Gotfridus Viterb. p. 358. 359.

Als die Britten grausame Hungersnoth und schwere Krankheit erfahren hatten, und aus der Art geschlagen, nicht mehr stark genug waren, um die Einbrüche fremder Völker, und der wilden Thiere abzuwenden, rathschlagten sie, was zu thun wäre? und beschlossen mit Wyrtgeorn (Vortigern) ihrem König, daß sie der Sachsen Volk über die See sich zur Hülfe rufen wollten. Der Angeln und Sachsen Volk wurde geladen, und kam nach Brittenland in dreien großen Schiffen. Es bekam im Ostheil des Eilandes Erde angewiesen, die es bauen und des Gebotes des Königs, der sie geladen hatte, gewärtig seyn sollte, daß sie Hülfe leisteten, und wie für ihr Land zu kämpfen und fechten hätten. Darauf besiegten die Sachsen die Feinde der Britten, und sandten Boten in ihre Heimath, daß sie den großen Sieg geschlagen

Landes gäbe, das sie mit einer Ochsenhaut beziehen könnten. Da er dies bewilligte, schnitten sie die Haut in schmale Riemen, bezogen damit eine raume Stätte, bauten dahin eine Burg, Namens Ossenburg.

415.

Haß zwischen den Sachsen und Schwaben.

Glosse des Sachsenspiegels zu Buch 1, 17. und Buch 2, 12.

Dieweil Hengst (Hest, Hesternus) ausgezogen war mit seinen Männern nach England, und ihre Weiber daheim gelassen hatten, kamen die Schwaben, bezwungen Sachsenland, und nahmen der Sachsen Weiber. Da aber die Sachsen wiederkamen, und die Schwaben vertrieben, so zogen einige Weiber mit den Schwaben fort. Der Weiber Kinder, die dazumal mit den Schwaben zu Land zogen, die hieß man Schwaben. Darum sind die Weiber auch erblos aus diesem Geschlecht, und es heißt im Gesetz, daß „die Sachsen behielten das schwäbisch Recht durch der Weiber Haß.“

416.

Herkunft der Schwaben.

Lied auf Anno. Nr. 29.
Cod. pal. 361. fol. 2.d.

Die Vordern der Schwaben waren weiland über Meer gekommen mit großer Heereskraft, und schlugen ihre Zelte auf an dem Berg Suevo, davon hießen sie Sueven oder Schwaben. Sie waren ein gu-

tes und kluges Volk, und nahmen sich oft vor, daß sie gute Recken wären, streitfertig und sieghaft. Brenno, ihr Herzog, schlug mit Julius Cäsar eine blutige Schlacht.

417.

Abkunft der Baiern.

Lobgedicht auf Anno. 20.
Cod. pal. 361. fol. 2. c. d.

Das Geschlecht der Baiern soll aus Armenien eingewandert seyn, in welchem Noah aus dem Schiffe landete, als ihm die Taube den grünen Zweig gebracht hatte. In ihrem Wappen führen sie noch die Arche auf dem Berg Ararat. Gegen Indien hin sollen noch deutschredende Völker wohnen.

Die Baiern waren je streitbar und tapfer, und schmiedeten solche Schwerter, daß keine andere besser bissen. „Reginsburg die märe“ heißt ihre Hauptstadt. Den Sieg, den Cäsar über Boemund, ihren Herzog, und Ingram dessen Bruder, gewann, mußt' er mit Römerblute gelten.

418.

Herkunft der Franken.

Anno 22. 23. Otfried Buch 1. Cap. 1.
Königschronik im Cod. pal. 361. fol. 3 a.

Das Geschlecht der Franken ist dem der Römer nah verwandt, ihrer beider Vorfahren stammten aus der alten Troja ab. Da nun die Griechen diese Burg nach Gottes Urtheil zerstört hatten, entronnen nur

wenige Trojaner, fuhren lange in der Welt herum. Franko mit den Seinen kam nieder zu dem Rhein, und saß daselbst; da baute er zum Andenken seiner Abstammung ein kleines Troja mit Freuden auf, und nannte den vorbeifließenden Bach Santen, nach dem Fluß in ihrem alten Lande. Den Rhein nahmen sie für das Meer. So wuchs das fränkische Volk auf.

419.

Die Merovinger.

Θεοφανους χρονογραφια ed. venet. 1729. fol. p. 468. (in Excerpt bei Bouquet Tom. V. p. 187. ist die Stelle absichtlich ausgelassen.)
Conradus urspergens. ed. argent. 1609. p. 92. aus Fredegars epitome (Bouquet II. 396.)

Die Merovinger hießen die Borstigen *), weil der Sage nach, allen Königen aus diesem Geschlecht Borsten, wie den Schweinen, mitten auf dem Rücken wachsen. — Clodio, Faramunds Sohn, saß eines Tags mit der Königin am Meergestade, sich von der Sommerhitze zu kühlen, da stieg ein Ungeheuer (Meermann) einem Stiere gleich, aus den Wogen, ergriff die badende Königin, und überwältigte sie. Sie gebar darauf einen Sohn von seltsamen wunderbarem Ansehen, weßhalb er Merovig, das heißt Merefech geheißen wurde, und von ihm entspringen die Frankenkönige, Merowinger (Merofingi, Mereiangelingi) genannt.

*) Κριστάται (cristati) und τριχοραχάται.

420.

Childerich und Basina.

Aimoinus Lib. I. c. 7. 8.
Vergl. Greg. tur. II, 12.

Childerich, Merowigs Sohn, hub an, übel zu regieren, und die Töchter der Edeln zu mißbrauchen; da warfen ihn die Franken vom Thron herab. Landflüchtig wandte er sich zu Bissinus, König der Thüringer, und fand bei ihm Schutz und ehrenvollen Aufenthalt lange Zeit hindurch. Er hatte aber unter den edelsten Franken einen vertrauten Freund gehabt, Winomadus mit Namen, der ihm, als er noch regierte, in allen Dingen rieth und beistand. Dieser war auch zur Zeit, da der König aus dem Reiche vertrieben wurde, der Meinung gewesen: Childerich müsse sich nothwendig entfernen und erwarten, daß sich allmählich sein übler Ruf in der Abwesenheit mindere; wogegen er sorgsam die Gemüther der Franken stets erforschen, und wieder zu ihm hinlenken wolle. Zugleich nahm Winomad seinen Ring, und theilte ihn in zwei Hälften. Die eine gab er dem König und sprach: „wenn ich dir die andere sende, und beide Theile in einander passen, so soll es dir ein Zeichen seyn, daß dir die Franken wieder versöhnt sind, und dann säume nicht, in dein Vaterland zurück zu kehren.“

Unterdessen wählten sich die Franken Aegidius, den Römer, zu ihrem König. Winomadus verstellte sein Herz, und wurde bald dessen Vertrauter. Darauf beredete er ihn, nicht nur das Volk mit schweren

hätten, und das Land schön und fruchtbar, das
der Britten träg und faul wäre. Da sandten sie
Sachsenland einen noch strengeren und mächtig
Haufen, Als die dazu gekommen waren, wurde
unüberwindliches Volk daraus. Die Britten li
und gaben ihnen Erde neben ihnen, damit sie für
Heil und den Frieden ihres Grundes streiten,
gegen ihre Widersacher kämpfen sollten; für das
sie gewonnen, gaben sie ihnen Sold und Sp
Sie waren aus drei der stärksten deutschen Völker
kommen, den Sachsen, Angeln und Jüten. Von
Jüten stammen in Brittannien die Cantwaren
Wichtsaten ab; von den Altsachsen: die Ostsach
Südsachsen und Westsachsen; von den Angeln:
Ostangeln, Mittelangeln, Mercier und all Nordh
bergeschlecht. Das Land der Angeln in Deutschl
lag zwischen den Jüten und Sachsen, und es soll
Sage nach, von der Zeit an, daß sie daraus gin
wüst und unbewohnt geblieben seyn. Ihre Fü
und Herzogen waren zwei Gebrüder, Hengst
Horsa; sie waren Wichtgisels Söhne, de
Vater hieß Wicht, und Wichts Vater Wod
von dessen Stamm vieler Länder Könige ihren
sprung herleiten. Das Volk aber begann sich auf
brittischen Insel bald zu mehren, und wurde
Schrecken der Einwohner.

413.

Ankunft der Picten.

Beda hist. eccl. l. 1. nach Alfreds Ueberſ.

Da geſchah es, daß der Peohten Volk aus Scy-
hienland in Schiffen kam, und langten in Schottland
in, und fanden da der Schotten Volk. Und ſie ver-
angten Sitz und Erde in ihrem Land zwiſchen ihnen.
Die Schotten antworteten: „ihr Land wäre nicht
roß genug, daß ſie beide Raum darin hätten; wir
ollen euch aber guten Rath geben, was ihr zu thun
abt. Wir wiſſen nicht fern von hinnen ein ander
Iland, gegen Oſten hin, das können wir an klaren
agen von hier aus der Weite ſehen. Wollt ihr das
rſuchen, ſo werdet ihr da Erde zu wohnen finden;
nd widerſetzt ſich jemand, ſo wollen wir euch Hülfe
iſten.“ Da fuhren die Peohten nach Brittannien,
id ließen ſich in den Nordtheilen dieſes Eilands nie-
r. In den Südtheilen wohnten die Britten. Da
m die Peohten keine Weiber hatten, baten ſie ſolche
n den Schotten. Die willigten ein, und gaben ih-
n Weiber unter dem Vertrag, daß ſie in ſtreitigen
illen ihren König mehr aus dem Weibergeſchlecht,
s aus den Männern kieſen möchten. Dies wird
ch jetzt zu Tag unter den Peohten ſo gehalten.

414.

Die Sachſen erbauen Ochſenburg.

Pomarius ſächſ. Chronik. Witenb. 1588. fol. S. 15.

Als die Sachſen in England angekommen waren,
ten ſie den König, daß er ihnen ein ſolch Bleck

wenige Trojaner, fuhren lange in der Welt herum. Franko mit den Seinen kam nieder zu dem Rhein, und saß daselbst; da baute er zum Andenken seiner Abstammung ein kleines Troja mit Freuden auf, und nannte den vorbeifließenden Bach Santen, nach dem Fluß in ihrem alten Lande. Den Rhein nahmen sie für das Meer. So wuchs das fränkische Volk auf.

419.

Die Merovinger.

Θεοφανους χρονογραφια ed. venet. 1729. fol. p. 168. (im Excerpt bei Bouquet Tom. V. p. 187. ist die Stelle absichtlich ausgelassen.)
Conradus urperg. ed. argent. 1609. p. 92. aus Fredegars epitome (Bouquet II. 396.)

Die Merovinger hießen die Borstigen *), weil der Sage nach, allen Königen aus diesem Geschlecht Borsten, wie den Schweinen, mitten auf dem Rücken wachsen. — Clodio, Faramunds Sohn, saß eines Tags mit der Königin am Meergestade, sich von der Sommerhitze zu kühlen, da stieg ein Ungeheuer (Meermann) einem Stiere gleich, aus den Wogen, ergriff die badende Königin, und überwältigte sie. Sie gebar darauf einen Sohn von seltsamen wunderbarem Ansehen, weßhalb er Merovig, das heißt Merefech geheißen wurde, und von ihm entspringen die Frankenkönige, Merowinger (Merofingi, Mereiangelingi) genannt.

*) Κριστάται (cristati) und τριχοραχάται.

s und kluges Volk, und nahmen sich oft vor, daß
e gute Recken wären, streitfertig und sieghaft.
irenno, ihr Herzog, schlug mit Julius Cäsar eine
utige Schlacht.

417.

Abkunft der Baiern.

Lobgedicht auf Anno. 20.
Cod. pal. 361. fol. 2. c. d.

Das Geschlecht der Baiern soll aus Armenien
ngewandert seyn, in welchem Noah aus dem Schiffe
ndete, als ihm die Taube den grünen Zweig gebracht
tte. In ihrem Wappen führen sie noch die Arche
f dem Berg Ararat. Gegen Indien hin sollen noch
utschredende Völker wohnen.

Die Baiern waren je streitbar und tapfer, und
miedeten solche Schwerter, daß keine andere besser
sen. „Reginsburg die märe“ heißt ihre Haupt-
dt. Den Sieg, den Cäsar über Boemund,
en Herzog, und Ingram dessen Bruder, gewann,
ißt' er mit Römerblute gelten.

418.

Herkunft der Franken.

Anno 22. 23. Otfried Buch 1. Cap. 1.
Königschronik im Cod. pal. 361. fol. 3 a.

Das Geschlecht der Franken ist dem der Römer
h verwandt, ihrer beider Vorfahren stammten aus
r alten Troja ab. Da nun die Griechen diese Burg
ch Gottes Urtheil zerstört hatten, entronnen nur

wenige Trojaner, fuhren lange in der Welt herum. Franko mit den Seinen kam nieder zu dem Rhein, und saß daselbst; da baute er zum Andenken seiner Abstammung ein kleines Troja mit Freuden auf, und nannte den vorbeifließenden Bach Santen, nach dem Fluß in ihrem alten Lande. Den Rhein nahmen sie für das Meer. So wuchs das fränkische Volk auf.

419.

Die Merovinger.

Θεοφανους χρονογραφια ed. venet. 1729. fol. p. 468. (im Excerpt bei Bouquet Tom. V. p. 187. ist die Stelle absichtlich ausgelassen.)
Conradus ursperg. ed. argent. 1609. p. 92. aus Fredegars epitome (Bouquet II. 396.)

Die Merovinger hießen die Borstigen *), weil der Sage nach, allen Königen aus diesem Geschlecht Borsten, wie den Schweinen, mitten auf dem Rücken wachsen. — Clodio, Faramunds Sohn, saß eines Tags mit der Königin am Meergestade, sich von der Sommerhitze zu kühlen, da stieg ein Ungeheuer (Meermann) einem Stiere gleich, aus den Wogen, ergriff die badende Königin, und überwältigte sie. Sie gebar darauf einen Sohn von seltsamen wunderbarem Ansehen, weßhalb er Merovig, das heißt Merefech geheißen wurde, und von ihm entspringen die Frankenkönige, Merowinger (Merofingi, Mereiangelingi) genannt.

*) Κριστάται (cristati) und τριχοραχάται.

420.

Childerich und Basina.

Aimoinus Lib. I. c. 7. 8.
Vergl. Greg. tur. II, 12.

Childerich, Merowigs Sohn, hub an, übel zu regieren, und die Töchter der Edeln zu mißbrauchen; da warfen ihn die Franken vom Thron herab. Landflüchtig wandte er sich zu Bissinus, König der Thüringer, und fand bei ihm Schutz und ehrenvollen Aufenthalt lange Zeit hindurch. Er hatte aber unter den edelsten Franken einen vertrauten Freund gehabt, Winomadus mit Namen, der ihm, als er noch regierte, in allen Dingen rieth und beistand. Dieser war auch zur Zeit, da der König aus dem Reiche vertrieben wurde, der Meinung gewesen: Childerich müsse sich nothwendig entfernen und erwarten, daß sich allmählich sein übler Ruf in der Abwesenheit mindere; wogegen er sorgsam die Gemüther der Franken stets erforschen, und wieder zu ihm hinlenken wolle. Zugleich nahm Winomad seinen Ring, und theilte ihn in zwei Hälften. Die eine gab er dem König und sprach: „wenn ich dir die andere sende, und beide Theile in einander passen, so soll es dir ein Zeichen seyn, daß dir die Franken wieder versöhnt sind, und dann säume nicht, in dein Vaterland zurück zu kehren.“

Unterdessen wählten sich die Franken Aegidius, den Römer, zu ihrem König. Winomadus verstellte sein Herz, und wurde bald dessen Vertrauter. Darauf beredete er ihn, nicht nur das Volk mit schweren

Abgaben zu belaſten, ſondern ſelbſt einige der Mächtigſten im Lande hinzurichten; dazu wählte aber Winomad klüglich gerade Childerichs Feinde aus. Die Franken wurden durch ſolche Grauſamkeiten bald von Aegidius abgewandt, und es kam dahin, daß ſie bereuten, ihren eingeborenen Herrn verwieſen zu haben.

Da ſandte Winomad einen Boten mit dem halben Goldring nach Thüringen ab, von woher Childerich ſchnell wiederkehrte, ſich allerwärts Volk ſammelte, und den Aegidius überwand.

Wie nun der König in Ruhe ſein Reich beherrſchte, machte ſich Baſina des thüringiſchen Königs Biſſinus Weib auf, verließ ihren Gemahl, und zog zu Childerich; mit dem ſie, als er ſich dort aufhielt, in vertrauter Liebe gelebt hatte. Dem Childerich ſagte ſie, kein Hinderniß und keine Beſchwerde habe ſie abhalten können, ihn aufzuſuchen: denn ſie vermöge keinen würdigern in der ganzen Welt zu finden, als ihn. Childerich aber, der Wohlthat, die ihm Biſſinus erwieſen, vergeſſen, weil er ein Heide war, nahm Baſina bei Lebzeiten ihres erſten Gemahls zur Ehe. In der Hochzeitnacht nun geſchah es, daß Baſina den König von der ehelichen Umarmung zurückwies, ihn hinaus vor die Thüre der Königsburg treten, und was er da ſehen werde, ihr hinterbringen hieß. Childerich folgte ihren Worten, und ſah vor dem Thore große wilde Thiere, Parder, Einhörner und Löwen wandeln. Erſchrocken eilte er zu ſeiner Gemahlin zu-

rück, und verkündigte ihr alles. Sie ermahnte ihn ohne Sorge zu seyn, und zum zweiten Mal hinaus zu gehen. Da sah der König Bären und Wölfe wandeln, und hinterbrachte es der Königin, die ihn auch zum dritten Mal hinaussandte. Dieses dritte Mal erblickte er Hunde und kleinere Thiere, die sich unter einander zerrissen. Staunend stieg er ins Ehebett zurück, erzählte alles, und verlangte von seiner weisen Frau Auslegung, was diese Wunder bedeuteten? Basina hieß den König die Nacht keusch und enthaltsam zubringen, bei anbrechendem Tag solle er alles erfahren. Nach Sonnenaufgang sagte sie ihm: „Dies bezeichnet zukünftige Dinge und unsere Nachkommen.“ Unser erster Sohn wird mächtig und stark, gleich einem Löwen oder Einhorn werden, seine Kinder raubgierig und frech, wie Wölfe und Bären; deren Nachkommen und die letzten aus unserm Geschlecht, feig wie Hunde. Aber das kleine Gethier, was du gesehen hast sich unter einander zerreißen, bedeutet das Volk, welches sich nicht mehr vor dem König scheut, sondern unter einander in Haß und Thorheit verfolgt. Dies ist nun die Auslegung der Gesichter, die du gehabt hast.“ Childerich aber freute sich über die ausgebreitete Nachkommenschaft, die aus ihm erwachsen sollte.

421.

Der Kirchenkrug.

Greg. juron. hist. II. 28.
Almoinus I. 12.
Flodoardus hist. rem. I. 13.
Vergl. Eichhorns d. Rechts-Gesch. S. 72.

Als Chlodowich mit seinen Franken noch im
denthum lebte, und den Gütern der Christen n
stellte, geschah es, daß sie auch aus der Kirch
Rheims einen großen, schweren und zierlichen K
raubten. Der heilige Remig sandte aber einen
ten an den König, und flehte, daß, wenn gleich
übrige Unrecht nicht wieder gut gemacht werden so
wenigstens dieser Krug zurückgegeben würde.
König befahl dem Boten, ihm nach Sueßion *)
folgen, wo die ganze Beute durch Loos getheilt
den sollte: „weist mir dann das Loos dieses Gefäß
warum du bittest, so magst du es gern zurücknehme
Der Bote gehorsamte, ging mit an den bestim
ten Ort, wo sie kaum angelangt waren, als auf
fehl des Königs alles gewonnene Geräth herbeige
gen wurde, um es zu verloosen. Weil aber Chlo
wich fürchtete, der Krug könnte einem andern,
ihm, zufallen, berief er seine Dienstmänner und
nossen, und bat sich von ihnen zur Gefälligkeit a
daß sie ihm jenen Krug, außer seinem Loostheil
der Beute, besonders zuweisen möchten. Die Fr
ken versetzten: „wem sie ihr Leben widmeten, w

*) Soißons. Im Parcifal 7785 Sessun.

ten ſie auch nichts anders abſagen.“ Und alle waren's zufrieden, bis auf einen, der ſich erhob, mit ſeinem Schwert den Krug in Scherben ſchlug, und ſagte: „Du ſollſt weiter nichts haben, König, als was dir das gerechte Loos zutheilt.“ Alle ſtaunten ob des Mannes Kühnheit; der König aber verſtellte ſeinen Zorn, und übergab das zerbrochene Gefäß dem Boten des Biſchofs. — Ein Jahr darauf befahl der König, das Heer auf dem Märzfeld zu verſammeln, und jeder ſollte ſo gewaffnet erſcheinen, daß er gegen den Feind ſtreiten könne. Als ſich nun jedermann in glänzenden Waffen darſtellte, und Chlodowich alle muſterte, kam er zu dem, der mit dem Schwert den Krug zerſchlagen hatte, ſah ihn an und ſprach: „im ganzen Heer iſt kein Feiger, wie du; dein Spieß und Helm, Schild und Schwert ſind unnütz und ſchlecht.“ Mit dieſen Worten ſtreckte er die Hand nach des Kriegers Schwert, und warf es auf den Boden hin. Als ſich nun jener bückte, das Schwert aufzuheben, zog der König ſeines, ſtieß es ihm heftig in den Nacken, und ſprach: „ſo haſt du mir zu Sueßion mit dem Kruge gethan!“ Auf dieſe Weiſe blieb der Krieger todt, der König hieß die übrigen heimziehen, und ſtand ſeitdem in viel größerer Furcht bei allen Franken, daß ihm keiner zu widerſtreben wagte.

422.

Remig umgeht sein Land.

Flodoardus hist. remensis lib. 1. cap. 14.
Legenda aurea cap. 142.

Chlodowich der Franken König schenkte dem h
gen Remigius, Bischof zu Rheims, so viel Land,
er umgehen würde, so lange der König den Mitta
schlaf hielte. Also machte sich der heilige Mann
und steckte die Grenzen ab durch Zeichen, die n
noch heutiges Tages sieht. Da er nun vor ei
Mühle vorüberkam, und sie in seinen Bezirk schlie
wollte, trat der Müller hervor, wies ihn ab,
sprach ein dagegen, daß er ihn in seine Grenzen
begriffe. Sanft redete der Mann Gottes ihm
„Freund, laß dich's nicht verdrießen, wir wollen
Mühle zusammen haben.“ Der Müller beharrte
seiner Weigerung; alsbald fing das Mühlrad an,
verkehrt umzudrehen. Da rief er dem Heiligen na
„komm, Gottes Diener, und laß uns die Mi
zusammen haben!“ Remig antwortete: „weder
noch du sollen sie haben.“ Von der Zeit an
daselbst der Erdboden, und es entstand eine so
Untiefe, daß an dem Ort niemand mehr eine Mi
haben konnte. Remig schritt weiter fort, und gela
an einen kleinen Wald; da waren wieder die Le
und wollten nicht, daß er ihn einschlösse in seine
grenzung. Der Heilige sprach: „so soll nimmern
ein Blatt von eurem Wald über meine Grenze flie
(die ganz hart daran her lief) und kein Ast auf m

Grenze fallen!“ Alles das traf hernach ein, und blieb so lange der Wald dauerte. Endlich kam Remig einem Dorf vorüber, Caviniac (Chavignon) mit Namen, und wollte es in seinen Strich eingränzen. Die Einwohner wiesen ihn gleichfalls zurück, wie er bald näher kam, bald wieder ferner ging, und die noch jetzt sichtbaren Zeichen einsteckte; zuletzt rief er ihnen zu: „ihr werdet harte Arbeit zu thun haben, und in Dürftigkeit leben!“ welches alles in der Folge der Zeit so erfüllt wurde. — Wie aber der König aus dem Mittagsschlaf erstand, gewährte er durch königliche Schenkung dem heiligen Bischof für seine Kirche alles Land, das er in dem Kreis seines Umgangs eingeschlossen hatte.

423.

Remig verjagt die Feuersbrunst.

Flodoard. hist. rem. Lib. 1. cap. 6 et 12. ed. Duac. p. 35. 50.

Als in der Stadt Rheims ein wüthendes Feuer ausgebrochen, und schon der dritte Theil der Wohnungen verzehrt worden war, erfuhr der Heilige die Botschaft in der Nicasienkirche, warf sich nieder, und flehte Gott um Hülfe. Darauf eilte er mit schnellen Schritten in die Stadt; auf den Stufen der Kirchentreppe drückten sich seine Fußstapfen in den harten Stein, als wär' es weicher Thon, ein, und werden noch heutiges Tags zum Beweis des göttlichen Wunders da gesehen. Darauf wandte er sich der Flamme entgegen, und kaum hatte er mit seiner Rechten das

Kreuz gemacht, als sie wich, und vor des Heiligen Gegenwart gleichsam zu fliehen anfing. Er verfolgte sie, trieb sie von allen noch unverletzten Örtern ab, und zuletzt dem offenen Thor hinaus. Darauf schloß er die Thüre, und gebot, unter ausgesprochener Drohung gegen jeden Frevler, daß sie nimmermehr geöffnet werden sollte. Als nach einigen Jahren ein daneben wohnender Bürger, Namens Fercinctus, das Mauerwerk, womit dieses Thor verschlossen war, durchbrach, kam die Seuche in sein Haus, daß darin weder Mensch noch Vieh lebendig blieb.

424.

Des Remigs Theil vom Waschenwald.

Flodoardus l. c. l. 20. p. 108 — 110.

Es hatte der heilige Remig für seine Kirche ein großes Stück des Waschenwaldes erkauft, woselbst er einige Weiler, Namens Cosla und Gleni, gebaut haben soll. In diese setzte er Einwohner aus der nahgelegenen Stadt Berna, die der Kirche jährlich ein Gewisses an Pech liefern mußten. Die Grenzen dieses Besitzthums hatte er ringsherum so genau abgesteckt, daß sie jedermann bekannt sind, unter andern mit seiner eignen Hand einen Stein auf ein hohles Baumloch hingeworfen. Mit diesem Stein hat es die wunderbare Bewandtniß, daß man ihn zwar aufheben, und mit der Hand in die Höhle reichen, niemals aber den Stein ganz von der Stelle wegbringen kann. Als

dies

dies ein Abgünstiger ein Mal vergeblich versucht hatte, wollte er mit einem Beile das Loch größer hauen; kaum aber schwang er's gegen den Baum, so dorrte seine rechte Hand, und seine Augen erblindeten.

Zu Kaiser Ludwigs Zeiten waren zwei Brüder zu Förstern des königlichen Waldes gesetzt. Diese behaupteten, daß jenes Stück dem Könige höre, und stritten darüber mit den Leuten der Kirche. Es geschah, daß einer dieser Brüder seine Schweine, die er in den Wald geschickt hatte, sehen wollte, und einen Wolf unter ihnen traf. Indem er das Raubthier verfolgte, scheute sein Roß, und er zerschellte sich sein Haupt an einem Baum, daß er augenblicklich verschied. Als hernach der andre Bruder ein Mal zu einem Felsen im Wald kam, und ausrief: „Jedermann sey kund und zu wissen, alles was bis zu diesem Felsstein gehet, ist Kaiserswald!“ auch bei diesen Worten mit seiner Axt an den Stein schlug, so sprangen Stücke daraus in seine Augen, daß er blind wurde.

425.

Crothilds Verlobung.

Aimoinus I. 13. 14.
cf. Greg. Tur. II. 28.

Dem Könige Chlodowich hatten seine Botschafter von der Schönheit Crothildens, die am burgundischen Königshofe lebte, vieles erzählt. Er sandte also Aurelian, seinen Busenfreund, mit Gaben und Geschenken ab an die Jungfrau, daß er ihre Gestalt genauer

genauer erkundige, ihr des Königs Willen offenbare, und ihre Neigung erforsche. Aurelian, gehorchte, machte sich auf nach Burgund, und wie er bald an die königliche Burg gelangt war, hieß er seine Gesellen, sich in einen nahen Wald bergen. Er selbst aber nahm das Kleid eines Bettlers an, begab sich nach dem Hof, und forschte, wie er mit seiner künftigen Herrin ein Gespräch halten könnte. Dazumal war Burgund schon christlich, Franken aber noch nicht. Crothild ging nun, weil es eben Sonntag war, in die Messe, ihr Gebet zu verrichten; und Aurelian stellte sich zu den übrigen Bettlern vor die Thüre hin, und wartete, bis sie herauskäme. Wie also die Messe vorüber war, trat die Jungfrau aus der Kirche, und gab, der Sitte nach, den Armen Almosen. Aurelian näherte sich und bettelte. Als ihm nun Crothild einen Goldgulden reichte, erfaßte er ihre bloße Hand unter dem Mantel hervor, und drückte sie an seinen Mund zum Kuß. Mit jungfräulicher Schaamröthe übergossen, ging sie in ihre Wohnung, sandte aber bald eine ihrer Frauen, daß sie ihr den vermeintlichen Bettler zuführte. Bei seiner Ankunft frug sie: „was fiel dir ein, Mann, daß du beim Empfahen des Almosens meine Hand vom Mantel entblößtest und küßtest? Aurelian mit Übergehung der Frage sagte Folgendes: „mein Herr, der Frankenkönig, hat von deiner Herrlichkeit gehört, und begehrt dich zur Gemahlin; hier ist sein Ring, sammt anderm Schmuck der Verlöbniß.“ Wie er sich aber wandte, den Sack zu langen, den er neben die

Thüre gelegt hatte, und aus dem er die Brautgaben nehmen wollte, war der Sack heimlich gestohlen. Auf angestellte Untersuchung wurde er dennoch wieder entdeckt, und dem Gast zugestellt; der nun, der geschehenen Verlobung sicher und gewiß, die Gaben der Jungfrau zustellte. Sie aber sprach dieses: „nicht ziemt's einer Christenfrau, einen Heidenmann zu nehmen; fügt es jedoch der Schöpfer, daß er durch mich bekehrt werde, so weigere ich mich nicht seinem Besuch, sondern des Herrn Wille ergehe.“ Die Jungfrau bat aber: „alles, was sie gesagt, geheim zu halten,“ und hinterlegte den Ring, den ihr Chlodowich gesandt hatte, in ihres Oheims Schatzkammer.

426.

Die Scheere und das Schwert.

Greg. turon. hist. III. 18.
Vergl. Lex ripuar. 60.

Als Crothild, die alte Königin, sich der verwaisten Kinder Chlodomers ihres Sohnes annahm, und sie zärtlich liebte: sah das, mit Neid und Furcht, König Childebert ihr andrer Sohn; und er wollte nicht, daß sie mit der Gunst seiner Mutter ein Mal nach dem Reich streben möchten. Also sandte er insgeheim an König Chlotar seinen dritten Bruder: „unsre Mutter hält die Kinder unsers Bruders bei sich, und denkt ihnen das Reich zu; komm schnell nach Paris, auf daß wir überlegen, was rathsamer zu thun sey: entweder ihnen das Haupthaar zu scheeren,

daß sie für gemeines Volk angesehn werden, oder sie zu tödten, und unsers Bruders hinterlassenes Reich unter uns zu theilen.“ Chlotar freute sich der Botschaft, ging in die Stadt Paris, und rathschlagte. Darauf beschickten sie vereint ihre Mutter, und ließen ihr sagen: „sende uns die beiden Kleinen, damit sie eingesetzt werden in ihre Würde.“ Denn es hatte auch Childebert öffentlich geprahlt, als wenn er mit Chlotar darum zusammenkomme, um die Knaben im Reich zu bestätigen. Crothild erfreut und nichts Arges ahnend, gab den Kindern zu essen und zu trinken, und sprach: „den Tod meines Sohnes will ich verschmerzen, wenn ich euch an seine Stelle erhoben sehen werde.“ Die Knaben gingen also hin, wurden sogleich ergriffen, von ihren Spieldienern und Erziehern abgesondert, und gefangen gehalten.

Darauf sandten Childebert und Chlotar einen Boten zur alten Königin mit einer Scheere und mit einem entblößten Schwert. Der Bote kam und zeigte ihr beiderlei mit den Worten: „Durchlauchtigste Königin! deine Söhne, meine Herren, verlangen deine Meinung zu wissen, was mit den beiden Kindern zu thun sey, ob sie mit abgeschnittenen Haaren leben, oder vom Leben zum Tod zu bringen seyen?“ Da erschrak die unglückliche Großmutter und zürnte, und das bloße Schwert und die Scheere ansehend: „lieber will ich — sprach sie — wenn ihnen ihr Reich doch nicht werden soll, sie todt sehen, als geschoren.“ — Bald darauf wurden die Knaben ertödtet.

427.

Sage von Attalus dem Pferdeknecht, und Leo dem Küchenjungen.

Greg. turon. hist. III. 15.
Aimoinus II. 11.

Zur Zeit, als Theodorich und Childebert, die Frankenkönige, in Hader und Zwietracht lebten, und viele edele Söhne zu Geißeln gegeben, oder in Knechtschaft gebracht wurden, trug sich auch folgende Begebenheit zu.

Attalus, von guter Abkunft, und ein naher Verwandter des heiligen Gregor, gerieth in die Dienstschaft eines Franken, im Trierischen Gebiet, und wurde zum Pferdewärter bestellt. Der Bischof Gregor, um sein Schicksal besorgt, sandte Boten aus, die ihn aufsuchen sollten, endlich auch fanden, und seinem Herrn Gaben anboten, um Attalus freizukaufen. Der Mann verwarf sie aber, und sprach: „einer von solcher Geburt muß losgekauft werden, mit zehn Pfunden Goldes.“ Also kamen die Abgesandten unverrichteter Dinge wieder heim zu Gregor; aber Leo, einer seiner Küchendiener sprach: „wofern ihr mir erlauben wollet, ihn aufzusuchen, könnte ich ihn vielleicht aus der Gefangenschaft erledigen.“ Der Bischof war froh, und gestattete es ihm; da kam auch Leo an jenen Ort, und suchte den Knaben heimlich fortzuschaffen, allein er konnte nicht. Darauf verabredete er sich mit einem andern Manne, und sprach:

„komm mit mir dahin, und verkaufe mich in dem Hause des Franken; der Preis, den du empfängst, soll dein Gewinn seyn.“ Der Mann that's, und schlug ihn um zwölf Goldgulden los; der Käufer aber fragte den Knecht, welchen Dienst er verstünde? „In Zubereitung aller Dinge, die auf der Herren Tische gegessen werden, bin ich gar geschickt, und befürchte nicht, daß einer mich darin übertreffe; denn selbst königliche Gerichte kann ich bereiten, wenn du dem König ein Gastmahl geben wolltest.“ Jener antwortete: „nächsten Sonntag werden meine Nachbarn und Freunde zu mir eingeladen werden; da sollst du ein Mahl zurichten, daß alle sagen, in des Königs Hause hätten sie besseres nicht gefunden.“ Leo sagte: „mein Herr lasse mir nur eine Menge junger Hähne bringen, so will ich dein Gebot schon erfüllen.“ Als nun das geschehen war, stellte er auf den Sonntag ein solches und dermaßen köstliches Essen zu, daß alle Gäste nicht genug loben konnten. Die Freunde des Herrn kehrten nach Haus zurück, der Herr aber schenkte dem Küchenknecht seine Gunst, und gab ihm Gewalt und Aufsicht über alle seine Vorräthe. So verlief ein Jahr, und der Herr liebte ihn immer mehr, und setzte alles Vertrauen auf ihn. Ein Mal ging nun Leo auf die Wiese, nahe beim Haus, wo Attalus der Pferde wartete, und fing an mit ihm zu reden; und sie legten sich weit von einander auf die Erde, mit sich zugedrehten Rücken, damit niemand muthmaßen möchte, daß sie zusammen sprächen. „Zeit ist es —

sagte Leo — daß wir an unser Vaterland denken; ich mahne dich, wenn du heut Nacht die Pferde in den Stall gebracht hast, so laß dich nicht vom Schlaf bewältigen; sondern sey munter, wann ich dich rufe, daß wir uns alsobald fortmachen können.“ Der Franke hatte aber wieder viele Verwandten und Freunde zu Gast geladen, unter andern den Schwiegersohn, der mit seiner Tochter verheurathet war. Als sie nun um Mitternacht aufstiegen, und schlafen gehen wollten, reichte Leo seines Herrn Schwiegersohn einen Becher zu trinken. Der scherzte und sprach: „wie, Leo? möchtest du wohl mit deines Herren Pferden durchgehen, und wieder in deine Heimath?“ Er antwortete gleichsam scherzweise die Wahrheit, und sagte: „ja heunt Nacht, wenns Gottes Wille ist.“ „Wenn mich nur — erwiederte der Schwiegersohn — meine Leute gut bewachen, daß du mir nichts von meinen Sachen mit entführest.“ So im Lachen schieden sie von einander. Wie aber alle entschlafen waren, rief Leo den Attalus aus dem Bett. „Hast du ein Schwert?“ — „Nein, blos einen kurzen Spieß.“ — Da ging Leo in seines Herrn Gemach, und nahm Schild und Lanze. Der Herr aber fragte halbwach: wer bist du, und was willst du? — Leo bin ich, dein Diener; und ich wecke den Attalus, daß er früh aufstehe, und die Pferde zur Weide führe. Denn er verschläft sich, und ist noch trunken.“ Der Herr sprach „thu, wie du meinst;“ und nach diesen Worten schlief er von neuem ein. Leo aber ging zur Thür

hinaus, wappnete den Jüngling; und die Stallthüre, die er noch Abends zur Sicherung der Pferde mit Hammerschlägen vernagelt hatte, stand jetzt offen, gleichsam durch göttliche Schickung. Da dankte er Gott seines Beistandes, und sie nahmen die Pferde mit aus dem Stall und entwichen; auch einen Falken nahmen sie, nebst den Decken. Beim Übergang der Mosel wurden sie aufgehalten, und mußten Pferde und Decken im Stich lassen; und auf ihre Schilde gelegt, schwammen sie den Strom hinüber. Als die Nacht kam, und es dunkel wurde, gingen sie in einen Wald und bargen sich. Und schon war die dritte Nacht gekommen, und noch keinen Bissen Speise hatten sie in ihren Mund gebracht, und wanderten in einem fort. Da fanden sie auf Gottes Wink einen Baum voll Obst, dem, das man Zwetschen zu nennen pflegt, und erlabten sich daran. Darauf langten sie in Campanien (Champagne an); bald hörten sie hinter sich Roßtritte, und sprachen: „es kommen Männer geritten, werfen wir uns zur Erde, daß sie uns nicht erspähen!“ Und siehe, ein großer Dornstrauch stand daneben; dahinter traten sie, warfen sich nieder zu Boden, mit aus der Scheide gezogenen Schwertern: damit, wenn sie entdeckt würden, sie sich alsbald wehren könnten. Die Reuter aber, als sie zu der Stelle gelangt waren, hielten gerade vor dem Dornstrauch still; ihre Pferde ließen den Harn, und einer unter ihnen sprach: „übel geht es mir mit diesen beiden Flüchtlingen, daß wir sie nimmer finden

können; das weiß ich aber, so wahr ich lebe, würden sie ertappt, so ließ ich den einen an den Galgen hängen, den andern in tausend Stücken zerhauen mit Schwertschlägen.“ Der die Worte sprach, war ihr Herr der Franken, welcher aus Rheims herkam, sie zu suchen, und sie unfehlbar gefunden hätte, wo nicht die Nacht dazwischen gekommen wäre. Nach diesem ritten die Männer wieder weiter, jene aber erreichten noch selbe Nacht glücklich die Stadt, gingen hinein und suchten einen Bürger auf, den sie fragten: „wo Paullulus des Priesters Haus wäre?“ Der Bürger zeigte ihnen das Haus. Als sie aber durch die Gasse gingen, läutete das Zeichen zur Frühmette; denn es war Sonntag. Sie aber klopften an des Priesters Thüre, und sie ward aufgethan. Der Knabe fing an zu erzählen von seinem Herrn. Da sprach der Priester: „so wird wahr mein Traum! denn es träumte mir heunt von zweien Tauben, die flogen her und setzten sich auf meine Hand. Und eine von ihnen war weiß, die andere schwarz.“ Die Knaben sagten dem Priester: „weil ein heiliger Tag heute ist, bitten wir, daß du uns etwas Speise gebest; denn heute leuchtet der vierte Tag, daß wir kein Brot noch Muß genossen haben.“ Er barg aber die Knaben bei sich, gab ihnen Brot mit Wein begossen, und ging in seine Metten. Der Franke war auch an diesen Ort gegangen, und hatte die Knaben gesucht; als ihm aber der Priester eine Täuschung vorgesagt, kehrte er zurück. Denn der Priester stand in alter Freundschaft mit

dem heil. Gregor. Als sich nun die Knaben mit Speisen zu neuen Kräften gestärkt hatten, und zwei Tage in diesem Hause geblieben waren, schieden sie und kamen glücklich bei Bischof Gregorius an, der sich über ihren Anblick freute, und an dem Halse seines Neffen (Enkels) Attalus weinte. Den Leo aber mit all seinem Geschlechte machte er frei von der Knechtschaft, und gab ihm ein eigen Land, wo er mit Frau und Kindern als ein Freier das Leben beschloß.

428.

Der schlafende König.

Paulus Diaconus III, 34.
Aimoinus III, 3.

Der fränkische König Guntram war eines gar guten, friedliebenden Herzens. Ein Mal war er auf die Jagd gegangen, und seine Diener hatten sich hierhin und dahin zerstreut; blos ein einziger, sein liebster und getreuster, blieb noch bei ihm. Da befiel den König große Müdigkeit; er setzte sich unter einen Baum, neigte das Haupt in des Freundes Schooß, und schloß die Augenlieder zum Schlummer. Als er nun entschlafen war, schlich aus Guntrams Munde ein Thierlein hervor in Schlangenweise, lief fort bis zu einem nahe fließenden Bach, an dessen Rand stand es still und wollte gern hinüber. Das hatte alles des Königs Gesell, in dessen Schooß er ruhte, mit angesehen, zog sein Schwert aus der Scheide, und legte es über den Bach hin. Auf dem Schwerte schritt

nun das Thierlein hinüber, und ging hin zum Loch eines Berges, da hinein schloff es. Nach einigen Stunden kehrte es zurück, und lief über die nämliche Schwertbrücke wieder in den Mund des Königs. Der König erwachte und sagte zu seinem Gesellen: „ich muß dir meinen Traum erzählen, und das wunderbare Gesicht, das ich gehabt.“ „Ich erblickte einen großen, großen Fluß, darüber war eine eiserne Brücke gebaut; auf der Brücke gelangte ich hinüber, und ging in die Höhle eines hohen Berges; in der Höhle lag ein unsäglicher Schatz und Hort der alten Vorfahren.“ Da erzählte ihm der Gesell alles, was er unter der Zeit des Schlafes gesehen hatte, und wie der Traum mit der wirklichen Erscheinung übereinstimmte. Darauf ward an jenem Ort nachgegraben, und in dem Berg eine große Menge Goldes und Silbers gefunden, das vor Zeiten dahin verborgen war.

429.

Der kommende Wald und die klingenden Schellen.

Aimoinus III, 82.

Als Childebert mit großer Heeresmacht in Guntrams und Fredegundens Reich einbrach, ermahnte die Königin ihre Franken zu tapferem Streit, und ließ Guntrams hinterlassenes Söhnlein in der Wiege vorantragen; dem Säugling an Mutterbrust folgten die gewaffneten Schaaren. Fredegund ersann eine List. In finsterer Mitternacht, angeführt von Lauderich, des

jungen Chlotars Vormund, erhob ſich das Heer, und zog in einen Wald; Landerich griff ein Beil, und hieb ſich einen Baumaſt; drauf nahm er Schellen und hing ſie an des Pferdes Hals, auf dem er ritt. Daſſelbe zu thun ermahnte er alle ſeine Krieger; jeder mit Baumzweigen in der Hand und klingenden Schellen auf ihren Pferden, rückten ſie in früher Morgenſtunde dem feindlichen Lager näher. Die Königin, den jungen Chlotar in den Armen haltend, ging voraus: damit Erbarmen über das Kind die Krieger entzünden möchte, welches gefangen genommen werden mußte, wo ſie unterlägen. Als nun einer der feindlichen Wächter in der Dämmerung ausſchaute, rief er ſeinem Geſellen: „was iſt das für ein Wald, den ich dort ſtehen ſehe, wo geſtern Abend nicht ein Mal kleines Gebüſch war?“ „Du biſt noch weintrunken und haſt alles vergeſſen — ſprach der andere Wächter; unſere Leute haben im nahen Wald Futter und Weide für ihre Pferde gefunden. Hörſt du nicht, wie die Schellen klingen am Halſe der weidenden Roſſe?“ (Denn es war von alten Zeiten her Sitte der Franken, und zumal der öſtlichen, daß ſie ihren graſenden Pferden Schellen anhingen; damit, wenn ſie ſich verirrten, das Läuten ſie wieder finden ließe.) Während deſſen die Wächter ſolche Reden unter einander führten, ließen die Franken die Laubzweige fallen, und der Wald ſtand da leer an Blättern, aber dicht von den Stämmen ſchimmernder Spieße. Da überfiel Verwirrung die Feinde und jäher Schrecken; aus

dem Schlaf erweckt wurden ſie zur blutigen Schlacht, und die nicht entrinnen konnten, fielen erſchlagen; kaum mochten ſich die Heerführer auf ſchnellen Roſſen vor dem Tode zu retten.

430.

Chlotars Sieg über die Sachſen.

Aimoinus IV, 18. und vita Dagoberti ms. vita S. Faronis cap. 71—73. (apud Duchesne I, 569)

Chlotar hatte ſeinen Sohn Dagobert über die auſtraſiſchen Franken zum König geſetzt. Dieſer brach mit Heereskraft über den Rhein auf, um die ſich empörenden Sachſen zu züchtigen. Der ſächſiſche Herzog Bertoald lieferte ihm aber eine ſchwere Schlacht; Dagobert empfing einen Schwertſtreich in ſein Haupt, und ſandte die mit dem Stück vom Helm zugleich abgeſchnittenen Haare alsbald ſeinem Vater, zum Zeichen, daß er ihm ſchleunig zur Hülfe eile, ehe ihm das übrige Heer zerrinne. Chlotar bekam die Botſchaft, wie er gerade auf der Jagd war; beſtürzt machte er ſich ſogleich mit dem geringen Gefolg, das ihn begleitete, auf den weiten Weg, reiſte Tag und Nacht, und langte endlich an der Weſer an, wo der Franken Lager ſtand. Frühmorgens erhuben die Franken ein Freudengeſchrei über ihres Königes Ankunft; Bertoald, am andern Ufer, hörte den Jubel und fragte, was er bedeute? „Die Franken feiern Chlotars Ankunft,“ antwortete man ihm. „Das iſt ein falſcher Wahn — verſetzte Bertoald — denn ich habe gewiſſe Kundſchaft,

daß er nicht mehr am Leben sey.“ Da stand Chlotar am Ufer, sprach keinen Laut, sondern hob schnell seinen Helm vom Haupte, daß das schöne, mit weißen Locken gemischte Haupthaar herunterwallte. An diesem königlichen Schmucke erkannten ihn gleich die Feinde; Bertoald rief: „bist du also da, du stummes Thier!“ Glühend von Zorn setzte der König den Helm aufs Haupt, und spornte sein Roß durch den Fluß, daß er sich an den Feinden räche; alle Franken sprengten ihm nach. Chlotars Waffen waren schwer, und beim Durchschwimmen hatte ihm Wasser den Brustharnisch und die Schuhe gefüllt; dennoch folgte er dem fliehenden Sachsen-Herzog unermüdlich nach. Bertoald rief zurück: „ein so berühmter König und Herr solle doch seinen Knecht nicht ungerecht verfolgen.“ Chlotar wußte aber wohl, daß er aus Hinterlist so redete, kümmerte sich nicht um die Worte, sondern holte ihn mit seinem schnellen Rosse ein, und brachte ihn um. Darauf schlug er ihm das Haupt ab, und trug es den nachkommenden Franken entgegen. Da verwandelte sich ihre Trauer in Freude; sie überzogen ganz Sachsenland, und der König Chlotar hieß alle Einwohner männlichen Geschlechts, die länger waren als das Schlachtschwert, das er damals gerade trug, hinrichten: auf daß die jüngeren und kleineren durch das lebendige Andenken hieran, abgeschreckt würden. Und so verfuhr Chlotar.

431.

Das Grab der Heiligen.

Aimoinus IV, 17.

Dagobert, als er noch Jüngling war, ritt eines ages auf die Jagd und verfolgte einen Hirsch, der n durch Berg und Thal entrann.

Endlich floh das Thier in ein Häuslein, worin e Gebeine des h. Dionysius und seiner Gefährten graben lagen; die Hunde fanden die Spur, aber sie rmochten, ungeachtet die Thüren des Hauses offen nden, nicht hineinzudringen, sondern standen außen nd bollen. Dagobert kam dazu, und betrachtete staunend das Wunder. Von der Zeit an wandte sich agobert zu den Heiligen. Es geschah aber, daß agobert, durch den Stolz eines Herzogs Sadregisel leidigt, ihn mit Schlägen und Bartscheerung behimpfen ließ. Dieser verwegenen That halber flüchte Dagobert in den Wald, und barg sich in demselen Schlupfwinkel, wohin damals der Hirsch geflohen ar, vor dem Zorn seines Vaters. Der König Chlor, sobald er die Beschimpfung des Dieners hörte, fahl, seinen Sohn augenblicklich aufzusuchen und zu strafen. Während dies geschah, hatte sich Dagobert or den heiligen Leichnamen demüthiges Herzens niergeworfen, und versank in Schlaf. Da erschien m ein ehrwürdiger Greis mit freundlichem Antlitz, nd hieß ihn ohne Furcht seyn: wenn er verheiße, ie Heiligen in stäter Ehre zu halten, solle er nicht

allein aus dieſer, ſondern auch der ewigen Noth gezogen, und mit dem Königsthrone begabt werden. Die Boten, die ihn aus dem heiligen Haus abführen ſollten, konnten ſich ihm nicht auf eina Stunde weit nähern. Betroffen kehrten ſie heim und hinterbrachten das. Der König ſchalt ſie und ſandte andere aus, aber dieſe erfuhren das Nämliche. Da machte ſich Chlotar ſelbſt auf, und ſiehe, auch ihn verließ ſeine Stärke, als er ſich dem heiligen Orte nähern wollte; nunmehr erkannte er Gottes Macht, verzieh ſeinem Sohne und ſöhnte ſich mit ihm aus. Dieſer Ort war dem Dagobert lieb und angenehm vor allen andern.

432.

Sanct Arbogaſt.

Königshofen elſäß. Chronik S. 234. 235.

Sanct Arbogaſt, Biſchof zu Straßburg, kam in große Huld und Heimlichkeit mit Dagobert, König zu Frankreich; und nichts gehrte der König lieber, als oft mit ihm zu ſprechen und ſeinen weiſen Rath zu haben. Ein Mal geſchah, daß des Königs Jäger und Siegebert ſein Sohn in den Büſchen und Wäldern jagten an der Ill, wo nachher Ebersheim das Münſter aufkam, und fanden einen großen Eber; dem rennten ſie nach mit den Hunden, einer hin, der andre her. Und da kam's, daß Siegebert der Knabe ganz allein ritt, und ungewarnt auf den Eber ſtieß. Das Roß ſcheute vor dem Wild, daß der Knabe abfiel und

im

ı Stegreif hangen blieb; da trat ihn das Pferd,
ß er für todt da lag. Als ihn nun des Königs
iener ertreten fanden, huben ſie ihn auf mit großem
ide, führten ihn heim, und er ſtarb am andern Tag.
a wurde Dagoberten gerathen, zu St. Arbogaſt zu
ıicken; der kam alsbald, und nach viel Rede und
age kniete er vor die Leiche, und rief unſre Frauen
ı: ſeit ſie das Leben aller Welt geboren hätte, daß
: dem Knaben ſein Leben wieder erwürbe. Da ward
r Knabe wieder lebend, und ſtund auf in den Tod-
nkleidern, die zog man ihm aus, und thät ihm an
nigliche Kleider. Da fielen König und Königin, und
les ihr Gefolg dem Heiligen zu Füßen, und dankten
iner Gnaden; weder Gold noch Silber wollte er
:hmen, aber nach ſeinem Rathe gab der König an
nſer Frauen Münſter zu Straßburg, Rufach mit
eckern, Wäldern, Wonn und Weide.

. Als nun nach vielen Jahren Arbogaſt an das
lter kam und krank wurde, ſprach er zu ſeinen Un-
rthanen: „gleich wie unſer Herr Jeſus begraben
orden wäre auswendig Jeruſalems, an der Statt,
ı man böſe Leute verderbet, alſo wolle er dem Hei-
nd nachfolgen; und wann er verführe, ſollte man
n auswendig Straßburg begraben bei dem Galgen,
ı die Stätte, wo man über böſe Leute richtet.“ Das
ußten ſie ihm geloben zu thun. Alſo ward er nach
inem Tode begraben auf St. Michelsbühel, das war
:r Henkebühel, und ſtund damals der Galgen da.
ıa. Haute man über ſein Grab eine Capelle in Sanct

3880584

Michaels Ehren, in dieſer lag er viel Jahre lang leibhaftig.

433.

Dagobert und Sanct Florentius.

Königshofen elſäß. Chronik S. 235. 236.

Sanct Florentius fing jung an, Gott zu dienen. Und er ging aus Schottland, wo er geboren war, in Pilgrimsweiſe mit vier Geſellen: Arbogaſt, Fidelis, Theodatus und Hildolf, und kamen zu jüngſt im Elſaß an die Brüſche (das Flüßchen Breuſch), da wo jetzt Haſelo liegt. Sprach Florentius, er wollte da bleiben. Alſo gingen ſeine Geſellen fürbaß gen Straßburg; er aber baute ein Häuſelein bei der Brüſche, dalp (grub) die Bäume und Hürſte aus, und machte ein neues Feld; dahin ſäete er Korn und Kraut nach ſeiner Nothdurft. Da aßen ihm die wilden Thiere das Korn und das Kraut ab. Da ſteckete Sanct Florentius vier Gerten um das Feld, und gebot allen wilden Thieren, daß ſie auf ſeinen neuen Acker nicht mehr kämen, ſo fern, als die Gerten geſteckt wären; und dies Ziel überſchritten ſie ſeitdem nimmer. In dieſen Zeiten hatte König Dagobert eine Tochter, die war blind geboren, dazu ſtumm; und als er ſagen hörte von Florentius Heiligkeit, ſandte er ehrbare Boten, und ein Roß mit vergüldetem Gedecke, daß er zu ihm ritte. Der Heilige war aber demüthig, wollte das Roß nicht, und ſaß auf einen Eſel und ritt zu dem Könige. Noch war er nicht ganz an der Burg,

ſo ward des Königs Tochter ſehend und redend, und rief mit lauter Stimme, und das erſte Wort, das ſie ſprach, ſprach ſie alſo: „ſehet! dort reitet Florentius her, durch deſſen Gnade mich Gott ſehend und redend gemacht hat.“ Da erſchraken der König und die Königin von Wunder und von Freuden, und alles Volk lief aus gegen dem heiligen Manne, und empfingen ihn gar ehrwürdiglich und fielen zu ſeinen Füßen, um des Zeichens Willen, das Gott durch ihn gewirkt hatte. Der König aber gab die Gebreite (Ebene) und Stätte, wo Florentius wohnte und nun Haſelo liegt, ihm zu eigen, und auch ſein ſelbes Beſitzthum zu Kirchheim. Da bat der Heilige noch König Dagobert, daß er ihm ſein Ländlin unterſchiede (abgrenzte), daß er deſto beſſer möchte wiſſen, wie weit und breit er hätte. Da ſprach der König: was du mit deinem Eſelein magſt umfahren, bis ich aus dem Bade gehe und meine Kleider anthue, das ſoll alles zu dir und deiner Wohnung hören. Da wußte Florentius wohl, wie lange der König hätte Gewohnheit im Bade zu ſitzen, eilte weg mit ſeinem Eſelein, und fuhr über Berg und Thal, viel mehr und weiter, denn einer möchte gethan haben auf ſchnellem Pferde in zwei Mal ſo langer Zeit. Und fuhr wieder zum König, und kam zeitig genug, wie es beredet worden war. Und nach Arbogaſts Tode ward Florentius einhelliglich von allem Volke, Laien und Pfaffen, zum Biſchof von Straßburg gewählt.

434.

Dagoberts Seele im Schiff.

Chronique de Guill. de Nangis.

Als der gute König Dagobert aus dieſer Welt geſchieden war, ließ es Gott der Herr geſchehn, weil er ſich nicht von allen Sünden gereinigt hatte: daß die Teufel ſeine Seele faßten, auf ein Schiff ſetzten, und mit ſich fort zu führen dachten. Aber der heil. Dionyſius vergaß ſeines guten Freundes nicht, ſondern bat unſern Herrn um die Erlaubniß, der Seele zu Hülfe zu kommen, welches ihm auch verſtattet wurde. St. Dionyſius nahm aber mit ſich St. Mauritius und andere Freunde, die König Dagobert in ſeinen Lebzeiten vorzüglich geehrt und gefeiert hatte; auch folgten ihnen Engel nach und geleiteten ſie bis ins Meer. Da ſie nun an die Teufel kamen, huben ſie an mit ihnen zu fechten; die Teufel hatten wenig Gewalt gegen den Heiligen, wurden beſiegt, und hie und da aus dem Schiffe ins Meer geſtoßen. Die Engel nahmen darauf Dagoberts Seele in Empfang, und der Heilige nebſt ſeinem Gefolge kehrte ins Paradies zurück.

435.

Dagobert und ſeine Hunde.

Mélanges tirées d'une grande Bibl. IV. 29—45.

Noch heut zu Tage kennt das Volk in Frankreich zwei Sprüchwörter vom König Dagobert, deren Ur-

ſprung man vergeſſen hat: „wann König Dagobert gegeſſen hatte, ſo ließ er auch ſeine Hunde eſſen,“ und „König Dagobert auf ſeinem Sterbebette redete ſeine Hunde an, und ſprach: keine Geſellſchaft iſt ſo gut, aus der man nicht ſcheiden muß.“

436.

Die zwei gleichen Söhne.

Gesta rom. cap. 116.

König Pipin von Frankreich vermählte ſich mit einer ſchönen Jungfrau, die ihm einen Sohn zur Welt brachte, aber über deſſen Geburt ſtarb. Bald darauf nahm er eine neue Gemahlin, die gebar ihm ebenfalls einen Sohn. Dieſe beiden Söhne ſandte er in weite Länder, und ließ ſie auswärts erziehen; ſie wurden ſich aber in allen Stücken ähnlich, daß man ſie kaum unterſcheiden konnte. Nach einiger Zeit lag die Königin ihrem Gemahle an, daß er ſie doch ihr Kind ſehen ließe; er aber befahl, die beiden Söhne an Hof zu bringen. Da war der jüngſte dem älteſten, ungeachtet des einen Jahres Unterſchied, in Geſtalt und Größe vollkommen gleich, und einer wie der andere glich dem Vater: daß die Mutter nicht wiſſen konnte, welches ihr Kind darunter wäre. Da hub ſie an zu weinen, weil es Pipin nicht offenbaren wollte; endlich ſprach er: „laß ab zu weinen, dieſer iſt dein Sohn,“ und wies ihr den von der erſten Gemahlin. Die Königin freute ſich, und pflegte und beſorgte dieſes Kind

auf alle Weise; während sie das andere, welches ihr rechter Sohn war, nicht im Geringsten achtete.

437.

Hildegard.

Annales campidonenses.

Nic. Frischlini comoedia: Hildegardis magna.

Vergl. Vinc. bellovac. sp. hist. VII. c. 90—92. und das altd. Gedicht Crescentia.

Kaiser Carl war im Heereszug, und hatte die schöne Hildegard seine Gemahlin zu Hause gelassen. Während der Zeit muthete ihr Taland, Carls Stiefbruder, an, daß sie zu seinem Willen seyn möchte. Aber die tugendhafte Frau wollte lieber den Tod leiden, als ihrem Herrn Treue brechen; doch verstellte sie sich, und gelobte dem Bösewicht in sein Begehren zu willigen, so bald er ihr dazu eine schöne Brautkammer würde haben bauen lassen. Alsbald baute Taland ein kostbares Frauengemach, ließ es mit drei Thüren verwahren, und bat die Königin, hinein zu kommen und ihn zu besuchen. Hildegard that als ob sie ihm nachfolgte, und bat ihn voraus zu gehen; als er fröhlich durch die dritte Thüre gesprungen war, warf sie schnell zu und legte einen schweren Riegel vor. In diesem Gefängniß blieb Taland eine Zeit lang eingeschlossen, bis Carl siegreich aus Sachsen heimkehrte; da ließ sie ihn aus Mitleiden und auf vielfältiges erheucheltes Flehen und Bitten los, und dachte, er wäre genug gestraft. Carl aber, als er

i zuerſt erblickte, fragte: „warum er ſo mager und
ich ausſähe? Daran iſt eure gottloſe, unzüchtige
usfrau Schuld — antwortete Taland; die habe bald
nerkt, wie er ſie ſorgſam gehütet, daß ſie keine
inde begehen dürfen, und darum einen neuen
urm gebaut und ihn darin gefangen gehalten.“
r König betrübte ſich heftig über dieſe Nachricht,
) befahl im Zorn ſeinen Dienern, Hildegard zu er-
nken. Sie floh und barg ſich heimlich bei einer
er Freundinnen; aber ſobald der König ihren Auf-
halt erfuhr, verordnete er aufs Neue: ſie in einen
ld zu führen, da zu blenden, und ſo beider Augen
aubt, Landes zu verweiſen. Was geſchah? Als ſie
Diener ausführten, begegnete ihnen ein Edelmann,
Geſchlechts von Freudenberg; den hatte gerade
ifin Adelgund ihre Schweſter mit einer Botſchaft
Hildegarden abgeſandt. Als dieſer die Gefahr und
th der Königin ſah, entriß er ſie den Henkersknech-
und gab ihnen ſeinen mit laufenden Hund. Dem
nde ſtachen ſie die Augen aus, und hinterbrachten
dem König, zum Zeichen, daß ſein Befehl geſchehen
re. Hildegard aber, als ſie mit Gottes Hülfe ge-
et war, zog in Begleitung einer Edelfrau, Namens
ina von Bodmer nach Rom, und übte die Heil-
ſt, die ſie ihr Lebtag gelernt und getrieben hatte,
glücklich aus, daß ſie bald in großen Ruhm kam.
tlerweile ſtrafte Gott den gottloſen Taland mit
ndheit und Ausſatz. Niemand vermochte ihn zu
en, und endlich hörte er, zu Rom lebe eine be-

rühmte Heilfrau, die diesem Siechthum abhelfen kö
Als Carl nun nach Rom zog, war Taland auch
Gefolg, erkundigte der Frauen Wohnung, nannte
seinen Namen, und begehrte Arzenei und Hülfe
seine Krankheit; er wußte aber nicht, daß sie die
nigin wäre. Hildegard gab ihm auf, daß er s
Sünden dem Priester beichten und Buße und B
rung geloben müsse; dann wollte sie ihre Kunst er
fen. Taland thät es und beichtete; darauf kam
wieder zur Frauen hin, die ihn frisch und ges
machte. Ueber diese Heilung wunderten sich P
und König aus der Maßen, und wünschten die A
tin zu sehen und besandten sie. Allein sie erbot
daß sie Tags darauf in das Münster St. Petri ge
wollte. Da kam sie hin, und berichtete dem K
ihrem Herrn alsbald die ganze Geschichte, wie
sie verrathen hatte. Carl erkannte sie mit Freu
und nahm sie wieder zu seiner Gemahlin; aber sei
Stiefbruder verurtheilte er Todes. Doch bat die
nigin sich sein Leben aus, und er wurde blos in
Elend verwiesen.

438.

Der Hahnenkampf.

Crusius ann. suev. dodecas I, p. 330.

Zu einer Zeit kam Carl der Große auf
Schloß bei Kempten zu seiner Gemahlin Hildg
Als sie nun eines Tages über Tische saßen, und M
cherlei von der Vorfahren Regierung redeten, u

rend ihre Söhne Pipin, Carl und Ludwig darneben standen, hub Pipin an und sprach: „Mutter, wann ein Mal der Vater im Himmel ist, werde ich dann König?“ Carl aber wandte sich zum Vater und sagte: „nicht Pipin, sondern ich folge dir nach im Reich.“ Ludwig aber, der jüngste, bat beide Eltern, daß sie ihn doch möchten lassen König werden. Als die Kinder so stritten, sprach die Königin: „eure Zwist wollen wir bald ausmachen; geht hinab ins Dorf und laßt euch jeder sich einen Hahn von den Bauern geben. Die Knaben stiegen die Burg hinab mit ihrem Lehrmeister und den übrigen Schülern, und holten die Hähne. Hierauf sagte Hildegard: „nun laßt die Hähne auf einander los! wessen Hahn im Kampfe siegt, der soll König werden.“ Die Vögel stritten, und Ludwigs Hahn überwand die beiden andern. Dieser Ludwig erlangte auch wirklich nach seines Vaters Tode die Herrschaft.

439.

Carls Heimkehr aus Ungerland.

Reimchronick im Cod. pal. 336. fol. 259 — 267.

König Carl, als er nach Ungarn und Wallachei fahren wollte, die Heiden zu bekehren, gelobte er seiner Frauen, in zehn Jahren heimzukehren; wäre er nach Verlauf derselben ausgeblieben, so solle sie seinen Tod für gewiß halten. Würde er ihr aber durch einen Boten sein golden Fingerlein zusenden, dann möge sie auf alles vertrauen, was er ihr durch den-

ſelben entbieten laſſe. Nun geſchah es, daß der König ſchon über neun Jahre ausgeweſen war; da hob ſich zu Aachen an dem Rhein Raub und Brand über alle Länder. Da gingen die Herren zu der Königin und baten, daß ſie ſich einen andern Gemahl auswählte, der das Reich behüten könnte. Die Frau antwortete: „wie möcht ich ſo wider König Karl ſündigen, und meine Treue brechen! ſo hat er mir auch das Wahrzeichen nicht geſandt, das er mir kund thät, als er von hinnen ſchied.“ Die Herren aber redeten ihr ſo lange zu, weil das Land in dem Krieg zu Grund gehen müſſe, daß ſie ihrem Willen endlich zu folgen verſprach. Darauf wurde eine große Hochzeit angeſtellt, und ſie ſollte über den dritten Tag mit einem reichen König vermählt werden.

Gott der Herr aber, welcher dies hindern wollte, ſandte einen Engel als Boten nach Ungerland, wo der König lag, und ſchon manchen Tag gelegen hatte. Als König Carl die Kundſchaft vernommen, ſprach er: „wie ſoll ich in dreien Tagen heimkehren, einen Weg, der hundert Raſte lang iſt, und funfzehn Raſte dazu, bis ich in mein Land komme?“ Der Engel verſetzte: „weißt du nicht, Gott kann thun was er will, denn er hat viel Gewalt. Geh' zu deinem Schreiber, der hat ein gutes, ſtarkes Pferd, das du ihm abgewinnen mußt; das ſoll dich in einem Tage tragen über Moos und Haide, bis in die Stadt zu Rab, das ſey deine erſte Tagweide. Den andern Morgen ſollt du früh ausreiten, die Donau hinauf bis gen Paſſau;

das ſey deine andere Tagweide. Zu Paſſau ſollt du dein Pferd laſſen; der Wirth, bei dem du einkehreſt, hat ein ſchön Füllen; das kauf ihm ab, es wird dich den dritten Tag bis in dein Land tragen.“

Der Kaiſer that, wie ihm geboten war, handelte dem Schreiber das Pferd ab, und ritt in einem Tag aus der Bulgarei bis nach Rab; ruhte über Nacht, und kam den zweiten Tag bei Sonnenſchein nach Paſſau, wo ihm der Wirth gutes Gemach ſchuf. Abends, als die Viehheerde einging, ſah er das Füllen, griffs bei der Mähne und ſprach: „Herr Wirth, gebt mir das Roß, ich will es morgen über Feld reiten.“ Nein! ſagte dieſer; das Füllen iſt noch zu jung, ihr ſeyd ihm zu ſchwer, als daß es euch tragen könnte.“ Der König bat ihn von neuem; der Wirth ſagte: „ja, wenn es gezäumt, oder geritten wäre.“ Der König bat ihn zum dritten Mal, und da der Wirth ſah, daß es Karl ſo lieb wäre, ſo wollte er das Roß ablaſſen; und der König verkaufte ihm dagegen ſein Pferd, das er die zwei Tage geritten hatte, und von dem es ein Wunder war, daß es ihm nicht erlag.

Alſo machte ſich der König des dritten Tages auf, und ritt ſchnell und unaufhaltſam bis gen Aachen vor das Burgthor, da kehrte er bei einem Wirth ein. Überall in der ganzen Stadt hörte er großen Schall von Singen und Tanzen. Da fragte er, was das wäre? Der Wirth ſprach: „eine große Hochzeit ſoll heute ergehen, denn meine Frau wird einem reichen König anvermählt; da wird große Koſt gemacht, und

rühmte Heilfrau, die diesem Siechthum abhelfen könne. Als Carl nun nach Rom zog, war Taland auch im Gefolg, erkundigte der Frauen Wohnung, nannte ihr seinen Namen, und begehrte Arzenei und Hülfe für seine Krankheit; er wußte aber nicht, daß sie die Königin wäre. Hildegard gab ihm auf, daß er seine Sünden dem Priester beichten und Buße und Besserung geloben müsse; dann wollte sie ihre Kunst versuchen. Taland that es und beichtete; darauf kam er wieder zur Frauen hin, die ihn frisch und gesund machte. Ueber diese Heilung wunderten sich Pabst und König aus der Maßen, und wünschten die Aerztin zu sehen und besandten sie. Allein sie erbot sich, daß sie Tags darauf in das Münster St. Petri gehen wollte. Da kam sie hin, und berichtete dem König ihrem Herrn alsbald die ganze Geschichte, wie man sie verrathen hatte. Carl erkannte sie mit Freuden, und nahm sie wieder zu seiner Gemahlin; aber seinen Stiefbruder verurtheilte er Todes. Doch bat die Königin sich sein Leben aus, und er wurde blos in das Elend verwiesen.

438.

Der Hahnenkampf.

Crusius ann. suev. dodecas I, p. 330.

Zu einer Zeit kam Carl der Große auf sein Schloß bei Kempten zu seiner Gemahlin Hildgard. Als sie nun eines Tages über Tische saßen, und Mancherlei von der Vorfahren Regierung redeten, wäh-

nd ihre Söhne Pipin, Carl und Ludwig darneben anden, hub Pipin an und sprach: „Mutter, wann n Mal der Vater im Himmel ist, werde ich dann önig?“ Carl aber wandte sich zum Vater und sag: „nicht Pipin, sondern ich folge dir nach im Reich.“ udwig aber, der jüngste, bat beide Eltern, daß sie n doch möchten lassen König werden. Als die Kin- er so stritten, sprach die Königin: „eure Zwist wol- n wir bald ausmachen; geht hinab ins Dorf und st euch jeder sich einen Hahn von den Bauern ge- en. Die Knaben stiegen die Burg hinab mit ihrem ehrmeister und den übrigen Schülern, und holten ie Hähne. Hierauf sagte Hildegard: „nun, laßt die ähne auf einander los! wessen Hahn im Kampfe iegt, der soll König werden.“ Die Vögel stritten, nd Ludwigs Hahn überwand die beiden andern. Die- er Ludwig erlangte auch wirklich nach seines Vaters ode die Herrschaft.

439.

Carls Heimkehr aus Ungerland.

Reimchronick im Cod. pal. 336. fol. 259 — 267.

König Carl, als er nach Ungarn und Wallachei ahren wollte, die Heiden zu bekehren, gelobte er sei- er Frauen, in zehn Jahren heimzukehren; wäre er ach Verlauf derselben ausgeblieben, so solle sie sei- en Tod für gewiß halten. Würde er ihr aber durch inen Boten sein golden Fingerlein zusenden, dann öge sie auf alles vertrauen, was er ihr durch den-

Jungen und Alten, Armen und Reichen Brod und Wein gereicht, und ungemessen Futter vor die Ross getragen.“ Der König sprach: „hier will ich mein Gemach haben, und mich wenig um die Speise bekümmern, die sie in der Stadt austheilen; kauft mir für mein Guldenpfennige was ich bedarf, schafft mir vie und genug.“ Als der Wirth das Gold sah, sagte er bei sich selbst: „Das ist ein rechter Edelmann, desgleichen meine Augen nie erblickten!“ Nachdem die Speise köstlich und reichlich zugerichtet, und Carl zu Tisch gesessen war, forderte er einen Wächter vom Wirth, der sein des Nachts über pflege, und legt sich zu Bette. In dem Bette aber liegend, rief er den Wächter, und mahnte ihn theuer: „wann man den Singos im Dom läuten wird, sollst du mich wekken, daß ich das Läuten höre; dies gülden Fingerlein will ich dir zu Miethe geben.“ Als nun der Wächter die Glocke vernahm, trat er ans Bette vor den schlafenden König: „Wohlan, Herr, gebt mir mein Miethe, eben läuten sie den Singos im Dom.“ Schnell stand er auf, legte ein reiches Gewand an und bat den Wirth, ihn zu geleiten. Dann nahm er ihn bei der Hand, und ging mit ihm vor das Burgthor, aber es lagen starke Riegel davor. „Herr sprach der Wirth, ihr müßt unten durchschliefen, aber dann wird euer Gewand kothig werden.“ „Daran mach ich mir wenig, und würde es ganz zerrissen.“ Nun schloffen sie dem Thor hinein; der König voll weisen Sinnes, hieß den Wirth um den Dom gehen

während er ſelber in den Dom ging. Nun war das Recht in Franken, „wer auf den Stuhl im Dom ſaß, der mußte König ſeyn;“ das däuchte ihm gut, er ſetzte ſich auf den Stuhl, zog ſein Schwert, und legte es baar über ſeine Knie. Da trat der Meßner in den Dom, und wollte die Bücher vortragen; als er aber den König ſitzen ſah mit baarem Schwert und ſtillſchweigend, begann er zu zagen, und verkündete eilends dem Prieſter: „Da ich zum Altar ging, ſah ich einen greiſen Mann mit bloßem Schwert über die Knie auf dem geſegneten Stuhl ſitzen.“ Die Domherren wollten dem Meßner nicht glauben; einer von ihnen griff ein Licht, und ging unverzagt zu dem Stuhle. Als er die Wahrheit ſah, wie der greiſe Mann auf dem Stuhle ſaß, warf er das Licht aus der Hand, und floh erſchrocken zum Biſchof. Der Biſchof ließ ſich zwei Kerzen von Knechten tragen, die mußten ihm zu dem Dom leuchten; da ſah er den Mann auf dem Stuhle ſitzen, und ſprach furchtſam: „ihr ſollt mir ſagen, was Mannes ihr ſeyd, geheuer oder ungeheuer, und wer euch ein Leids gethan, daß ihr an dieſer Stätte ſitzet?“ Da hob der König an: „ich war euch wohl bekannt, als ich König Carl hieß, an Gewalt war keiner über mich!“ Mit dieſen Worten trat er dem Biſchof näher, daß er ihn recht anſehen könnte. Da rief der Biſchof: „will kommen, liebſter Herr! eurer Kunſt will ich froh ſeyn,“ umfing ihn mit ſeinen Armen, und leitete ihn in ſein reiches Haus. Da wurden alle Glocken geläutet, und

„ja, ich habs gehört,“ dem versetzte er eine Maulschelle, mit den Worten: du bist mein Eigen.

So verlieh ihm Carl das Land, so weit man sein Blasen hatte hören können; der Spielmann, so lange er lebte, und seine Nachkommen besaßen es ruhig, und bis auf heutigen Tag heißen die Einwohner dieses Landes: die zusammengeblasenen (transcornati.)

442.

Der eiserne Carl.

Monachus sangallensis ap. Canisium lect. antiq. Tom. II. p. 2. p. 81. 82.

Zur Zeit, als König Carl den Lombarden König Desiderius befeindete, lebte an des Letztern Hofe Ogger, (Odger, Autchar) ein edler Franke, der von Carls Ungnade das Land hatte räumen müssen. Wie nun die Nachricht erscholl, Carl rücke mit Heeresmacht heran, standen Desiderius und Ogger auf einen hohen Thurm, von dessen Gipfel man weit und breit in das Reich schauen konnte. Das Gepäck rückte in Haufen an; „ist Carl unter diesem großen Heer?“ frug König Desiderius. „Noch nicht!“ versetzte Ogger. Nun kam der Landsturm des ganzen fränkischen Reichs: „hierunter befindet sich Carl aber gewiß,“ sagte Desiderius bestimmt. Ogger antwortete: „noch nicht, noch nicht.“ Da tobte der König, und sagte: „was sollen wir anfangen, wenn noch mehrere mit ihm kommen?“: „Wie er kommen wird, antwortete jener, sollst du gewahr werden; was mit uns geschehe, weiß

ich

icht.“ Unter dieſen Reden zeigte ſich ein neuer
j. Erſtaunt ſagte Deſiderius: „darunter iſt doch
?“ „Immer noch nicht,“ ſprach Ogger. Nächſt-
erblickte man Biſchöfe, Äbte, Capellane mit ih-
Beiſtlichkeit. Außer ſich ſtöhnte Deſiderius: „o
uns niederſteigen, und uns bergen in der Erde
dem Angeſichte dieſes grauſamen Feindes.“ Da
terte ſich Ogger der herrlichen, unvergleichlichen
pt des König Carls aus beſſeren Zeiten her, und
) in die Worte aus: „wenn du die Saat auf
Feldern wirſt ſtarren ſehen, den eiſernen Po und
no mit dunkeln eiſenſchwarzen Meereswellen die
mauern überſchwemmen, dann gewarte, daß
kommt.“ Kaum war dies ausgeredet, als ſich
Beſten wie eine finſtere Wolke zeigte, die den hel-
Tag beſchattete. Dann ſah man den eiſernen Carl
inem Eiſenhelm, in eiſernen Schienen, eiſernem
ger um die breite Bruſt, eine Eiſenſtange in der
m hoch aufreckend. In der Rechten hielt er den
hl, der Schild war ganz aus Eiſen, und auch
Roß ſchien eiſern an Muth und Farbe. Alle die-
vorausgingen, zur Seite waren und ihm nach
ten, ja das ganze Heer ſchien auf gleiche Weiſe
gerüſtet. Einen ſchnellen Blick darauf werfend,
Ogger: „hier haſt du den, nach dem du ſo viel
eſt,“ und ſtürzte halb entſeelt zu Boden.

443.

Carl belagert Pavia.

Chron. noval. III. 14.

Desiderius floh mit Adelgis seinem Sohn u einer Tochter, in die Mauern von Pavia, worin i Carl lange belagerte. Desiderius war gut und dem thig; stets soll er, der Sage nach, um Mitterna aufgestanden, und in die Kirchen zum Gebet geg gen seyn; die Thore der Kirchen öffneten sich ihm r selbst vor seinem bloßen Anblick. Während jener L lagerung schrieb nun die Königstochter einen Br zu König Carl, und schoß ihn auf einer Armbr über den Fluß Tessino; in dem Brief stand: „w sie der König zum Ehegemahl nehmen wolle, we sie ihm die Stadt und den Schatz ihres Vaters üb liefern.“ Carl antwortete ihr so, daß die Liebe Jungfrau nur noch stärker entzündet wurde. E stahl unter dem Haupt ihres schlafenden Vaters Schlüssel der Stadt, und meldete dem Frankenkön daß er sich diese Nacht bereite in die Stadt zu rück Als sich das Heer den Thoren nahte, und einz sprang ihm die Jungfrau fröhlich entgegen, geri aber im Gedränge unter die Hufe der Rosse, u wurde, weil es finstre Nacht war, von diesen zer ten. Über dem Gewieher der Rosse erwachte Adelg zog sein Schwert, und tödtete viele Franken. A sein Vater verbot ihm, sich zu wehren, weil es G tes Wille sey, die Stadt dem Feinde zu geben. Al

is entfloh hierauf, und Carl nahm die Stadt und ie königliche Burg in seinen Besitz.

444.

Adelgis.

Chron. novalic. III. cap. 10. 22—24.

Adelgis, (Algis, Adelger) Desiderius Sohn, ar von Jugend auf stark und heldenmüthig. In riegszeiten pflegte er mit einer Eisenstange zu rei- n, und viele Feinde zu erschlagen; so tödtete er ch viele der Franken, die in Lombarden gezogen aren. Dennoch mußte er der Übermacht weichen, s Carl hatte selbst Ticinum unterworfen. In die- r Stadt aber beschloß ihn der kühne Jüngling aus- kundschaften. Er fuhr auf einem Schiff dahin, nicht s ein Königssohn, sondern umgeben von wenigen euten, wie einer aus geringem Stande. Keiner der ieiger erkannte ihn, außer einem der ehemaligen reuen Diener seines Vaters; diesen bat er flehent- ch, daß er ihn nicht verrathen möchte. „Bei meiner reue — antwortete jener — ich will dich niemanden ffenbaren, so lange ich dich verhehlen kann.“ „Ich itte dich — sagte Adelgis — heute, wann du beim Kö- ig zu Mittag speisest, so setze mich ans Ende eines r Tische, und schaffe, daß alle Knochen, die man on der Tafel aufhebt, vor mich gelegt werden.“ Der ndere versprach es, denn er wars, der die königli- hen Speisen auftragen mußte. Als nun das Mahl ehalten wurde, so that er allerdings so, und legte

die Knochen vor Adelgis, der sie zerbrach, und gl
einem hungrigen Löwen das Mark daraus aß.
Splitter warf er unter den Tisch, und machte ei
tüchtigen Haufen zusammen. Dann stand er frü
als die andern auf, und ging fort. Der König,
er die Tafel aufgehoben hatte, und die Menge K
chen unter dem Tisch erblickte, fragte: „welcher G
hat so viel Knochen zerbrochen?“ Alle antworte
„sie wüßten es nicht;“ einer aber fügte hinzu: „
faß hier ein starker Degen, der brach alle Hirs
Bären- und Ochsenknochen auf, als wären es Ha
stengel.“ Der König ließ den Speisaufträger ru
und sprach: „wer, oder woher war der Mann,
hier die vielen Knochen zerbrach?“ Er antworte
„ich weiß es nicht, Herr.“ Carl erwiederte: „
meines Hauptes Krone, du weißt es.“ Da er
betreten sah, fürchtete er, und schwieg. Der Kö
aber merkte leicht, daß es Adelgis gewesen, und
that ihm leid, daß man ihn ungestraft von dann
gehen lassen; er sagte: wo hinaus ist er gegangen?
Einer versetzte: „er kam zu Schiff, und wird vermu
lich so weggehen.“ „Willst du — sprach ein andrer
daß ich ihm nachsetze und ihn tödte?“ „Auf wel
Weise“ antwortete Carl. „Gib mir deine golden
Armspangen, und ich will ihn damit berücken.“ D
König gab sie ihm alsbald, und jener eilte ihm schn
zu Lande nach, bis er ihn einholte. Und aus der Fer
rief er zu Adelgis, der im Schiffe fuhr: „halt a
der König sendet dir seine Goldspangen zur Gab

warum bist du so heimlich fortgegangen?“ Adelgis wandte sein Schiff ans Ufer, und als er näher kam, und die Gabe auf der Speerspitze ihm dargereicht erblickte, ahndete er Verrath, warf seinen Panzer über die Schulter, und rief: „was du mir mit dem Speere reichst, will ich mit dem Speere empfangen; *) sendet dein Herr betrüglich diese Gabe, damit du mich tödten sollest, so werde ich nicht nachstehen, und ihm meine Gabe senden.“ Darauf nahm er seine Armspangen, und reichte sie jenem auf dem Speer, der in seiner Erwartung getäuscht heimkehrte, und dem König Carl Adelgis Spangen brachte. Carl legte sie sogleich an, da fielen sie ihm bis auf die Schultern nieder. Carl aber rief aus: „es ist nicht zu wundern, daß dieser Mann Riesenstärke hat.“

König Carl fürchtete diesen Adelgis allezeit, weil er ihn und seinen Vater des Reiches beraubt hatte. Adelgis floh zu seiner Mutter, der Königin Ansa nach Brixen, wo sie ein reiches Münster gestiftet hatte.

445.

Von König Carl und den Friesen.

Altfriesengesetz. ed. Wierdsma I. S. 103 — 108.

Als König Carl aus Franken, und König Radbod aus Dänemark, in Friesenland wider einander ließen, besetzte jeder seinen Ort und sein End im Franekergau mit einem Heerschild, und jedweder sagte:

*) Vergl. Hildebrands Lied S. 36.

das Land wäre sein. Das wollten weise Leute s
nen, aber die Herren wollten es ausfechten. Da suc
man die Sühne so lange, bis man sie endlich
die Hand der beiden Könige selber legte: „
von ihnen den andern an Stillstehen überträfe,
sollte gewonnen haben.“ Da brachte man die Her
zusammen. Da standen sie ein Eintal (Zeit von
und Nacht) in der Runde. Da ließ König Carl
nen Handschuh entfallen. Da hub ihn König R
bod auf, und reichte ihn König Carl. Da spr
Carl: ha, ha, das Land ist mein, und lachte; d
um hieß sein Ort Hachense. Warum? sprach R
bod. Da sprach Carl: ihr seyd mein Mann wort
Da sprach Radbod: o wach (o weh) darum
sein Ort Wachense. Da fuhr König Radbod
dem Lande, und König wollte ein ing (Gericht)
ten; da vermocht er nicht, denn so viel lediges
des war nicht da; darauf er dingen konnte.
sandte er in die sieben Seelande, und hieß ihn
daß sie ihm eine freie Stelle gewönnen, darauf
möchte dingen. Da kauften sie mit Schatz und
Schilling Deldemanes. Dahin dingte er,
lud die Friesen, dahin zu ihm zu fahren, und sich
Recht erkören, das sie halten wollten. Da baten
Frist zu ihrer Vorsprechung. Da gab er ihnen
laub. Des andern Tages hieß er sie, daß sie
das Recht führen. Da kamen sie, und erwähl
Vorsprecher, zwölf von den sieben Seelanden.
hieß er sie, daß sie das Recht erkörten. Da hege

sie Frist. Des dritten Tages hieß er sie wieder-
men. Da zogen sie Rothschein, (beriefen sich auf
tzliche Hinderniß) des vierten Tags eben so, des
sten auch so. Dies sind die zwei Fristen, und die
i Rothscheine, die die freien Friesen mit Recht
en sollen. Des sechsten Tages hieß er sie Recht
en. Da sprachen sie: sie könnten nicht. Da
ach der König: nun leg ich euch vor drei
en, was euch lieber ist: daß man euch tödte?
r daß ihr alle eigen (leibeigen) werdet? oder daß
n euch ein Schiff gebe, so fest und so stark, daß
eine Ebbe und eine Flut mag ausstehen, und das
der Riem und Ruder, und sonder Tau? Da er-
en sie das Schiff, und fuhren aus mit der Ebbe
fern weg, daß sie kein Land mehr sehen mochten.
war ihnen leid zu Muth. Da sprach einer, der
3 Wittekinds Geschlecht war, des ersten Asegen
ichters): „ich habe gehört, daß unser Herr Gott,
er auf Erden war, zwölf Jünger hatte, und er
)st der dreizehnte war, und kam zu jedem bei
chlossenen Thüren, tröstete und lehrete sie; warum
ten wir nicht, daß er uns einen dreizehnten sende,
uns Recht lehre, und zu Lande weise?“ Da fielen
alle auf ihre Knie, und beteten inniglich. Da sie
Betung gethan hatten, sahen sie einen dreizehn-
am Steuer sitzen, und eine Achse auf seiner Ach-
, da er mit ans Land steuerte, gegen Strom und
ind. Da sie zu Land kamen, da warf er mit der
)se auf das Land, und warf einen Erdwasen auf.

Da entſprang da ein Born, davon heißt die Stelle zu Achſenhof. Und zu Eſchweg kamen ſie zu Land, und ſaßen um den Born herum; und was ihnen der dreizehnte lehrte, das nahmen ſie zu Recht an. Doch wußte niemand, wer der dreizehnte war; ſo gleich war er jedem unter ihnen. Da er ihnen das Recht gewieſen hatte, waren ihrer nur zwölf. Darum ſollen in dem Land allzeit dreizehen Aſegen ſeyn, und ihr Urtheil ſolle ſie fällen zu Achſenhof und zu Eſchwege, und wenn ſie entzwei ſprechen (verſchiedener Meinung ſind) ſo haben die ſieben die ſechs einzuhalten. So iſt das Landrecht aller Frieſen.

446.

Radbot läßt ſich nicht taufen.

Melis Stoke Rymkronike B. x. Z. 149 — 176.
Vergl. Buchelius zu Beka p. 13.
Pomarius a. a. O. S. 57.

Als der heilige Wolfram den Frieſen das Chriſtenthum predigte, brachte er endlich Radbot ihren Herzog dazu, daß er ſich taufen laſſen wollte. Radbot hatte ſchon einen Fuß in das Taufbecken geſtellt; da fiel ihm ein, vorher zu fragen: „wohin denn ſeine Vorfahren gekommen wären? ob ſie bei den Schaaren der Seeligen, oder in der Hölle ſeyen?“ Sanct Wolfram antwortete: „ſie waren Heiden, und ihre Seelen ſind verloren.“ Da zog Radbot ſchnell den Fuß zurück, und ſprach: „ihrer Geſellſchaft mag ich mich nicht begeben; lieber will ich elend bei ihnen in der Hölle wohnen, als herrlich ohne ſie im Him-

reich:“ So verhinderte der Teufel, daß Radbot
ht getauft wurde: denn er ſtarb den dritten Tag
rauf, und fuhr dahin, wo ſeine Magen waren.

Andere erzählen ſo: Radbot habe auf Wolframs
twort, daß ſeine Vorfahren zur Hölle wären, wei-
gefragt: „ob da der meiſte Hauſe ſey?“ Wolf-
m ſprach: „ja, es ſteht zu befürchten, daß in der
lle der meiſte Haufen iſt.“ Da zog der Heide den
ß aus der Taufe und ſagte: „wo der meiſte
ufen iſt, da will ich auch bleiben.“

447.

Des Teufels goldnes Haus.

Vita Sti. Wülframi.
Rhein. Mercur 1816. vom 4. Jan.

St. Wolfram hatte im Schlafe ein Geſicht, das
m gebot, den Frieſen das Evangelium zu predigen.
r kam mit einigen Gefährten nach Friesland. Es
ar aber Sitte bei den Frieſen, daß, wen das Loos
af, den Göttern geopfert wurde. Dies Mal fiel
s Loos auf einen Knaben, Occo genannt. Als St.
olfram ihn ſich vom Fürſten Radbot ausbat, ant-
ortete dieſer: „er ſey dein, wenn dein Chriſtus ihn
m Tode errettet.“ Als ſie ihn aber zum Galgen
leppten, betete Wolfram; und ſogleich riß der Strick,
r Knabe fiel zur Erde, ſtand unverletzt und wurde
tauft. Die Weiſe aber, wie Radbot vom Teufel
trogen wurde, erzählt der genannte Occo: Der
eufel erſchien ihm in Engelsgeſtalt, um das Haupt

eine Goldbinde mit Geſtein beſetzt, und in einem Kleide aus Gold gewirkt. Als Radbot auf ihn hinſah, ſprach der Teufel zu ihm: „Tapferſter unter den Männern, was hat dich alſo verführt, daß du abweichen willſt von dem Fürſten der Götter? Wolle das nicht thun, ſondern beharre bei dem, was du gelernt, und du ſollſt in goldne Häuſer kommen, die ich dir in alle Ewigkeit zum Eigenthume geben will. Gehe morgen zu Wolfram, dem Lehrer der Chriſten, und befrage ihn, welches jene Wohnung der ewigen Klarheit ſey, die er dir verſpricht. Kann er ſie dir nicht augenſcheinlich darthun, dann mögen beide Theile Abgeordnete wählen, und ich will ihr Führer ſeyn auf der Reiſe, und will ihnen das goldne Haus zeigen und die ſchöne Wohnung, die ich dir bereitet.“ Wie Radbot erwachte, erzählte er alles dem heil. Wolfram. Dieſer ſagte, der Betrüger Satanas wolle ihm ein Gaukelſpiel vormachen. Der Fürſt antwortete: „er wolle Chriſt werden, wenn ſein Gott ihm jene Wohnung nicht zeige. Sogleich ward ein Frieſe von ſeiner Seite, und ein Diaconus von Seiten Wolframs ausgeſandt, die, als ſie etwas von der Stadt ſich entfernt, einen Reiſegefährten fanden, der ihnen ſagte: „eilt ſchnell, denn ich zeige euch die ſchöne, dem Herzog Radbot bereitete Wohnung.“ Sie gingen auf breitem Wege durch unbewohnte Oerter, und ſahen einen Weg mit verſchiednen Arten glatten Marmors aufs ſchönſte geziert. Von ferne ſahen ſie ein Haus glänzen wie Gold, und kamen zu einer Straße, die

um Hause führte, mit Gold und edlem Gestein ge-
pflastert. Als sie das Haus betraten, sahen sie es
von wunderbarer Schönheit und unglaublichem Glan-
ze, und in ihm einen Thron von wunderbarer Größe.
Da sprach der Führer: „das ist die dem Herzog
Radbot bereitete Wohnung!“ Darauf sprach der Dia-
conus stammend: „wenn das von Gott gemacht ward,
wird es ewig bestehen; wenn vom Teufel, muß es
schnell verschwinden.“ Somit bezeichnete er sich mit
dem Zeichen des Kreuzes, da verwandelte sich der
Führer in den Teufel, das goldne Haus in Koth, und
der Diacon befand sich mit dem Friesen in Mitten
von Sümpfen, die voll Wassers waren, mit langen
Binsen und Geröhren. Sie mußten in drei Tagen
einen unermeßlichen Weg zurücklegen, bis sie zur
Stadt kamen, und fanden dort den Herzog todt, und
erzählten, was sie gesehen, St. Wolfram. Der Friese
wurde getauft und hieß Sugomar.

448.

Wittekinds Taufe.

Abels Samml. alt. Chroniken S. 61. 62.
Pomavius S. 40. 41.

König Carl hatte eine Gewohnheit, alle große
Feste folgten ihm viele Bettler nach, denen ließ er
geben einem jeglichen einen Silberpfenning. So war
es in der stillen Woche, daß Wittekind von Engern
Bettlerskleider anlegte, und ging in Carls Lager un-
ter die Bettler sitzen, und wollte die Franken aus-

kundschaften. Auf Ostern aber ließ der König in seinem Zelt Messe lesen; da geschah ein göttliches Wunder, daß Wittekind, als der Priester das Heiligthum emporhob, darin ein lebendiges Kind erblickte; das däuchte ihm ein so schönes Kind, als er sein Lebtag so gesehen, und kein Auge sah es außer ihm. Nach der Messe wurden die Silberpfennige den armen Leuten ausgetheilt; da erkannte man Wittekind unter dem Bettlerrock, griff und führte ihn vor den König. Da sagte er, was er gesehen hätte, und ward unterrichtet aller Dinge, daß sein Herz bewegt wurde, und empfing die Taufe, und sandte nach den andern Fürsten in seinem Lager, daß sie den Krieg einstellten und sich taufen ließen. Carl aber machte ihn zum Herzogen, und wandelte das schwarze Pferd in seinem Schilde in ein weißes.

449.

Erbauung Frankfurts.

Ditmarus merseb Lib. VII, p. m. 104.

Als König Carl von den Sachsen geschlagen floh, und zum Main kam, wußten die Franken das Furth nicht zu finden, wo sie über den Fluß gehen und sich vor ihren Feinden retten könnten. Da soll plötzlich eine Hirschkuh erschienen, ihnen vorangegangen und eine Wegweiserin geworden seyn. Daher gelangten die Franken über den Main, und seitdem heißt der Ort Frankenfurth.

zum Hause führte, mit Gold und edlem Gestein gepflastert. Als sie das Haus betraten, sahen sie es von wunderbarer Schönheit und unglaublichem Glanze, und in ihm einen Thron von wunderbarer Größe. Da sprach der Führer: „das ist die dem Herzog Radbot bereitete Wohnung!“ Darauf sprach der Diaconus stammend: „wenn das von Gott gemacht ward, wird es ewig bestehen; wenn vom Teufel, muß es schnell verschwinden.“ Somit bezeichnete er sich mit dem Zeichen des Kreuzes, da verwandelte sich der Führer in den Teufel, das goldne Haus in Koth, und der Diacon befand sich mit dem Friesen in Mitten von Sümpfen, die voll Wassers waren, mit langen Binsen und Geröhren. Sie mußten in drei Tagen einen unermeßlichen Weg zurücklegen, bis sie zur Stadt kamen, und fanden dort den Herzog todt, und erzählten, was sie gesehen, St. Wolfram. Der Friese wurde getauft und hieß Sugomar.

448.

Wittekinds Taufe.

Abels Samml. alt. Chroniken S. 61. 62.
Pomavius S. 40. 41.

König Carl hatte eine Gewohnheit, alle große Feste folgten ihm viele Bettler nach, denen ließ er geben einem jeglichen einen Silberpfenning. So war es in der stillen Woche, daß Wittekind von Engern Bettlerskleider anlegte, und ging in Carls Lager unter die Bettler sitzen, und wollte die Franken aus-

wurde von allen Leuten werth gehalten, aber von Imma, des Kaisers Tochter, heftig geliebt. Sie war dem griechischen König als Braut verlobt, und je mehr Zeit verstrich, desto mehr wuchs die heimliche Liebe zwischen Eginhart und Imma. Beide hielt die Furcht zurück, daß der König ihre Leidenschaft entdekken und darüber erzürnen möchte. Endlich aber mochte der Jüngling sich nicht länger bergen, faßte sich, weil er den Ohren der Jungfrau nichts durch einen fremden Boten offenbaren wollte, ein Herz, und ging bei stiller Nacht zu ihrer Wohnung. Er klopfte leise an der Kammer Thüre, als wäre er auf des Königs Geheiß hergesandt, und wurde eingelassen. Da gestanden sie sich ihre Liebe, und genossen der ersehnten Umarmung. Als inzwischen der Jüngling bei Tages Anbruch zurück gehen wollte, woher er gekommen war, sah er, daß ein dicker Schnee über Nacht gefallen war, und scheute sich über die Schwelle zu treten, weil ihn die Spuren von Mannsfüßen bald verrathen würden. In dieser Angst und Noth überlegten die Liebenden was zu thun wäre, und die Jungfrau erdachte sich eine kühne That: sie wollte den Eginhart auf sich nehmen und ihn, eh es licht wurde, bis nah zu seiner Herberg tragen, daselbst absetzen und vorsichtig in ihren eigenen Fußspuren wieder zurück kehren. Diese Nacht hatte gerade durch Gottes Schikkung der Kaiser keinen Schlaf, erhub sich bei der frühen Morgendämmerung, und schaute von Weitem in den Hof seiner Burg. Da erblickte er seine Tochter

unter ihrer schweren Last vorüberwanken, und nach abgelegter Bürde schnell zurück springen. Genau sah der Kaiser zu, und fühlte Bewunderung und Schmerz zu gleicher Zeit; doch hielt er Stillschweigen. Eginhart aber, welcher sich wohl bewußt war, diese That würde in die Länge nicht verborgen bleiben, rathschlagte mit sich, trat vor seinen Herrn, kniete nieder und bat um Abschied, weil ihm doch sein treuer Dienst nicht vergolten werde. Der König schwieg lange und verhehlte sein Gemüth; endlich versprach er dem Jüngling baldigen Bescheid zu sagen. Unterdessen setzte er ein Gericht an, berief seine ersten und vertrautesten Räthe, und offenbarte ihnen, daß das königliche Ansehen durch den Liebeshandel seiner Tochter Imma mit seinem Schreiber verletzt worden sey. Und während alle erstaunten über die Nachricht des neuen und großen Vergehens, sagte er ihnen weiter, wie sich alles zugetragen und er es mit seinen eigenen Augen angesehen hätte, und er jetzo ihren Rath und ihr Urtheil heische. Die meisten aber, weise und darum mild von Gesinnung, waren der Meinung, daß der König selbst in dieser Sache entscheiden solle. Carl, nachdem er alle Seiten geprüft hatte, und den Finger der Vorsehung in dieser Begebenheit wohl erkannte, beschloß: Gnade für Recht ergehen zu lassen, und die Liebenden mit einander zu verehelichen. Alle lobten mit Freuden des Königs Sanftmuth, der den Schreiber vor sich forderte und also anredete: „schon lange hätte ich deine Dienste besser vergolten, wo du mir

dein Mißvergnügen früher entdeckt hätteſt; jetzo will ich dir zum Lohn meine Tochter Imma, die dich hoch gerührt willig getragen hat, zur ehelichen Frau geben.“ Sogleich befahl er, nach der Tochter zu ſenden, welche mit erröthendem Geſicht in des Hofes Gegenwart ihrem Geliebten angetraut wurde. Auch gab er ihr reiche Mitgift an Grundſtücken, Gold und Silber; und nach des Kaiſers Abſterben ſchenkte ihnen Ludwig der Fromme, durch eine beſondere Urkunde, in dem Maingau Michlinſtadt und Mühlenheim, welches jetzo Seeligenſtadt heißt. In der Kirche zu Seeligenſtadt liegen beide Liebende nach ihrem Tode begraben. Die mündliche Sage erhält dort ihr Andenken, und ſelbſt dem nah liegenden Walde ſoll, ihr zu Folge, Imma, als ſie ihn ein Mal „o du Wald!“ angeredet, den Namen Odenwald verliehen haben.

452.

Der Ring im See bei Aachen.

Petrarcha, epistolae familiares Lib. I. c. 3.
Pasquier, recherches VI. 33.
Vergl. Dippoldt, Karl der Gr. S. 121.

Petrarcha, auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland, hörte von den Prieſtern zu Aachen eine Geſchichte erzählen, die ſie für wahrhaft ausgaben, und die ſich von Mund zu Munde fortgepflanzt haben ſollte. Vor Zeiten verliebte ſich Carl der Große in eine gemeine Frau ſo heftig, daß er alle ſeine Thaten vergaß, ſeine Geſchäffte liegen ließ, und ſelbſt ſeinen eigenen Leib

darüber

darüber vernachläſſigte. Sein ganzer Hof war verlegen und mißmüthig über dieſe Leidenſchaft, die gar nicht nachließ; endlich verfiel die geliebte Frau in eine Krankheit und ſtarb. Vergeblich hoffte man aber, daß der Kaiſer nunmehr ſeine Liebe aufgeben würde: ſondern er ſaß bei dem Leichnam, küßte und umarmte ihn, und redete zu ihm, als ob er noch lebendig wäre. Die Todte hub an zu riechen und in Fäulniß über zu gehen; nichts deſto weniger ließ der Kaiſer nicht von ihr ab. Da ahnte Turpin der Erzbiſchof, es müſſe darunter eine Zauberei walten; daher, als Carl eines Tages das Zimmer verlaſſen hatte, befühlte er den Leib der todten Frau allerſeits, ob er nichts entdecken könnte; endlich fand er im Munde unter der Zunge einen Ring, den nahm er weg. Als nun der Kaiſer in das Zimmer wiederkehrte, that er erſtaunt, wie ein Aufwachender aus tiefem Schlafe, und fragte „wer hat dieſen ſtinkenden Leichnam herein getragen?“ und befahl zur Stunde, daß man ihn beſtatten ſolle. Dies geſchah, allein nunmehr wandte ſich die Zuneigung des Kaiſers auf den Erzbiſchof, dem er allenthalben folgte, wohin er ging. Als der weiſe, fromme Mann dieſes merkte und die Kraft des Ringes erkannte, fürchtete er, daß er ein Mal in unrechte Hände fiele, nahm und warf ihn in einen See, nah bei der Stadt. Seit der Zeit, ſagt man, gewann der Kaiſer den Ort ſo lieb: daß er nicht mehr aus der Stadt Aachen weichen wollte, ein kaiſerliches Schloß und einen Münſter da bauen ließ, und in jenem ſeine übrige Lebens-

zeit zubrachte; in dieſem aber nach ſeinem Tode begraben ſeyn wollte. Auch verordnete er, daß alle ſeine Nachfolger in dieſer Stadt ſich zuerſt ſollten ſalben und weihen laſſen.

453.

Der Kaiſer und die Schlange.

Scheuchzer itin. alpina III. 381. aus Henrici Braenwaldii embracensis coenobii praepositi chron. ms. Cento novelle antiche 49. Der erſte Theil der Sage umſtändlich in der Reimchronik Cod. pal. 336. fol. 271—273. Vergl. Gesta roman. 99 und 208. Deutſch 71.

Als Kaiſer Carl zu Zürch in dem Hauſe, genannt „zum Loch“ wohnte, ließ er eine Säule mit einer Glocke oben und einem Seil daran errichten: damit es jeder ziehen könne, der Handhabung des Rechts fordere, ſo oft der Kaiſer am Mittagsmahl ſitze. Eines Tages nun geſchah es, daß die Glocke erklang, die hinzu gehenden Diener aber niemand beim Seile fanden. Es ſchellte aber von neuem in Einem weg. Der Kaiſer befahl ihnen nochmals hin zu gehen, und auf die Urſache Acht zu haben. Da ſahen ſie nun, daß eine große Schlange ſich dem Seile näherte und die Glocke zog. Beſtürzt hinterbrachten ſie das dem Kaiſer, der alsbald aufſtand und dem Thiere, nicht weniger als den Menſchen, Recht ſprechen wollte. Nachdem ſich der Wurm ehrerbietig vor dem Fürſten geneigt, führte er ihn an das Ufer eines Waſſers, wo auf ſeinem Neſt und auf ſeinen Eiern eine übergroße Kröte ſaß. Carl unterſuchte und entſchied der beiden

Thiere Streit, dergeſtalt, daß er die Kröte zum Feuer verdammte und der Schlange Recht gab. Dieſes Urtheil wurde geſprochen und vollſtreckt. Einige Tage darauf kam die Schlange wieder an Hof, neigte ſich, wand ſich auf den Tiſch, und hob den Deckel von einem darauf ſtehenden Becher ab. In den Becher legte ſie aus ihrem Munde einen koſtbaren Edelſtein, verneigte ſich wiederum und ging weg. An dem Orte, wo der Schlangen Neſt geſtanden, ließ Carl eine Kirche bauen, die nannte man Waſſerkilch; den Stein aber ſchenkte er, aus beſonderer Liebe, ſeiner Gemalin. Dieſer Stein hatte die geheime Kraft in ſich, daß er den Kaiſer beſtändig zu ſeinem Gemal hinzog, und daß er abweſend Trauern und Sehnen nach ihr empfand. Daher barg ſie ihn in ihrer Todesſtunde unter der Zunge, wohl wiſſend, daß, wenn er in andere Hände komme, der Kaiſer ihrer bald vergeſſen würde. Alſo wurde die Kaiſerin ſammt dem Stein begraben; da vermochte Carl ſich gar nicht zu trennen von ihrem Leichnam, ſo daß er ihn wieder aus der Erde graben ließ, und 18 Jahr mit ſich herum führte, wohin er ſich auch begab. Inzwiſchen durchſuchte ein Höfling, dem von der verborgenen Tugend des Steines zu Ohren gekommen war, den Leichnam, und fand endlich den Stein unter der Zunge liegen, nahm ihn weg und ſteckte ihn zu ſich. Alſobald kehrte ſich des Kaiſers Liebe ab von ſeiner todten Gemalin und auf den Höfling, den er nun gar nicht von ſich laſſen wollte. Aus Unwillen warf ein

Mal der Höfling, auf einer Reise nach Cöln, den Stein in eine heiße Quelle; seitdem konnte ihn niemand wieder erlangen. Die Neigung des Kaisers zu dem Ritter hörte zwar auf, allein er fühlte sich nun wunderbar hingezogen zu dem Orte, wo der Stein verborgen lag; und an dieser Stelle gründete er Aachen, seinen nachherigen Lieblingsaufenthalt.

454.

König Carl.

Königschronik im Cod. pal. 361. fol. 87 etc. und aus einem Wiener Codex gedruckt in Aretins Beitr. Theil 9.

Das Reich stund leer, da nahmen die Römer die Krone, setzten sie auf Sanct Peters Altar nieder, und schwuren vor all dem Volke: daß sie aus ihrem Geschlechte nimmermehr Könige erwählen wollten, sondern aus fremden Landen.

Damals war Sitte, daß die Römer Jünglinge aus andern Reichen an ihrem Hofe fleißig und löblich auferzogen. Kamen sie zu den Jahren, daß sie Schwert führen mochten, so sandten die Römer sie wieder fröhlich heim in ihr Land, und darum dienten ihnen alle Reiche in großer Furcht.

Da geschah, daß Pipin, ein reicher König zu Kerlingen, zwei Söhne hatte; der eine hieß Leo, der wurde zu Rom erzogen, und saß auf Sanct Peters Stuhl. Der zweite hieß Carl, und war noch daheim.

Eines Nachtes, da Carl entschlief, sprach eine

timme drei Mal zu ihm: „wohlauf, Carl lieber! hr gen Rom, dich fordert Leo dein Bruder.“

Schier bereitete er ſich zu der Fahrt, offenbarte er niemand was er vor hatte, bis er den König inen Vater um Urlaub bat; er ſprach: „ich will rne den Pabſt ſehen, und zu Rom in der Haupt- ıdt beten.“

Mit reicher Gabe ausgerüſtet hob ſich Carl auf n Weg, und betete mit naſſen Augen zu Gott, ſtill, ß es niemand innen wurde. Zu Rom ward er von ten und Jungen wohl empfangen; der Pabſt ſang ıe heilige Meſſe; alle Römer ſprachen, daß Carl : rechter Vogt und Richter ſeyn ſollte.

Carl achtete ihrer Rede nicht, denn er war um beten dahin gekommen, und ließ ſich durch nichts en. Mit bloßen Füßen beſuchte er die Kirchen, hte inniglich zu Gott und dingte um ſeine Seele. ɔ diente er Gott vier Wochen lang; da warfen ſich r Pabſt ſein Bruder, und all das Volk, vor ihm :der, er empfing die theure Krone, und alle riefen nen.

König Carl ſaß zu Gericht; der Papſt klagte ihm, ß die Zehenden, Witthümer und Pfründen von den irſten genommen wären. „Das iſt ja der Welt rauch — ſagte Carl — was einer um Gottes Willen ɔt, nimmt der andere hin. Wer dieſen offenen ıub begeht, iſt kein guter Chriſt. Ich kann jetzt dieſe age noch nicht richten; erlebe ich aber den Tag,

daß ich es thun darf, so fordre es mir Sanct P
ter ab.“

Da schieden sich die Herren mit großem Neid
Carl wollte nicht länger in diesem Lande bleiben, so
dern fuhr nach Riflanden *). Die Römer hatt
wohl erkannt, daß er ihr rechter Richter wäre; ab
die Bösen unter ihnen bereuten die Unterwerfun
Sie drangen in St. Peters Münster, fingen d
Pabst und brachen ihm beide Augen aus. Dara
sandten sie ihn blind nach Riflanden dem Könige zu
Hohn. Der Papst saß auf einen Esel, nahm zw
Capellane und zwei Knechte, die ihm den Weg weis
sollten; auf der Reise stand er Kummer und No
aus. Als er zu Ingelnheim in des Königs H
ritt, wußte noch niemand, was ihm geschehen wa
still hielt er auf dem Esel und hieß einen seiner C
pellane heimlich zu dem König gehen: „schone dein
Worte und eile nicht zu sehr; sage dem König nu
ein armer Pilgrim wolle ihn gerne sprechen.“

Der Priester ging und weinte, daß ihm das Bl
über den Bart rann. Als ihn der König komm
sah, sagte er: „diesem Mann ist großes Leid gethan
wir sollen ihm richten, wo wir können.“

Nieder kniete der Priester, kaum vermochte er z
sprechen: „wohlan, reicher König! komm und rede m
einem deiner Capellane, dem große Noth geschehe
ist.“ Carl folgte dem Priester eilends über den Ho

*) Ripuaria.

und hieß die Leute vor sich weichen. „Ihr guten Pilgrime — sprach er — wollt ihr hier bei mir bleiben, ich herberge euch gerne; klaget mir euer Leid, so will ich's büßen, wo ich kann.“

Da wollte der arme Pabst zu dem König sich kehren, sein Haupt stand zwerch, sein Gesicht scheel; er sprach: „daß mir Gott deiner Hülfe gönne! es ist erst kurze Zeit, daß ich dir zu Rom die Messe sang; damals sah ich noch mit meinen Augen.“ An diesen Worten erkannte König Carl seinen Bruder, erschrak so heftig, daß er zu Boden fallen wollte, und raufte die Haare aus. Die Leute sprangen herzu und hielten ihren Herrn. „Zu deinen Gnaden — klagte Leo — bin ich hierher gekommen, um deinetwillen hab ich die Augen verloren; weine nicht mehr, lieber Bruder, sondern loben wir Gott seiner großen Barmherzigkeit!“ Da war großer Jammer unter dem Volke, und niemand mochte das Weinen verhalten.

Als nun der König alles von dem Papst erfahren hatte, sagte er: „deine Augen will ich rächen oder nimmermehr das Schwert länger führen.“ Er sandte Boten zu Pipin seinem Vater und den Fürsten in Kerlingen. Alle waren ihm willig, die Boten eilten von Lande zu Lande, von Herren zu Mannen; Bauleute und Kaufmänner, die niemand entbieten konnte, ließen freiwillig Hab' und Gut, und folgten dem Heere. Sie zogen sich zusammen wie die Wolken. Der Zug ging über die Alpen durch Trien-

tal, eine unzählige Schaar, und die größte Heerfahrt, die je nach Rom geschah.

Als das Heer so weit gekommen war, daß sie Rom von ferne erblickten, auf dem Mendelberg *), da betete der werthe König drei Tag und drei Nacht, daß es den Fürsten leid that, und sie sprachen: wie er so lange ihre Noth ansehen möchte, nun sie so weit gekommen wären? Der König antwortete: „erst müssen wir zu Gott flehen und seinen Urlaub haben, dann können wir sanft streiten; auch bedarf ich eines Dienstmannes in dieser Noth, den sende mir Gott gnädiglich.“

Früh am vierten Morgen scholl die Stimme vom Himmel „nicht länger zu warten, sondern auf Rom los zu ziehen; die Rache solle ergehen und Gottes Urtheil sey erfolgt.“

Da bereitete man des Königs Fahne. Als das Volk den Berg herab zog, ritt Gerold dem König entgegen. Herrlich redete ihn der König an: „lange warte ich dein, liebster unter meinen Mannen!“ Carl rückte den Helm auf und küßte ihn. Alle verwunderte es, wer der Einschilde **) wäre, den der König so vertraut grüßte. Es war der kühne Gerold, dem das schwäbische Volk folgte in drei wonnesamen Schaaren. Da verlieh ihnen Carl, daß die Schwaben dem Reich immer vorfechten sollten.

*) Mons gaudii, mont joie, wovon der Heerruf Carls des Großen.

**) Der nur einen Schild führt.

Sieben Tage und sieben Nächte belagerte das Heer
om und den Lateran, an denen niemand wagte, mit ih-
en zu streiten. Den achten Tag schlossen die Römer
as Thor auf, und ließen den König ein. Carl saß
n Gericht, die Briefe wurden gelesen, die Schuldigen
enannt. Als man sie vorforderte, so leugneten sie.
Da verlangte der Kaiser Kampf, daß die Wahrheit
avon erscheine. Die Römer sprachen: das wäre ihr
echt nicht, und kein König hätte sie noch dazu ge-
wungen; ihre Finger wollten sie recken und schwö-
en. Da sagte er: „von euerm Rechte will ich kei-
en treiben, aber schwören sollt ihr mir auf Pancra-
ius, dem heiligen Kinde.“

Sie zogen in Pancratiusstift, und sollten die Fin-
er auf das Heiligthum legen. Der erste, welcher
chwören wollte, sank zu Boden. Da verzweifelten
ie andern, wichen zurück, und begannen zu fliehen.
ornig ritt ihnen der König nach, drei Tage ließ er
ie erschlagen, die Todten aus S. Peters Dome tra-
en, den Estrich reinigen, und den Pabst wieder ein-
führen. Drauf fiel Carl vor dem Altar nieder, und
at um ein Wunder, damit das böse Volk der Rö-
er zum Glauben gebracht würde. Auch forderte er
Sanct Peter, den Thürhüter des Himmels, daß er
einen Pabst schauen sollte: „gesund ließ ich ihn in
deinem Hause, blind hab ich ihn gefunden; und machst
du ihn nicht wieder sehend heut am Tage, so zerstö-
re ich deinen Dom, zerbreche deine Stiftung, und
fahre heim nach Riflanden.“

Da bereitete sich Pabst Leo, und als er die Beicht ausgesprochen, sah er ein himmlisches Licht, kehrte sich um zu dem Volk, und hatte seine beiden Augen wieder. Der König sammt allem dem Heer fielen in Kreuzesstellung, und lobten Gott. Der Pabst weihete ihn zum Kaiser, und sprach allen seinen Gefährten Ablaß. Da war große Freude zu Rom.

Carl setzte sein Recht und Gesetz mit der Hülfe des himmlischen Boten, und alle Herren schwuren, es zu halten. Zuerst richtete er Kirchen und Bischöfe, und stiftete ihnen Zehenden und Witthümer. Alsdann verordnete er über die Bauleute, (Bauern): Schwarz oder Grau sollten sie tragen, und nicht anders, einen Spieß daneben, rinderne Schuhe, sieben Ellen zu Hemd und Bruch rauhes Tuches; sechs Tage bei dem Pfluge und der Arbeit, an dem Sonntag zur Kirche gehen, mit der Gerte in der Hand. Wird ein Schwert bei dem Bauern gefunden, so soll er an den Kirchzaun gebunden, und ihm Haut und Haar abgeschlagen werden; trägt er Feindschaft, so wehre er sich mit der Gabel. Dieses Recht setzte König Carl.

Da wuchs die Ehre und der Name des Königs, seine Feinde besiegte er; Adelhart Fürsten von Apulia ließ er das Haupt abschlagen, und Desiderius Fürst von Sosinnia mußte auf seine Gnade dingen; dessen Tochter Aba nahm sich Carl zur Frauen, und führte sie an den Rhein. Die Westphalen ergaben ihm ihr Land, die Friesen bezwang er, aber die Sachsen wollten ihn nicht empfangen. Sie plagen ihre

Sieben Tage und sieben Nächte belagerte das Heer Rom und den Lateran, an denen niemand wagte, mit ihnen zu streiten. Den achten Tag schlossen die Römer das Thor auf, und ließen den König ein. Carl saß zu Gericht, die Briefe wurden gelesen, die Schuldigen genannt. Als man sie vorforderte, so leugneten sie. Da verlangte der Kaiser Kampf, daß die Wahrheit davon erscheine. Die Römer sprachen: das wäre ihr Recht nicht, und kein König hätte sie noch dazu gezwungen; ihre Finger wollten sie recken und schwören. Da sagte er: „von euerm Rechte will ich keinen treiben, aber schwören sollt ihr mir auf Pancratius, dem heiligen Kinde.“

Sie zogen in Pancratiusstift, und sollten die Finger auf das Heiligthum legen. Der erste, welcher schwören wollte, sank zu Boden. Da verzweifelten die andern, wichen zurück, und begannen zu fliehen. Zornig ritt ihnen der König nach, drei Tage ließ er sie erschlagen, die Todten aus S. Peters Dome tragen, den Estrich reinigen, und den Pabst wieder einführen. Drauf fiel Carl vor dem Altar nieder, und bat um ein Wunder, damit das böse Volk der Römer zum Glauben gebracht würde. Auch forderte er Sanct Peter, den Thürhüter des Himmels, daß er seinen Pabst schauen sollte: „gesund ließ ich ihn in deinem Hause, blind hab ich ihn gefunden; und machst du ihn nicht wieder sehend heut am Tage, so zerstöre ich deinen Dom, zerbreche deine Stiftung, und fahre heim nach Riflanden.“

„Carl, du bist Gott lieb, und deine Freude kehret schier wieder; sende deine Boten eilends heim, und mahne Frauen und Jungfrauen, daß sie dir deine Ehre wieder gewinnen helfen!“

Die Boten eilten in alle seine Länder, und sammelten die Mägde und Jungfrauen, funfzig tausend und drei, und sechs und sechzig in allem. An einem Ort, geheißen Carles Thal, bereiteten die Mägde männlich sich zur Schlacht. Der Heiden Wartleute nahm es Wunder, woher diese Menge Volkes gekommen war. „Herr — sprachen sie zu ihrem Könige — die Alten haben wir erschlagen, die Jungen sind hergekommen, sie zu rächen; sie sind stark um die Brüste, ihr Haar ist ihnen lang, schön ist ihr Gang; es ist ein vermessenes Volk, gegen das unser Fechten nicht taugen wird; und was auf diesem Erdboden zusammen kommen könnte, würde sie nicht bestehen, so vreisam sind ihre Gebärden.“

Da erschrak der Heide, seine Weisen riethen, daß er dem Kaiser Geißel gab, sich und sein Volk taufen ließ. So machte Gott die Christen sieghaft ohne Stich und Schlag, und die Mägde erkannten, daß der Himmel mit ihnen war.

Carl und die Seinen zogen heim. Die heermüden Heldinnen kamen zu einer grünen Wiese, steckten ihre Schäfte auf, und fielen in Kreuzstellung um Gott zu loben. Da blieben sie über Nacht; am andern Morgen grünten, laubten und blühten ihre Schäfte. Da-

von heißet die Stelle der Schäftenwald, *) wie man noch heutiges Tages ſehen mag. Der König aber ließ, Chriſtus und der heiligen Marien zu Ehren, daſelbſt eine reiche Kirche bauen.

Carl hatte eine Sünde gethan, keinem Menſchen auf Erden wollt er ſie beichten, und darin erſterben. In die Länge aber wurde ihm die Bürde zu ſchwer, und da er von Egidius dem heiligen Manne gehört hatte, ſo legte er ihm Beichte ab aller Dinge, die er bis dahin gethan: „außerdem — ſprach er — habe ich noch eine Sünde auf mir, die mag ich dir nicht eröffnen, und bin doch in großen Ängſten.“ Egidius rieth ihm, da zu bleiben, bis den andern Morgen; beide waren übernacht zuſammen, und keiner pflag Schlafes. Am andern Tage früh bat der König den heiligen Mann, daß er ihn dannen fertigte. Da bat Egidius Gott von Herzen, und eröffnete ihm des Königs heimliche Noth; als er die Meſſe endete, und den Segen ſprach, ſah er einen Brief geſchrieben ohne Menſchenhand, vom Himmel geſandt. Den wies er dem Könige, und Carl las daran: wer ſeine Schuld inniglich bereut, und Gott vertraut, die fordert er nimmermehr.

Sollte man alle Wunder des Königs erzählen, ſo wäre lange Zeit nöthig. Carl war kühn, ſchön, gnädig, ſelig, demüthig, ſtät, löblich und furchtlich. Zu Aachen liegt er begraben.

*) Auch Schächtewald und Gluvinkwald, von Glevin, Schaft.

455.

Der schlafende Landsknecht.

Helinandus in chronico, libro 15.
Weier von Zauberern I, 24.

Als Heinrich, Erzbischof zu Rheims, der König Ludwigs Bruder auf eine Zeit im Sommer über Land reiste, und um Mittag von der Hitz wegen ein Schläflein that, ruhten sich auch einige seiner Landsknechte und schliefen. Die übrigen aber, welche Wacht hielten, sahen aus dem offenen Mund eines der schlafenden Landsknechte ein klein, weiß Thierlein, gleich einer Wiesel, herauskriechen, und gegen dem nächsten Bächlein zu laufen. Am Gestad des Bächleins lief es aber hin und wieder, und konnte nicht über kommen. Da fuhr einer von denen, die dabei standen zu, und legte sein entblößtes Schwert, wie eine Brücke, hin; darüber lief das Thierlein und verschwand. Über eine kleine Weil kam es jenseits wieder, und suchte emsig die vorige Brücke, die mittlerweile der Kriegsknecht weggethan hatte. Also brückte er nun wieder über das Bächlein, das Thierlein ging darauf, näherte sich dem noch aufgethanen Mund des schlafenden Landsknechtes, und kehrte in seine alte Herberg ein. Von Stund an erwachte der Landsknecht. Seine Spießgesellen fragten: was ihm im Schlafe begegnet sey? Er antwortete: „mir träumte, ich wäre gar müd und hellig, von wegen eines gar fernen, weiten Wegs, den ich zog, und auf dem Wege mußt ich zwei Mal über eine eiserne Brücke gehen. — Die Lands-

knechte konnten daraus abnehmen, daß, was sie mit Augen gesehen, ihm wirklich im Traum vorgeschwebt hatte.

456.

Kaiser Ludwig bauet Hildesheim.

Pomarius a. a. O. S. 63.
Casp. Abel, Samml. alter Chroniken. Braunschw. 1732. S. 68.

Kaiser Ludwig führte allzeit ein Marienbild an seinem Halse; nun begab sichs, daß er ritt durch einen Wald, stieg ab seine Füße zu decken, und setzte dieweil das Bild auf einen Stein (oder auf einen Stamm). Als er's darauf wieder zu sich nehmen wollte, vermochte er es nicht von der Stätte zu bringen. Da fiel der König auf die Knie, und betete zu Gott: daß er ihm kund thäte, ob er einer Missethat schuldig wäre, derentwegen das Bild nicht von dem Steine weichen wollte? Da hörte er eine Stimme rufen, die sprach: „so ferne und weit ein Schnee fallen wird, so groß und weit sollt du einen Thumb bauen, zu Marien Ehre!“ Und alsbald hub es an vom Himmel zu schneien auf die Stätte; da sprach Ludwig: Dies ist Hilde Schnee, (dit is tomalen hilde Snee) und es soll auch Hildeschnee heißen. So weit nun der Schnee gefallen war, stiftete er einen Kirchenbau, unsrer lieben Frauen zu Ehren, und Günther war der erste Bischof, den er darin bestätigte. Also kriegte der Thumb und die Stadt den Namen nach dem Schnee, der „do hilde“ fiel; das

ward genennet Hildeschnee und folgends Hildesheim.

457.

Der Rosenstrauch zu Hildesheim.

mündlich.

Als Ludwig der Fromme Winters in der Gegend von Hildesheim jagte, verlor er sein mit Heiligthum gefülltes Kreuz, das ihm vor allem lieb war. Er sandte seine Diener aus, um es zu suchen; und gelobte, an dem Orte, wo sie es finden würden, eine Capelle zu bauen. Die Diener verfolgten die Spur der gestrigen Jagd auf dem Schnee, und sahen bald aus der Ferne mitten im Wald einen grünen Rasen, und darauf einen grünenden wilden Rosenstrauch. Als sie ihm näher kamen, hing das verlorene Kreuz daran; sie nahmen es und berichteten dem Kaiser, wo sie es gefunden. Alsobald befahl Ludwig, auf der Stätte eine Capelle zu erbauen, und den Altar dahin zu setzen, wo der Rosenstock stand. Dieses geschah, und bis auf diese Zeiten grünt und blüht der Strauch, und wird von einem eigends dazu bestellten Manne gepflegt. Er hat mit seinen Ästen und Zweigen die Ründung des Doms bis zum Dache umzogen.

458.

König Ludwigs Rippe klappt.

(Aventin Bair. Chronik Bl. 301.b.)

Von König Ludwigs in Deutschland Härte und Stärke wird erzählet, wie folgt. Es geschah auf einem

nem Heerzug, daß eine Laube oder Cammer unter
m einging, er hinunter ſtürzte, und eine Rippe aus-
l. Allein er verbarg den Schaden vor jedermann,
brachte ſeine Reiſe, und es heißt, die, welche die-
ige Zeit ihn begleiteten, haben ſeine Rippe im Zug
ppern hören. Wie alles ausgerichtet war, zog er
n Ach, und lag zwei Monat im Bett nieder, ließ
h erſt da recht verbinden.

459.

Die Königin im Wachshemd.

Königs-Chronik Cod. pal. 361. fol. 94.

Ludwig der Deutſche hinterließ drei Söhne: Carl,
dwig und Carlman. Unter dieſen nahm ſich König
arl eine ſchöne und tugendſame Gemahlin, deren
ines Leben ihr bald Neider am Hofe erweckte. Als
r König eines Morgens früh in die Metten ging,
lgte ihm Sigerat ſein Dienſtmann, der ſprach:
Herr, was meine Frau begeht, ziemet nicht euren
hren, mehr darf ich nicht ſagen.“ Der König
ckte ihn an, und ſagte traurig: „ſage mir ſchnell
e Wahrheit, wo du irgend etwas geſehen haſt, was
der des Reiches Ehren ſtößt.“ Der liſtige Alte
erſetzte: „leider, ich werde nimmermehr froh, ſeit
h geſehen habe, daß meine Frau andere Männer
nnet; lüge ich, ſo heißt mich an einen Baum
ngen.“

Der König eilte ſchnell in ſeine Schlafkammer
rück, und legte ſich ſtillſchweigend an der Königin

Seite. Da ſprach die Fraue: „deß bin ich ungewohnt, warum ſeyd ihr ſchon wieder gekommen?“ Er ſchlug ihr einen Fauſtſchlag, und ſagte: „weh mir, daß dich meine Augen je geſehen, und ich meine Ehre durch dich verloren habe; das ſoll dir ans Leben gehen.“ Die Königin erſchrak, und erweinte: „ſchonet eure Worte, und haltet auf eurer Ehre! Ich ſehe, daß ich verlogen worden bin; iſt es aber durch meine Schuld, ſo will ich den Leib verloren haben.“ Carl zwang ſeinen Zorn, und antwortete: „Du pflegeſt unrechter Minne, wie möchteſt du länger dem Reiche zur Königin taugen!“ Sie ſprach: „ich will auf Gottes Urtheil dingen, daß ich es nimmermehr gethan habe, und vertraue, ſeine Gnade wird mir beiſtehen.“

Die Fraue ſandte nach vier Biſchöfen, die mußten ihre Beichte hören, und immer bey ihr ſeyn; ſie betete und faſtete bis der Gerichtstag kam. Biſchöfe, Herzoge und eine große Volksmenge hatten ſich verſammelt, die Königin bereitete ſich zu der ſchweren Arbeit. Als die edeln Herren ſich dazwiſchen legen wollten, ſprach ſie: „das wolle Gott nicht, daß man ſolche Reden von mir höre, und ich länger die Krone trage.“ Da jammerte es allen Fürſten.

Die Fraue mit auferhabenen Augen, und unter manchem guten Segen ſchloff in ein Hemde, das darzu gemacht war. Gebete wurden geſungen und geleſen, und an vier Ecken zu Füßen und Händen zündete man ihr Hemde an. In kurzer Stunde brann es von ihr ab, das Wachs floß auf das Strümpfla-

r nieder; unverſehrt, ohne Arg ſtand die Königin. lle ſprachen: Gott Lob! der König ließ die Lügner i einen Galgen hängen. Die Königin aber ſchied öhlich dannen, that ſich des Reiches ab, und diente ott ihr übriges Leben.

460.

Königin Adelheid.

Chron. nova, l. IV. c. 8. col. 398.

Als die Königin Adelheid, Lothars Gemahlin, n König Berengar hart in der Burg Canuſium be- gert wurde, und ſchon auf Mittel und Wege dachte, entfliehen, fragte Arduin: „wie viel Scheffel Wei- n habt ihr noch auf der Burg?“ „Nicht mehr — gte Arto — als fünf Scheffel Roggen und drei Sech- Weizen.“ — „So folgt meinem Rathe, nehmt i Wildſchwein, füttert es mit dem Weizen, und ßt es zum Thore hinaus laufen.“ Dieſes geſchah. s nun das Schwein unten im Heer gefangen und tödtet wurde, fand man in deſſen Magen die viele ucht. Man ſchloß daraus, daß es vergebens ſeyn ürde, dieſe Feſtung auszuhungern, und hob die Be- gerung auf.

461.

König Carl sieht seine Vorfahren in der Hölle und im Paradies.

Chronigues de S. Denys ap. D. Bouquet VII. p. 148. 149. Vergl. 155. Vergl. Crusius ann. suev. dodecas II. p. 70.

König Carl (der dicke), als er auf Weihnachten nach der Mette früh morgens ruhen wollte, und fast schlummerte, vernahm eine schreckliche Stimme, die zu ihm sprach: „Carl, jetzt soll dein Geist aus deinem Leibe gehen, das Gericht des Herrn zu schauen, und dann wieder zurückkehren!“ Und alsobald wurde sein Geist entzückt, und der ihn wegzuckte, war ein ganz weißes Wesen, welches einen leuchtenden Faden, ähnlich dem fallender Sterne, hielt und sagte: „fasse das Ende dieses Fadens, binde ihn fest an den Daumen deiner rechten Hand, ich will dich daran führen zu dem Ort der höllischen Pein.“ Nach diesen Worten schritt es vor ihm her, indem es den Faden von dem leuchtenden Knäuel abwickelte, und leitete ihn durch tiefe Thäler voll feuriger Brunnen; in diesen Brunnen war Schwefel, Pech, Blei und Wachs. Er erblickte darin die Bischöfe und Geistlichen aus der Zeit seines Vaters und seiner Ahnen; Carl fragte furchtsam: „warum sie also leiden müßten?“ „Weil wir — sprachen sie — Krieg und Zwietracht unter die Fürsten streuten, statt sie zum Frieden zu mahnen.“ Während sie noch redeten, flogen schwarze Teufel auf glühenden Haken heran, die sich sehr mühten, den

faden, woran sich der König hielt, zu ihnen zu zie-
en; allein sie vermochten nicht, seiner großen Klar-
eit wegen, und fuhren davor zurück. Darauf kamen
e von hinten, und wollten Carl mit langen Haken
ehen und fallen machen; allein der, welcher ihn
ihrte, warf ihm den Faden doppelt um die Schul-
r, und hielt ihn stark zurück.

Hierauf bestiegen sie hohe Berge, zu deren Füßen
ßende Flüsse und Seen lagen. In diese fand er
e Seelen der Leute seines Vaters, seiner Vorfahren
d Brüder bis zu den Haupthaaren, einige bis zum
un, andere bis zum Nabel getaucht. Sie huben an
n entgegen zu schreien, und heulten: „Carl, Carl,
ll wir Mordthaten begingen, Krieg und Raub,
ssen wir in diesen Qualen bleiben!“ Und hinter
n jammerten andre; da wandte er sich um, und
) an den Ufern des Flusses Eisenöfen, voll Dra-
n und Schlangen, in denen er andere bekannte
irsten leiden sah. Einer der Drachen flog herzu,
d wollte ihn schlingen: aber sein Führer wand ihm
n dritten Schleif des Fadens um die Schulter.

Nächstdem gelangten sie in ein ungeheuer großes
al, welches auf der einen Seite licht, auf der an-
n dunkel war. In der dunkeln lagen einige Kö-
e, seine Vorfahren, in schrecklichen Peinen; und
Lichte, das der Faden warf, erkannte Carl in
em Faß, mit siedendem Wasser, seinen eigenen Va-
, König Ludwig, der ihn kläglich ermahnte, und
s links zwei gleiche Kufen zeigte, die ihm selber

461.

König Carl ſieht ſeine Vorfahren in der Hölle und im Paradies.

Chroniques de S. Denys ap. D. Bouquet VII. p. 148. 149. Vergl. 235. Vergl. Crusius ann. suev. dodecas II. p. 70.

König Carl (der dicke), als er auf Weihnachten nach der Mette früh morgens ruhen wollte, und faſt ſchlummerte, vernahm eine ſchreckliche Stimme, die zu ihm ſprach: „Carl, jetzt ſoll dein Geiſt aus deinem Leibe gehen, das Gericht des Herrn zu ſchauen, und dann wieder zurückkehren!“ Und alſobald wurde ſein Geiſt entzückt, und der ihn wegzuckte, war ein ganz weißes Weſen, welches einen leuchtenden Faden, ähnlich dem fallender Sterne, hielt und ſagte: „faſſe das Ende dieſes Fadens, binde ihn feſt an den Daumen deiner rechten Hand, ich will dich daran führen zu dem Ort der hölliſchen Pein.“ Nach dieſen Worten ſchritt es vor ihm her, indem es den Faden von dem leuchtenden Knäuel abwickelte, und leitete ihn durch tiefe Thäler voll feuriger Brunnen; in dieſen Brunnen war Schwefel, Pech, Blei und Wachs. Er erblickte darin die Biſchöfe und Geiſtlichen aus der Zeit ſeines Vaters und ſeiner Ahnen; Carl fragte furchtſam: „warum ſie alſo leiden müßten?“ „Weil wir — ſprachen ſie — Krieg und Zwietracht unter die Fürſten ſtreuten, ſtatt ſie zum Frieden zu mahnen.“ Während ſie noch redeten, flogen ſchwarze Teufel auf glühenden Haken heran, die ſich ſehr mühten, den

ten der Könige nicht geſchweigen. Adalbert, ein
er fränkiſcher Graf, hatte Conraden, König Lud-
ſs Brüder, erlegt; und wurde in ſeiner Burg Ba-
berg darum belagert. Da man aber dieſen Hel-
mit Gewalt nicht bezwingen konnte, ſo ſann des
gen Königs Rathgeber, Erzbiſchof Hatto von Mainz,
eine Liſt. Mit frommer Gleisnerei ging er hin-
zu einem Geſpräch in das Schloß, und redete
Adalbert zu, die Gnade des Königs zu ſuchen.
lbert, fromm und demüthig, fügte ſich gerne,
ung ſich aber aus, daß ihn Hatto ſicher und ohne
ahr ſeines Lebens wieder in die Burg zurück bringe.
to gab ihm ſein Wort darauf, und beide machen
auf den Weg. Als ſie ſich dem nächſten Dorfe,
nens Teurſtat, näherten, ſprach der Biſchof: „es
b uns das Faſten ſchwer halten, bis wir zum Kö-
: kommen, ſollten wir nicht vorher frühſtücken,
n es dir gefiele?“ Adalbert, einfältig und gläu-
nach Art der Alten, ohne Böſes zu ahnden, lud
Biſchof alsbald nach dieſen Worten bei ſich zum
n ein, und ſie kehrten wieder in die Burg zurück,
ſie ſo eben verlaſſen hatten. Nach eingenomme-
Mahl begaben ſie ſich ſodann ins Lager, wo die
he des Fürſten vorgenommen, und er der Klage
Hochverraths ſchuldig geſprochen, und zur Ent-
ptung verdammt wurde. Als man dieſes Urtheil
vollziehen Anſtalt machte, mahnte Adalbert den
hof an die ihm gegebene Treue. Hatto antwor-
verrätheriſch: „die hab' ich dir wohl gehalten,

als ich dich ungefährdet wieder in deine Burg zum Frühstücken zurück führte.“ Adalbert von Babenberg wurde hierauf enthauptet, und sein Land eingezogen.

Andere erzählen mit der Abweichung: Adalbert habe gleich anfangs dem Hatto eine Mahlzeit angeboten, dieser aber sie ausgeschlagen, und nachher unterwegens gesagt „fürwahr, oft begehrt man, was man erst abgelehnt, ich bin wegmüd und nüchtern.“ Da neigte sich der Babenberger auf die Knie, und lud ihn ein, mit zurück zu gehn und etwas zu essen. Der Erzbischof aber meinte sich seines Schwurs ledig, sobald er ihn zur Burg zurück gebracht hatte. Die Verurtheilung Adalberts geschah zu Tribur.

463.

Herzog Heinrich und die goldne Halskette.

Witechindus corb. lib. I. edit. Reinnec. p. 8. 9. 10.
Vergl. Leibnitz I. p. 223.
Ditmarus merseb. lib. I. initio.

Heinrich, Ottos Sohn, folgte in sein väterliches Erbe, so wie in die meisten Güter, die auch Otto vom Reiche getragen hatte; doch nicht in alle, weil König Conrad fürchtete, Heinrich möchte übermächtig werden. Dieses schmerzte auch Heinrichen, und die Feindschaft, wie Unkraut unter dem Waizen, wuchs zwischen beiden. Die Sachsen murrten; aber der König stellte sich freundlich in Worten gegen Heinrich, und suchte ihn durch List zu berücken. Des Verrathes Anstifter wurde aber Bischof Hatto von Mainz,

der auch Grafen Adalbert, Heinrichs Vetter, trüglich ums Leben gebracht hatte. Dieser Hatto ging zu einem Schmied und bestellte eine goldne Halskette, in welcher Heinrich erwürgt werden sollte. Eines Tages kam nun einer von des Königs Leuten in die Werkstätte, die Arbeit zu besehen, und als er sie betrachtete, seufzte er. Der Goldschmied fragte: „warum seufzet ihr so?“ „Ach, antwortete jener, weil sie bald roth werden soll vom Blute des besten Mannes, Herzogs Heinrich.“ Der Schmied aber schwieg still, als um eine Kleinigkeit. Sobald er hernach das Werk mit großer Kunst vollendet hatte, entfernte er sich insgeheim und ging dem Herzog Heinrich, der schon unterwegens war, entgegen. Er traf ihn bei dem Orte Cassala und fragte: wo er hin gedächte? Heinrich antwortete: „zu einem Gastmahl und großen Ehren, wozu ich geladen worden bin.“ Da entdeckte ihm der Schmied die ganze Beschaffenheit der Sache; Heinrich rief den Gesandten, der ihn eingeladen hatte, hieß ihn allein ziehen, und den Herren danken und absagen. Für Hatto soll er ihm folgenden Bescheid mitgegeben haben: „geh hin und sage Hatto, daß Heinrich keinen härtern Hals trägt als Adalbert; und lieber will er zu Haus bleiben, als ihn mit seinem vielen Gefolg belästigen.“ Hierauf überzog Heinrich des Bischofs Besitzungen in Sachsen und Thüringen, und befeindete des Königs Freunde. Hatto starb bald darnach aus Verdruß, einige sagen, daß er drei Täge später vom Blitzstrahl getödtet worden sey. Das

als ich dich ungefährdet wieder in deine Burg zum Frühstücken zurück führte.“ Adalbert von Babenberg wurde hierauf enthauptet, und sein Land eingezogen.

Andere erzählen mit der Abweichung: Adalbert habe gleich anfangs dem Hatto eine Mahlzeit angeboten, dieser aber sie ausgeschlagen, und nachher unterwegens gesagt „fürwahr, oft begehrt man, was man erst abgelehnt, ich bin wegmüd und nüchtern.“ Da neigte sich der Babenberger auf die Knie, und lud ihn ein, mit zurück zu gehn und etwas zu essen. Der Erzbischof aber meinte sich seines Schwurs ledig, sobald er ihn zur Burg zurück gebracht hatte. Die Verurtheilung Adalberts geschah zu Tribur.

463.

Herzog Heinrich und die goldne Halskette.

Witechindus corb. lib. I. edit. Reinnec. p. 8. 9. 10.
Vergl. Leibnitz I. p. 223.
Ditmarus merseb. lib. I. initio.

Heinrich, Ottos Sohn, folgte in sein väterliches Erbe, so wie in die meisten Güter, die auch Otto vom Reiche getragen hatte; doch nicht in alle, weil König Conrad fürchtete, Heinrich möchte übermächtig werden. Dieses schmerzte auch Heinrichen, und die Feindschaft, wie Unkraut unter dem Waizen, wuchs zwischen beiden. Die Sachsen murrten; aber der König stellte sich freundlich in Worten gegen Heinrich, und suchte ihn durch List zu berücken. Des Verrathes Anstifter wurde aber Bischof Hatto von Mainz,

ört, und waren gerade im Begriffe, bei Breisach Heer überzuschiffen; aber während sie am Rhein Schach spielten, überfiel sie der Kurzbold blos 24 Männern. Gisilbert sprang in den Nachen, o stieß seine Lanze mit solcher Kraft hinein, daß en Herzog mit allen, die im Schiff waren, ver te. Den Eberhard durchbohrte er am Ufer mit dem wert. — Zu einer andern Zeit stand Kurzbold allein dem Könige, als ein Löwe aus dem Käfich los h. Der König wollte dem Kuno das Schwert, hes er nach damaliger Sitte trug, entreißen; aber r sprang ihm zuvor auf den Löwen los und töd ihn. Diese That erscholl weit und breit. — Kuno e einen natürlichen Abscheu vor Weibern und feln, und wo er auf eins von beiden stieß, war s Bleibens nicht. Es gibt von ihm viele Sagen Lieder *). Einsmals hatte er auch einen Heiden layen) von riesenhafter Gestalt, auf dessen Aus erung er aus des Königs Lager erschien, über den.

Zu Ekkehards Zeit (zweite Hälfte des elften Jahrh.), der, weil die Lieder zu allgemein bekannt, die Erzählung der Begebenheiten ausläßt.

Glück verließ den König, und wandte ſich überall zu Herzog Heinrich (hernachmals Heinrich der Vogler genannt).

464.

Kaiſer Heinrich der Vogeler.

Volksbuch von Herzog Ernſt, S. 6.
Cölner Chronik 1499. Bl. 125b.
Lohengrin Strophe 317.
Godefr. Viterb. p. 324. Cod. pal. 525. fol. 59b.

Als die Fürſten den Heinrich ſuchten, daß ſie ihn zum deutſchen Kaiſer erklären wollten, da fanden ſie ihn mit einem Garnetze und Kloben bei ſeinen lieben Kindern, wie er mit ihnen vögelte. Darum nannte man ihn ſcherzweiſe Heinrich den Vogeler, oder Finkler (aucops).

465.

Der kühne Kurzbold *).

Ekkehardus sangallensis ap. Goldast I. 29.

König Heinrich der Finkler hatte einen getreuen Helden, Namens Kuno, aus königlichem Geſchlecht, klein von Geſtalt, aber groß an Herz und Muth. Seines winzigen Ausſehens wegen, gab man ihm den Beinamen Kurzbold. Giſilbert von Lothringen und Eberhard von Franken hatten ſich gegen den König

*) Churzibolt, pugillus, Däumling (gloss. zwetl. Kurzbolt, eine Art Kleid (Rother 4576.), altfranzöſ. cortibaus, courtibaut, littein. curtibaldus.

empört, und waren gerade im Begriffe, bei Breisach das Heer überzuschiffen; aber während sie am Rheinufer Schach spielten, überfiel sie der Kurzbold blos mit 24 Männern. Gisilbert sprang in den Nachen, Kuno stieß seine Lanze mit solcher Kraft hinein, daß er den Herzog mit allen, die im Schiff waren, versenkte. Den Eberhard durchbohrte er am Ufer mit dem Schwert. — Zu einer andern Zeit stand Kurzbold allein bei dem Könige, als ein Löwe aus dem Käfich losbrach. Der König wollte dem Kuno das Schwert, welches er nach damaliger Sitte trug, entreißen; aber jener sprang ihm zuvor auf den Löwen los und tödtete ihn. Diese That erscholl weit und breit. — Kuno hatte einen natürlichen Abscheu vor Weibern und Aepfeln, und wo er auf eins von beiden stieß, war seines Bleibens nicht. Es gibt von ihm viele Sagen und Lieder *). Einsmals hatte er auch einen Heiden (Slaven) von riesenhafter Gestalt, auf dessen Aufforderung er aus des Königs Lager erschien, überwunden.

*) Zu Ekkehards Zeit (zweite Hälfte des elften Jahrh.), der, weil die Lieder zu allgemein bekannt, die Erzählung der Begebenheiten ausläßt.

466.

Otto mit dem Bart.

Latein. Verse bei Gottfr. v. Viterbo (Pistorius II. 326. 327.) altd. Gedicht von Conrad von Wurzburg (Cod. pal. 341. fol. 241b—246a. und Cod. 393. fol. 92d—98b.).
Crusius ann. dod. II. 130. 131.
Königshofen, S. 108.
Cöln. Chronik v. 1499. Bl. 129.

Kaiser Otto der Große wurde in allen Landen gefürchtet, er war strenge und ohne Milde, trug einen schönen rothen Bart; was er bei diesem Barte schwur, machte er wahr und unabwendlich. Nun geschah es, daß er zu Babenberg (Bamberg) eine prächtige Hofhaltung hielt, zu welcher geistliche und weltliche Fürsten des Reiches in großer Zahl kommen mußten. Ostermorgens zog der Kaiser mit allen diesen Fürsten in das Münster, um die feierliche Messe zu hören, unterdessen in der Burg zu dem Gastmahl die Tische bereitet wurden; man legte Brot und setzte schöne Trinkgefäße darauf. An des Kaisers Hofe diente aber dazumal auch ein edler und wonnesamer Knabe, sein Vater war Herzog in Schwaben, und hatte nur diesen einzigen Erben. Dieser schöne Jüngling kam von ungefähr vor die Tische gegangen, griff nach einem linden Brot mit seinen zarten, weißen Händen, nahm es auf und wollte essen, wie alle Kinder sind, die gerne in hübsche Sachen beißen, wonach ihnen der Wille steht. Wie er nun ein Theil des weißen Brotes abbrach, ging da mit seinem Stabe des Kaisers

Truchseß, welcher die Aufsicht über die Tafel haben sollte, der schlug zornig dem Knaben aufs Haupt, so hart und ungefüge, daß ihm Haar und Haupt blutig ward. Das Kind fiel nieder und weinte heiße Thränen, daß es der Truchseß gewagt hätte, es zu schlagen. Das ersah ein auserwählter Held, genannt Heinrich von Kempten, der war mit dem Kinde aus Schwaben gekommen und dessen Zuchtmeister; heftig verdroß es ihn, daß man das zarte Kind so unbarmherzig geschlagen hatte, und fuhr den Truchsessen, seiner Unzucht wegen, mit harten Worten an. Der Truchseß sagte, daß er Kraft seines Amtes allen ungefügen Schälken an Hofe mit seinem Stabe wehren dürfe. Da nahm Herr Heinrich einen großen Knüttel, und spaltete des Truchsessen Schädel, daß er wie ein Ei zerbrach, und der Mann todt zu Boden sank.

Unterdessen hatten die Herren Gotte gedient und gesungen, und kehrten zurück; da sah der Kaiser den blutigen Estrich, fragte und vernahm, was sich zugetragen hatte. Heinrich von Kempten wurde auf der Stelle vorgefordert, und Otto, von tobendem Zorn entbrannt, rief: „daß mein Truchseß hier erschlagen liegt, schwöre ich an euch zu rächen; sam mir mein Bart!“ Als Heinrich von Kempten diesen theuren Eid ausgesprochen hörte und sah, daß es sein Leben galt, faßte er sich, sprang schnell auf den Kaiser los, und begriff ihn bei dem langen rothen Barte. Damit schwang er ihn plötzlich auf die Tafel, daß die kaiser-

liche Krone von Ottos Haupte in den Saal fiel; und zuckte — als die Fürsten, den Kaiser von diesem wüthenden Menschen zu befreien, herzusprangen — sein Messer, indem er laut ausrief: „keiner rühre mich an, oder der Kaiser liegt todt hier!“ Alle traten hinter sich. Otto, mit großer Noth winkte es ihnen zu; der unverzagte Heinrich aber sprach: „Kaiser, wollt ihr das Leben haben, so thut mir Sicherheit, daß ich genese.“ Der Kaiser, der das Messer an seiner Kehle stehen sah, bot alsbald die Finger in die Höhe, und gelobte dem edlen Ritter bei kaiserlichen Ehren, daß ihm das Leben geschenkt seyn solle.

Heinrich, sobald er diese Gewißheit hatte, ließ er den rothen Bart aus seiner Hand und den Kaiser aufstehen. Dieser setzte sich aber ungezögert auf den königlichen Stuhl, strich sich den Bart, und redete in diesen Worten: „Ritter, Leib und Leben hab ich euch zugesagt; damit fahrt eurer Wege, hütet euch aber vor meinen Augen, daß sie euch nimmer wieder sehn, und raumet mir Hof und Land! ihr seyd mir zu schwer zum Hofgesind, und mein Bart müsse immerdar euer Scheermesser meiden!“ Da nahm Heinrich von allen Rittern und Bekannten Urlob, und zog gen Schwaben auf sein Land und Feld, das er vom Stifte zu Lehen trug; lebte einsam und in Ehren.

Danach über zehn Jahre begab es sich, daß Kaiser Otto einen schweren Krieg führte, jenseit des Gebirges, und vor einer festen Stadt lag. Da wurde er nothhaft an Leuten und Mannen, und sandte her-

aus nach deutschen Landen: wer ein Lehn von dem Reiche trage, solle ihm schnell zu Hülfe eilen, bei Verlust des Lehens und seines Dienstes. Nun kam auch ein Bote zu dem Abt nach Kempten, ihn auf die Fahrt zu mahnen. Der Abt besandte wiederum seine Dienstleute, und forderte Herrn Heinrich, als dessen er vor allen bedürftig war. „Ach edler Herr, was wollt ihr thun — antwortete der Ritter — ihr wißt doch, daß ich des Kaisers Huld verwirkt habe; lieber geb ich euch meine zwei Söhne hin, und laß sie mit euch ziehen.“ „Ihr aber seyd mir nöthiger als sie beide zusammen — sprach der Abt — ich darf es nicht von diesem Zug entbinden, oder ich leihe euer Land andern, die es besser zu verdienen wissen.“ „Traun — antwortete der edle Ritter — ist dem so, daß Land und Ehre auf dem Spiel stehen, so will ich euer Gebot leisten, es komme was da wolle, und des Kaisers Drohung möge über mich ergehn.“

Hiermit rüstete sich Heinrich zu dem Heerzug, und kam bald nach Wälschland zu der Stadt, wo die Deutschen lagen; jedoch barg er sich vor des Kaisers Antlitz und floh ihn. Sein Zelt ließ er ein wenig seitwärts vom Heere schlagen. Eines Tages lag er da und badete in einem Zuber, und konnte aus dem Bad in die Gegend schauen. Da sah er einen Haufen Bürger aus der belagerten Stadt kommen, und den Kaiser dagegen reiten zu einem Gespräch, das zwischen beiden Theilen verabredet worden war. Die treulosen Bürger hatten aber diese List ersonnen; denn als

der Kaiſer ohne Waffen und arglos zu ihnen ritt, hielten ſie gerüſtete Mannſchaft im Hinterhalte, und überfielen den Herrn mit frechen Händen, daß ſie ihn fingen und ſchlügen. Als Herr Heinrich dieſen Treubruch und Mord geſchehen ſah, ließ er Baden und Waſchen, ſprang aus dem Zuber, nahm den Schild mit der einen, und ſein Schwert mit der andern Hand, und lief blos und nackend nach dem Gemenge zu. Kühn ſchlug er unter die Feinde, tödtete und verwundete eine große Menge, und machte ſie alle flüchtig. Darauf löſte er den Kaiſer ſeiner Bande, und lief ſchnell zurück, legte ſich in den Zuber, und badete nach wie vor. Otto, als er zu ſeinem Heer wieder gelangte, wollte erkundigen, wer ſein unbekannter Retter geweſen wäre; zornig ſaß er im Zelt auf ſeinem Stuhl, und ſprach: „ich war verrathen, wo mir nicht zwei ritterliche Hände geholfen hätten; wer aber den nackten Mann erkennt, führe ihn vor mich her, daß er reichen Lohn und meine Huld empfange; kein kühnerer Held lebt hier noch anderswo.“

Nun wußten wohl einige, daß es Heinrich von Kempten geweſen war; doch fürchteten ſie den Namen deſſen auszuſprechen, dem der Kaiſer den Tod geſchworen hatte. Mit dem Ritter — antworteten ſie — ſtehet es ſo, daß ſchwere Ungnade auf ihm laſtet; möchte er deine Huld wieder gewinnen, ſo ließen wir ihn vor dir ſehen. Da nun der Kaiſer ſprach „und wenn er ihm gleich ſeinen Vater erſchlagen hätte, ſolle ihm vergeben ſeyn;“ nannten ſie ihm Heinrich von Kemp-

ten.

en. Otto befahl, daß er alſobald herbeigebracht wür-
e; er wollte ihn aber erſchrecken und übel empfahen.

Als Heinrich von Kempten hereingeführt war, ge-
ärdete der Kaiſer ſich zornig und ſprach „wie getrauet
hr, mir unter Augen zu treten? ihr wißt doch wohl,
arum ich euer Feind bin, der ihr meinen Bart ge-
auft und ohne Scheermeſſer geſchoren habt, daß er
och ohne Locke ſteht. Welch hochfärtiger Uebermuth
at euch jetzt daher geführt?“ „Gnade, Herr — ſprach
er kühne Degen — ich kam gezwungen hierher, und
ein Fürſt, der hier ſteht, gebot es bei ſeinen Hul-
en. Gott ſey mein Zeuge, wie ungern ich dieſe
ahrt gethan; aber meinen Dienſteid mußte ich löſen:
er mir das übel nimmt, dem lohne ich ſo, daß er
ein letztes Wort geſprochen hat.“ Da begann Otto
u lachen: „ſeyd mir tauſend Mal willkommen, ihr
auserwählter Held! mein Leben habt ihr gerettet, das
mußte ich ohne eure Hülfe verloren haben, ſeliger
Mann.“ So ſprang er auf, küßte ihm Augen und
Wangen. Ihr zweier Feindſchaft war dahin, und
eine lautere Sühne gemachet; der hochgeborne Kaiſer
lieh und gab ihm großen Reichthum, und brachte ihn
zu Ehren, deren man noch gedenket.

467.

Der Schuſter zu Lauingen.

Crusii ann. Suev. dod. III. p. 151. 152. nach Matth. a Pappenheim in libro de origine dominorum de Calatin c. 64. Zellers Reiſebuch S. 134.

Auf dem Hofthurm der Stadt Lauingen findet ſich folgende Sage abgemahlt *). Zur Zeit, als die Heiden oder Hunnen bis nach Schwaben vorgedrungen waren, rückte ihnen der Kaiſer mit ſeinem Heere entgegen und lagerte ſich unweit der Donau zwiſchen Lauingen und dem Schloß Faimingen. Nach mehrern vergeblichen Anfällen von beiden Seiten kamen endlich Chriſten und Heiden überein, den Streit durch einen Zweikampf entſcheiden zu laſſen. Der Kaiſer wählte den Marſchall von Calatin (Pappenheim) zu ſeinem Kämpfer, der den Auftrag freudig übernahm, und nachſann, wie er den Sieg gewiß erringen möchte. Indem trat ein unbekannter Mann zu ihm und ſprach: „was ſinnſt du? ich ſage dir, daß du nicht für den Kaiſer fechten ſollſt, ſondern ein Schuſter aus Henfwil (ſpäter Lauingen) iſt dazu auserſehen.“ Der Calatin verſetzte: „wer biſt du? wie dürfte ich die Ehre dieſes Kampfes von mir ablehnen?“ „Ich bin Georg, Chriſti Held — ſprach der Unbekannte — und zum Wahrzeichen nimm meinen Däumling.“ Mit dieſen

*) Auf dieſem Thurm ſteht auch ein anderes Gemählde von einem Pferd, das funfzehn Schuh lang geweſen, zwei Herzen gehabt haben, und um 1260. zu Lauingen geboren worden ſeyn ſoll.

rten zog er den Däumling von der Hand und
ihn dem Marschall, welcher ungesäumt damit
t Kaiser ging und den ganzen Vorfall erzählte.
rauf wurde beschlossen, daß der Schuster gegen den
den streiten sollte. Der Schuster übernahm es,
) besiegte glücklich den Feind. Da gab ihm der
ser die Wahl von drei Gnaden sich auszubitten.
r Schuster bat erstens um eine Wiese in der Nähe
i Lauingen, daß diese der Stadt als Gemeingut
eben würde. Zweitens, daß die Stadt mit rothem
achs siegeln dürfte (welches sonst keinem mittelba-
Ort verstattet war). Drittens, daß die Herrn
i Calatin eine Möhrin als Helmkleinod führen
sten. Alles wurde ihm bewilligt, und der Dau-
i St. Georgs sorgfältig von den Pappenheimern
bewahrt, die eine Hälfte in Gold gefaßt zu Kais-
m, die andre zu Pappenheim.

468.

Das Rad im Mainzer Wappen.

Bange thür. Chr. Bl. 38b.
Thomas Lirer: Th. II.

Im Jahr 1009 wurde Willegis, ein frommer
d gelehrter Mann, zum Bischof von Mainz gewählt;
war aber von geringer, armer Herkunft, und sein
ter ein Wagnersmann gewesen. Deß haßten ihn
; adlichen Thumherrn und Stiftsgenossen, nahmen
eids und mahleten ihm verdrießweise Räder an die
ände und Thüren seines Schlosses; gedachten ihm

damit eine Schmach zu thun. Als der fromme Bischof ihren Spott vernahm, da hieß er einen Mahler rufen; dem befahl er, mit guter Farbe in alle seine Gemächer weiße Räder in rothe Felder zu mahlen, und ließ dazu setzen einen Reim, der sagte: „Willegis, Willegis, denk woher du kommen sis.“ Daher rührt, daß seit der Zeit alle Bischöfe zu Mainz weiße Räder im rothen Schild führen. Andere fügen hinzu, Willegis habe, von Demüthigkeit wegen, ein hölzernes Pflugrad stets an seiner Bettstätte hangen gehabt.

469.

Der Rammelsberg.

Happel rel. cur. I 753.
Behrens a. a. O. S. 145. 146.
Melissantes u. d. W.
Bange, thür. Chron. 33b.
Fischart's Gargantua c. 15. fol. 133a.

Zur Zeit Kaiser Otto I. auf der Harzburg hauste, hielt er auch an dem Harzgebirge große Jagden. Da geschah es, daß Ramm (nach andern Remme) seiner besten Jäger einer, an den Vorbergen jagte, der Burg gegen Niedergang, und ein Wild verfolgte. Bald aber wurde der Berg zu steil, darum stand der Jäger ab von seinem Roß, band es an einen Baum, und eilte, dem Wild zu Fuße nach. Sein zurückbleibendes Pferd stampfte ungeduldig, und kratzte mit den Vorderhufen auf dem Grund. Als sein Herr, der Jäger Ramm, von der Verfolgung des Wildes zurück

kehrte, sah er verwundert, wie sein Pferd gearbeitet und mit den Füßen einen schönen Erzgang aufgescharrt hatte. Da hub er einige Stufen auf und trug sie dem Kaiser hin, der alsbald das entblößte Bergwerk angreifen und mit Schürfen versuchen ließ. Man fand eine reichliche Menge Erz, und der Berg wurde dem Jäger zu Ehren Rammelsberg *) geheißen. Des Jägers Frau nannte sich Gosa, und von ihr empfing die Stadt Goslar, die nahe bei dem Berg gebaut wurde, ihren Namen. Das Flüßchen, das durch die Stadt rinnt, heißt ebenfalls Gose, deßgleichen das daraus gebraute Weißbier. Der Jäger wurde in der Augustins-Capelle begraben, und auf dem Leichenstein mit seiner Frau in Lebensgröße ausgehauen; Rammel trägt in der Rechten ein Schwert über sich, und Gosa eine Krone auf dem Haupt.

Nach andern hat nicht der Jäger, sondern eines Jungherrn Pferd Rammel geheißen, das man ein Mal an dem Berge anband, wo es so rammelte und stampfte, daß seine wohl geschärften Hufeisennägel eine Goldader bloß machten.

Noch sieht man auf dem Rammelsberge einen Brunnen, der Kinderbrunnen genannt, worauf

---

*) In den Rammelsberg soll mehr Holz verbaut seyn, als in die Städte Braunschweig und Goslar. Man hatte ein altes Lied, das so anfängt:

De Ramelsburgk hefft enen gulden Font,
drumb tragen wi en stolten Mont ꝛc.

zwei steingehauene Kinder stehen; daher, weil unter Heinrich II. eine schwangere Frau bei diesem Brunnen zweier Söhnlein entbunden wurde. Kaiser Otto soll auf dem Berg oben an dem Platz, Namens Werl, ein Schloß oder einen Saal gehabt haben, vor dem er einst einem gefangenen König das Haupt abschlagen ließ. Späterhin schlug das Bergwerk ein Mal ein, und verdarb so viel Arbeiter, daß vierthalb Hundert Witwen vor dem Berge standen, und ihre Männer klagten; darauf lagen die Gruben Hundert Jahr still, und Goslar wurde so einsam, daß in allen Straßen hohes Gras wuchs.

470.

Die Grafen von Eberstein.

Crusius ann. suev. dod. II, p. 208, 209. aus Familiennachrichten durch Caspar Baldung gesammelt.

Als Kaiser Otto seine Feinde geschlagen und die Stadt Straßburg bezwungen hatte, lagerte er vor der Burg der Grafen Eberstein, die es mit seinen Feinden hielten. Das Schloß stand auf einem hohen Fels am Wald (unweit Baden in Schwaben), und drittehalb Jahr lang konnte es das kaiserliche Heer immer nicht bezwingen, sowohl der natürlichen Festigkeit, als der tapfern Vertheidigung der Grafen wegen. Endlich rieth ein kluger Mann dem Kaiser folgende List; „er solle einen Hoftag nach Speier ausschreiben, zu welchem jedermann ins Turnier sicher kommen dürfte; die Grafen von Eberstein würden nicht säumen, sich

dahin einzufinden, um ihre Tapferkeit zu beweisen; mittlerweile möge der Kaiser durch geschickte und kühne Leute ihre Burg überwältigen lassen.“ Der Festtag zu Speier wurde hierauf verkündigt; der König, viele Fürsten und Herrn, unter diesen auch die drei Eberſteiner waren zugegen; manche Lanze wurde gebrochen. Des Abends begannen die Reihen, wobei der jüngste Graf von Eberſtein, ein schöner, anmuthiger Mann, mit krausem Haar, vortanzen mußte. Als der Tanz zu Ende ging, nahte sich heimlich eine schöne Jungfrau den dreien Grafen und raunte: „Hütet euch, denn der Kaiser will eure Burg ersteigen lassen, während ihr hier seyd; eilt noch heute Nacht zurück!“ Die drei Brüder beriethen sich, und beschlossen, der Warnung zu gehorchen. Darauf kehrten sie zum Tanz, forderten die Edeln und Ritter zum Kampf auf morgen, und hinterlegten Hundert Goldgülden zum Pfand in die Hände der Frauen. Um Mitternacht aber schifften sie über Rhein und gelangten glücklich in ihre Burg heim. Kaiser und Ritterschaft warteten am andern Tage vergebens auf ihre Erscheinung zum Lanzenspiel; endlich befand man, daß die Eberſteiner gewarnt worden wären. Otto befahl, aufs schleunigste die Burg zu stürmen; aber die Grafen waren zurückgekehrt und schlugen den Angriff muthig ab. Als mit Gewalt gar nichts auszurichten war, sandte der Kaiser drei Ritter auf die Burg, mit den Grafen zu unterhandeln. Sie wurden eingelassen, und in Weinkeller und Speicher geführt; man holte weißen

und rothen Wein, Korn und Mehl lagen in gro-
Haufen. Die Abgesandten verwunderten sich üb
solche Vorräthe. Allein die Fässer hatten doppelt
Boden oder waren voll Wasser; unter dem Getrai
lag Spreu, Kehricht und alte Lumpen. Die Gesan
ten hinterbrachten dem Kaiser „es sey vergeblich, di
Burg länger zu belagern; denn Wein und Korn reich
denen inwendig noch auf dritthalb Jahre aus.“ Da
wurde Otto'n gerathen, seine Tochter mit dem jüng
sten Grafen Eberhard von Eberstein zu vermählen,
und dadurch dieses tapfre Geschlecht auf seine Seit
zu bringen. Die Hochzeit ward in Sachsen gefeiert,
und der Sage nach soll es die Braut selber gewesen
seyn, welche an jenem Abend die Grafen gewarnt
hatte. Otto sandte seinen Schwiegersohn hernachmals
zum Pabst in Geschäfften; der Pabst schenkte ihm eine
Rose in weißem Korb, weil es gerade der Rosensonn-
tag war. Diese nahm Eberhard mit nach Braun-
schweig, und der Kaiser verordnete: daß die Rose in
weißem Felde künftig das ebersteinische Wappen bil-
den sollte.

471.

Otto läßt sich nicht schlagen.

Lohengrin Str. 743. 744. Vergl. Cod. pal. 525. fol. 64a.

Otto III. war noch klein, als man ihn zu Aachen
weihte, und stand unter seines Oheims, Bischof Bru-
no's, Vormundschaft. Eines Tages geschah, daß das
Kind im Bad unziemlich geschlagen wurde; da ließ es

ein todtes Kind in sein Bett tragen und verbarg sich heimlich. Bruno, als er vor das Bett trat, erschrak heftig, und glaubte den König todt: doch bald darauf wurde er wieder gefunden. Da fragte der Bischof Otton, warum er das gethan hätte? Das Kind sprach: „du hießest mich im Bade hart mit einer scharfen Gerte schlagen, und half mich all mein Weinen nicht; da zürnte ich auf dich, und wollte dich drum erschrecken.“ Da gelobte ihm Bruno „daß ihm fürbaß kein Leid mehr geschehen sollte“ berief die Fürsten nach Mainz auf einen Tag, und übergab ihnen das Kind mit dem Reiche. Die Fürsten aber empfahlen das Kind nunmehr Willegis, Bischof zu Mainz.

472.

König Otto in Lamparten.

Cod. pal. 525. Fol. 62a. b.

Der König Ott fuhr da mit großem Heer zu Lamparten und gewann Mailand, und satzte da Pfenning, die hießen Ottelin. Da der König dannen kam, verwurfen sie ihm sein Münze zu Laster, und er fuhr wieder dar, und bezwang sie dazu, daß sie von altem Leder Pfenning nehmen und geben müßten. Da kam eine Frau vor ihn, und klagte über einen Mann, der ihr Gewalt angethan hätte. Der König sprach: „wann ich herwieder komme, will ich dir richten.“ „Herr — sagte die Frau — du vergissest es.“ Der König wieß sie mit seiner Hand an eine Kirche, und

ſprach: „dieſe Kirche ſey deß mein Urkund.“ Er fuhr dann wieder in deutſche Land, und bezwang Rudolf ſeinen Sohn, der ſich empört hatte. Und als er nach der Zeit wieder in Lamparten zog, führte ihn der Weg an der Kirche her, die er dem Weib gewiſſen hatte, daß er ihr richten wollte, um ihre Noth. Der König ließ ſie rufen, und ließ ſie klagen. Sie ſprach: „Herr, er iſt nun mein ehelicher Mann, und ich habe liebe Kinder mit ihm.“ Der ſprach da: „ſammer Otten Bart!“ Alſo ſchwur er ihr: „er ſoll meiner Barten (Beile) ſchmecken!“ und befahl den Miſſethäter an ſeinem Leibe nach dem Recht zu ſtrafen. Alſo richtete er dem Weib wider ihren Willen.

473.

Der unſchuldige Ritter.

Bange Bl. 37.
Pomarius S. 175.

Kaiſer Otto III. genannt das Kind, hatte am Hofe einen edlen Ritter, den langte die Kaiſerin Maria, gebürtig von Arragonien, bittend an, daß er mit ihr buhlete. Der Ritter erſchrak, und ſprach: „das ſey ferne von mir, das wäre meiner und meines Herrn Ehre viel zu nah,“ und ging weg von der Kaiſerin. Da ſie ſah, daß er alſo im Zorne von ihr ging, kam ſie zum Kaiſer, ſchmeichelte und ſprach: „was habt ihr für Ritter an eurem Hofe? einer von ihnen wollte mich ſchänden.“ Da dies der Kaiſer

hörte, ließ er von Stund an den Ritter fangen, und ihm das Haupt abschlagen. Aber es soll aus seinem Halse kein Blut geflossen seyn, sondern Milch. Der Kaiser, als er das Wunder sah, rief „hierum steht's nicht recht," ließ die Kaiserin vorfordern, und fragte sie hart um die Wahrheit. Sie fiel bestürzt zu Fuß, und bat um Gnade; er aber als ein gestrenger Richter, nachdem er die Lügen erfahren, ließ sein Weib dieser Unthat wegen fangen und brennen, blieb auch ohne Weib und Erben sein Lebetage.

474.

Kaiser Otto hält Witwen- und Waisengericht.

Gotfridus Viterb. l. c. p. 329. 330.
Liner Theil II. Etterlin S. 60. 61. Königshofen S. 209.
Gerstenberger ap. Schminke I. 77. — 80.

Otto der dritte hatte ein unstät Weib, die warb an einen Grafen, daß er mit ihr buhlen sollte; das wollte der Graf nicht thun, und seinen Herrn nicht entehren, noch sich selber. Da gab die Königin diesen Grafen an beim König, und sprach: „der Graf hat mich meiner Ehren angemuthet." Der König hieß, in jähem Zorn, den Grafen tödten. Indem er aber zum Tod geführt wurde, begegnete ihm sein Ehegemahl; der offenbarte er, wie ihn die Königin böslich um Frömmigkeit, Biederkeit und Leben bringe; und ermahnte sie, nach seinem Tode das glühende Eisen zu tragen auf seine Unschuld. Nun ward dem frommen Grafen sein Haupt abgeschlagen, und eine

ſprach: „dieſe Kirche ſey deß mein Urkund.“ Er fuhr dann wieder in deutſche Land, und bezwang Ludolf ſeinen Sohn, der ſich empört hatte. Und als er nach der Zeit wieder in Lamparten zog, führte ihn der Weg an der Kirche her, die er dem Weib gewieſen hatte, daß er ihr richten wollte, um ihre Noth. Der König ließ ſie rufen, und ließ ſie klagen. Sie ſprach: „Herr, er iſt nun mein ehelicher Mann, und ich habe liebe Kinder mit ihm.“ Der ſprach da: „ſammer Otten Bart!“ Alſo ſchwur er ihr: „er ſoll meiner Barten (Beile) ſchmecken!“ und befahl den Miſſethäter an ſeinem Leibe nach dem Recht zu ſtrafen. Alſo richtete er dem Weib wider ihren Willen.

473.

Der unſchuldige Ritter.

Bange Bl. 37.
Pomarius S. 175.

Kaiſer Otto III. genannt das Kind, hatte am Hofe einen edlen Ritter, den langte die Kaiſerin Maria, gebürtig von Arragonien, bittend an, daß er mit ihr buhlete. Der Ritter erſchrak, und ſprach: „das ſey ferne von mir, das wäre meiner und meines Herrn Ehre viel zu nah,“ und ging weg von der Kaiſerin. Da ſie ſah, daß er alſo im Zorne von ihr ging, kam ſie zum Kaiſer, ſchmeichelte und ſprach: „was habt ihr für Ritter an eurem Hofe? einer von ihnen wollte mich ſchänden.“ Da dies der Kaiſer

graben; mit den vier Schlöſſern hatte er ſich ſelber gelöſt.

475.

Otto III. in Carls Grabe.

Chron. noval. III. 33.
Cf. Walch, hist. canon. C. M. p. 19.
Cod. pal. 525. fol. 65b.
Vergl. Lohengrin Strophe 748. Seite 188.

Als nach langen Jahren Kaiſer Otto III. an das Grab kam, wo Carls Gebeine beſtattet ruhten, trat er mit zwei Biſchöfen und dem Grafen Otto von Lautmel (der dieſes alles berichtet hat,) in die Höhle ein. Die Leiche lag nicht, wie andre Todte; ſondern ſaß aufrecht, wie ein Lebender auf einem Stuhl. Auf dem Haupte war eine Goldkrone, den Scepter hielt er in den Händen, die mit Handſchuhen bekleidet waren, die Nägel der Finger hatten aber das Leder durchbohrt, und waren herausgewachſen. Das Gewölbe war aus Marmor und Kalk ſehr dauerhaft gemauert. Um hinein zu gelangen, mußte eine Öffnung gebrochen werden; ſobald man hineingelangt war, ſpürte man einen heftigen Geruch. Alle beugten ſogleich die Knie, und erwieſen dem Todten Ehrerbietung. Kaiſer Otto legte ihm ein weißes Gewand an, beſchnitt ihm die Nägel, und ließ alles Mangelhafte ausbeſſern. Von den Gliedern war nichts verfault, außer von der Naſenſpitze fehlte etwas; Otto ließ ſie von Gold wieder herſtellen. Zuletzt nahm er aus Carls Munde einen

Zeit darauf geschah's, daß der Kaiser ein Gericht berief, und dazu Witwen und Waisen, daß nach dem Recht gerichtet würde. Als nun das Gericht besetzt war, trat des Grafen Gemahlin vor, trug das Haupt ihres Mannes heimlich unterm Gewand, kniete nieder, und forderte Hülfe und Recht. Hierauf fragte sie: „welchen Tod zu leiden der schuldig sey, der einen andern unschuldig enthaupten lassen?“ Der Kaiser sprach: „man soll ihm wieder sein eigen Haupt abschlagen.“ Da zog sie des Grafen Haupt hervor, und sprach: „Herr, du selbst bist es, der diesen meinen Mann unschuldig hast tödten lassen“ und offenbarte der Königin Falschheit. Der Kaiser erschrak, und forderte Beweis. Die Witwe wählte das Gottesurtheil, und trug das glühende Eisen, daß ihr nie kein Leid davon geschah. Da gab sich der Kaiser in der Frauen Gewalt, daß sie ihn tödten lassen könne nach dem Recht. Die Herren aber legten sich hinein, und erwarben dem Kaiser von der Frauen einen Aufschlag des Gerichts zehen Tage, darnach acht Tage, darnach sieben Tage, darnach sechs Tage. Und der Kaiser gab der Gräfin um jeden Aufschlag eine gute Feste; die haben davon den Namen, eine heißt die zehent, die andere die acht, die dritte die sibent, die vierte die sechst, und liegen im Kölner Bisthum. Und eh' die Tage vollgingen — da die Witwe auf des Kaisers Haupt bestand, es wäre denn, daß die Hure sterbe, und damit allein könne sich der König lösen — so ließ er die Königin fahen und lebendig ver-

477.

Der Dom zu Bamberg.

Pomarius a. a. O. S. 185. 186.
Munster cosmogr. lib. III.

Baba, Heinrich des Vöglers Schweſter, und Graf Albrechts Gemahlin, nach andern aber Kunigund, Kaiſer Heinrich II. Gemahlin, ſtiftete mit eigenem Gut den Dom zu Babenberg. So lange ſie baute, ſetzte ſie täglich eine große Schüſſel voll Geldes auf für die Taglöhner, und ließ einen jeden ſo viel herausnehmen, als er verdient hatte; denn es konnte keiner mehr nehmen, als er verdient hätte. Sie zwang auch den Teufel, daß er ihr große marmelſteinerne Säulen mußte auf den Berg tragen, auf den ſie die Kirche ſetzte, die man noch heutiges Tages wohl ſiehet.

478.

Taube ſagt den Feind an.

Gesta rom. cap. 38.

Man erzählt, unter Kaiſer Heinrich II. habe es ſich begeben: daß eine Taube in eine Stadt, die bald darauf vom Feind überfallen und belagert wurde, geflogen kam. Um ihren Hals fand man einen Zettel gebunden, auf dem dieſe Nachricht geſchrieben ſtand.

479.
Der Kelch mit der Scharte.

Cod. pal. 525. fol. 66b.

In den Zeiten, als Kaiſer Heinrich der zu ſtarb, war ein frommer Einſiedel, der hörte e großen Rauſch von Teufeln in der Luft, und beſch ſie bei Gott; wo ſie hinfahren wollten? Die b Geiſter ſagten: „Zu Kaiſer Heinrich.“ Da beſch ſie der gute Mann, daß ſie ihm hinterbrächten, ſie geworben hätten? Die Teufel fuhren ihren A aber der gute Mann betete zu Gott für des Kai Seele. Bald darauf kamen die Teufel wieder ge ren zu dem Einſiedel, und ſprachen: „als die M that des Kaiſers ſeine Gutheit überwiegen ſollte, wir die Seele in unſre Gewalt nehmen wollten, kam der geſegnete Laurentius, und warf einen K ſchnell in die Wage, daß dem Kelch eine Scherbe brach, alſo verloren wir die Seele; denn derſ Kelch machte die gute Schale ſchwerer.“ — Auf d Bothſchaft dankte der Einſiedel Gott ſeiner Gnad und that ſie kund den Domherren von Merſeb Und ſie funden den Kelch mit der Scharte, als ihn noch heute kann ſchauen. Der Kaiſer aber h ihn einſt bei ſeinen Lebzeiten dem heil. Laurenz Merſeburg aus Gutthat geweihet.

477.

Der Dom zu Bamberg.

Pomarius a. a. O. S. 185. 186.
Munster cosmogr. lib. III.

Baba, Heinrich des Voglers Schweſter, und Graf Albrechts Gemahlin, nach andern aber Kunigund, Kaiſer Heinrich II. Gemahlin, ſtiftete mit eigenem Gut den Dom zu Babenberg. So lange ſie baute, ſetzte ſie täglich eine große Schüſſel voll Geldes auf für die Taglöhner, und ließ einen jeden ſo viel herausnehmen, als er verdient hatte; denn es konnte keiner mehr nehmen, als er verdient hätte. Sie zwang auch den Teufel, daß er ihr große marmelſteinerne Säulen mußte auf den Berg tragen, auf den ſie die Kirche ſetzte, die man noch heutiges Tages wohl ſiehet.

478.

Taube ſagt den Feind an.

Gesta rom. cap. 38.

Man erzählt, unter Kaiſer Heinrich II. habe es ſich begeben: daß eine Taube in eine Stadt, die bald darauf vom Feind überfallen und belagert wurde, geflogen kam. Um ihren Hals fand man einen Zettel gebunden, auf dem dieſe Nachricht geſchrieben ſtand.

479.

Der Kelch mit der Scharte.

Cod. pal. 525. fol. 66b.

In den Zeiten, als Kaiser Heinrich der zweite starb, war ein frommer Einsiedel, der hörte einen großen Rausch von Teufeln in der Luft, und beschwor sie bei Gott; wo sie hinfahren wollten? Die bösen Geister sagten: „Zu Kaiser Heinrich.“ Da beschwor sie der gute Mann, daß sie ihm hinterbrächten, was sie geworben hätten? Die Teufel fuhren ihren Weg, aber der gute Mann betete zu Gott für des Kaisers Seele. Bald darauf kamen die Teufel wieder gefahren zu dem Einsiedel, und sprachen: „als die Missethat des Kaisers seine Gutheit überwiegen sollte, und wir die Seele in unsre Gewalt nehmen wollten, da kam der gesegnete Laurentius, und warf einen Kelch schnell in die Wage, daß dem Kelch eine Scherbe ausbrach, also verloren wir die Seele; denn derselbe Kelch machte die gute Schale schwerer.“ — Auf diese Bothschaft dankte der Einsiedel Gott seiner Gnaden, und that sie kund den Domherren von Merseburg. Und sie funden den Kelch mit der Scharte, als man ihn noch heute kann schauen. Der Kaiser aber hatte ihn einst bei seinen Lebzeiten dem heil. Laurenz zu Merseburg aus Gutthat geweihet.

480.

Sage von Kaiſer Heinrich III.

Gotfridus viterbiensis I. c. p. 333 — 336.
Thomas Lirer Th. II.
Crusius, dod. II 198. 199.
Etterlin S. 66 — 68.
Vergl. Becherer thür. Chron. S. 199. und Gerſtenberger S. 90 — 94.
Gesta roman. 20. Deutſch. No. 44. mit einigen andern Umſtänden.

Kaiſer Conrad der Franke ließ ein Gebot ausgehn: wer den Frieden bräche, dem ſollte man das Haupt abſchlagen. Dies Gebot brach Graf Leopold von Calw, und da der König zu Land kam, entwich Graf Leopold in den Schwarzwald in eine öde Mühle, meinte ſich da zu enthalten mit ſeiner Hausfrau, bis daß ihm des Königs Huld wieder würde. Eines Mals ritt der König ungefähr in den Wald, und vor dieſelbe Mühle hin. Und da ihn Leopold hörte, furchte er, der König wolle ihn ſuchen, und floh in das Dickicht. Seine Hausfrau ließ er in der Mühle, die konnte nirgends hin; denn es war um die Zeit, daß ſie ein Kind gebähren ſollte. Als nun der König nah bei der Mühle war, und die Frau in ihren Nöthen hörte ſchreien, hieß er nachſehen, was der Frauen gebräche. In den Dingen hörte der König eine Stimme, die ſprach: „auf dieſe Stunde iſt ein Kind hier geboren, das wird dein Tochtermann!“ Conrad erſchrak, denn er wußte anders nicht, denn daß die Frau eine Bäuerin wäre; und dachte, wie er dem zuvorkommen möchte, daß ſeine Tochter keinem Bauern

und stiftete hernachmals Hirschau das erste Kloster, an die Statt der Mühle, darin er geboren worden war.

481.

Die Weiber zu Weinsperg.

Cölner Chronik 1499. Bl. 169.
Vergl. Pfister Gesch. v. Schwaben II. 192. 198.

Als König Conrad III. den Herzog Welf geschlagen hatte (im Jahr 1140) und Weinsperg belagerte, so bedingten die Weiber der Belagerten die Uebergabe damit: daß eine jede auf ihren Schultern mitnehmen dürfte, was sie tragen könne. Der König gönnte das den Weibern. Da ließen sie alle Dinge fahren, und nahm ein jegliche ihren Mann auf die Schulter und trugen den aus. Und da des Königs Leute das sahen, sprachen ihrer viele, das wäre die Meinung nicht gewesen, und wollten das nicht gestatten. Der König aber schmutzlachte und that Gnade dem listigen Anschlag der Frauen: „ein königlich Wort — rief er — das ein Mal gesprochen und zugesagt ist, soll unverwandelt bleiben.“

482.

Der Teufels-Thurn am Donaustrudel.

Aventin Bair. Chronik S. 330.

Es ist eine Stadt in Oesterreich, mit Namen Crain, ob der Stadt hat es einen gefährlichen Ort in der Donau, nennet man den Strudel bei Stockerau, da hört man das Wasser weit und breit rauschen;

also hoch fällt es über den Felsen, macht einen groſsen Schaum, ist gar gefährlich dadurch zu fahren; kommen die Schiff in einen Wirbel, gehen geschweis herum, schlägt das Wasser in die Schiff, und werden alle die auf dem Schiff sind, ganz und gar naſs. Wenn ein Schiff nur ein wenig an den Felsen rührt, zerstöſst es sich zu kleinen Trümmern. Da muſs jedermann arbeiten, an den Rudern mit Gewalt ziehen, bis man herdurch kommt. Daselbst herum wohnen viel Schifflent, die des Wassers Art im Strudel wissen; die werden alsdann von den Schiffleuten bestellt, daſs sie also desto leichter, ohn sondern Schaden, durch den Strudel kommen mögen.

Kaiser Heinrich, der dritte dieses Namens, fuhr hinab durch den Strudel; auf einem andern Schiff war Bischof Bruno von Würzburg, des Kaisers Vetter; und als dieser auch durch den Strudel fahren wollte, saſs auf einem Felsen, der über das Wasser herausging, ein schwarzer Mann, wie ein Mohr, ein gräulicher Anblick und erschrecklich. Der schreit und sagt zu dem Bischof Bruno: „höre, höre, Bischof! ich bin dein böser Geist, du bist mein eigen; fahr hin, wo du willt, so wirst du mein werden; jetzund will ich dir nichts thun, aber bald wirst du mich wieder sehen. Alle Menschen, die das hörten, erschraken und fürchteten sich. Der Bischof machte ein Kreuz, gesegnete sich, sprach etlich Gebet, und der Geist verschwand vor ihnen allen. Dieser Stein wird noch auf diesen Tag gezeigt; ist darauf ein kleines Thürnlein gebaut,

allein von Steinen und kein Holz dabei, hat kein Dach, wird der Teufels-Thurn genannt. Nicht weit davon, etwan zwei Meil Wegs, fuhr der Kaiser mit den Seinen zu Land, wollt da über Nacht bleiben in einem Flecken, heißt Pösenbeiß. Daselbst empfinge Frau Richlita, des Grafen Adelbar von Ebersberg Hausfrau (er war aber schon gestorben), den Kaiser gar herrlich, hielt ihn zu Gast und bat ihn daneben: daß er den Flecken Pösenbeiß und andere Höfe herum, so ihr Gemal vogtsweise besessen und verwaltet hätte, ihres Bruders Sohn, Welf dem dritten, verleihen wollte. Der Kaiser ging in die Stube, und während er da stand bei dem Bischof Bruno, Grafen Aleman von Ebersberg, und bei Frau Richilta, und er ihr die rechte Hand gab und die Bitte gewährte, fiel jählings der Boden in der Stube ein; der Kaiser fiel hindurch auf den Boden der Badstube ohne allen Schaden, dergleichen auch Graf Aleman und die Frau Richilta; der Bischof aber fiel auf eine Badwanne auf die Taufel, fiel die Rippe und das Herz ein, starb also in wenig Tagen hernach.

483.

Quedl das Hündlein.

Mündlich. Vergl. Fischart Gargantua. Bl. 31[2].

Mathild, die schöne Kaisertochter Heinrich III. war so anmuthig, daß sich ihr Vater in sie verliebte. Da flehte sie zu Gott und betete inbrünstig, daß er sie häßlich werden ließe, damit ihres Vaters Herz sich

abwende. Aber Gott erhörte sie nicht. Da erschien ihr der böse Feind und bot sich an, mit dem Beding, daß sie ihm angehöre, so solle des Kaisers Neigung und Liebe gewandelt werden in Haß und Zorn. Und sie ging es ein; doch hielt sie aus: erst dann solle sie sein eigen seyn, wenn er sie in dreien Nächten nach einander schlafend fände; bliebe sie aber wachen, so dürfe er ihr nichts anhaben. Also webte sie ein köstliches Tuch und stickte dran die lange Nacht, das erhielt ihren Geist munter; auch hatte sie ein treues Hündlein bei sich, Namens Quedl oder Wedl, das bellte laut und wedelte mit dem Schwanz, wenn ihr die Augen vor Schlaf wollten zunicken. Wie nun der Teufel die drei Nächte hinter einander kam, und sie immer wach und munter fand, da zürnte er und griff ihr mit der Kralle ins Angesicht, daß er ihr die Nase platt drückte, den Mund schlitzte und ein Auge ausstieß. Da war sie scheel, großmäulig und platschnasig geworden, daß sie ihr Vater nicht weiter leiden konnte, und seine sündliche Liebe verlor. Sie aber führte ein geistliches Leben und erbaute eine Abtey, zu Ehren des Hündleins, genannt Quedlinburg.

484.

Sage vom Schüler Hildebrand.

Cod. pal. 525. fol. 69, 70.

Dieweil Kaiser Heinrich III. zu Rom war, wo er drei Päbste entsetzt und ins Elend geschickt hatte,

wohnte ein Zimmermann in der Stadt, der ein klein Kind hatte. Das Kind spielete an dem Werk mit den Spänen, und legte die Späne in Buchstabenweise zusammen. Da kam ein Priester hinzu und las das. Das Kind hatte mit den Spänen geleget: dominabor a mari usque ad mare, das spricht: ich werde Herr vom Meer bis zum Meer. Der Priester wußte wohl, daß dies Kind Pabst werden sollte, und sagte es seinem Vater. Der Vater ließ das Kind lehren. Da es Schüler war, kam es an des Kaisers Hof, und ward den Schreibern viel lieb; aber des Kaisers Sohn Heinrich, der nachher auch Kaiser ward, that dem Schüler Leides viel und spielte ihm ungefüglich mit: denn es ahnt ihm sein Herz wohl, was ihm von dem Schüler aufstehen sollte. Der Kaiser spottete seines Sohns und des Schülers Spieles. Der Kaiserin war es leid, und sie schalt ihren Sohn darum. Dem Kaiser träumte eines Nachts, wie sein Sohn zum Tisch wäre gesessen, und wie dem Schüler Hildebranden wüchsen zwei Hörner bis in den Himmel, und wie er mit diesen Hörnern seinen Sohn aufhübe und ihn in das Horb (in den Koth) würfe. Diesen Traum sagte der Kaiser der Kaiserin, die beschied ihn also: daß der Schüler Pabst werden und ihren Sohn von dem Reich werfen würde. Da hieß der Kaiser den Hildebrand fahen und ihn zu Hammerstein in einen Thurn werfen, und wähnte, daß er Gottes Willen wenden möchte. Die Kaiserin verwies ihm oft, daß er eines bloßen Traumes willen an dem armen

Schüler so schändlich thäte; und über ein Jahr ließ er ihn wieder ledig. Der ward ein Münch, fuhr mit seinem Abt hin zu Rom, ward zu Hof lieb, und zu jüngst Pabst.

485.

Der Knoblauchskönig.

Bange S. 49. 50. auch berührt im Cod. pal. 525. fol. 74b. Pomarius S. 218.

Kaiser Heinrich IV. entbot den Sachsen, wo sie seinen Sohn zum König wähleten, wolle er nimmermehr ziehen in Sachsenland. Aber die Leute hatten keine Lust, und sprach Herzog Otto von der Weser: „ich habe je in der Welt sagen hören, von einer bösen Kuh kommt kein gut Kalb;“ und sie koren zum Gegenkönig Herzog Herrmann von Lothringen (Luxenburg), der ward vom Mainzer Bischof geweihet, und setzten ihn auf die Burg Eisleben, da der Knoblauch wächset. Die Kaiserlichen nannten ihn zum Spott Knoblauchskönig, oder König Knoblauch, und er kam nie zur Macht, sondern wurde nachher auf einer Burg erschlagen, wohin er geflohen war. Da sagte man abermals: „König Knoblauch ist todt!“

486.

Kaiſer Heinrich verſucht die Kaiſerin.

Cod. pal. 525. fol. 78.

Gedicht im Cod. pal. 361. fol. 351 — 354 aber ohne Namen von einem Ritter, deſſen Knecht Hänſelin heißt.

Der König nahm da Rath von den Herren, was er mit ſeines Vaters (Kaiſer Heinrich IV.) Leichnam ſchaffen oder thun ſollte, der war begraben in Sanct Lamprechts Münſter zu Lndeke (Lüttich). Sie riethen: daß er ihn ausgrübe und legen ließe in ein ungeweiht Münſter, bis daß er ſeinen Boten nach Rom geſandt hätte. Alſo gethan Ende nahm der Kaiſer. Dies war Kaiſer Heinrich der Uebele. Er ließ das beſte Roß, das er im Lande fand, binden und in den Rhein werfen, bis es ertrank. Er ließ einen ſeinen Mann die Kaiſerin um ihre Minne bitten. Das war ihr leid. Der Ritter bat ſie ſehr, da ſprach die Fraue: „ſie wolle thun, als ihr Herr rathen würde.“ Da dies der Kaiſer vernahm, gebärdete er, als er ausreiten wollte; legte des Mannes, der nach ſeinem Rathe das geworben hatte, Kleider an, und kam des Nachts zu der Kaiſerin. Die Kaiſerin hatte bereit ſtarke Männer in Weibsgewand, die trugen große Knüttel, ſie nahmen den Kaiſer unter ſich und ſchlugen ihn ſehr. Der Kaiſer rief, daß er es wäre. Die Kaiſerin erſchrak und ſprach: „Herr, ihr habt übel an mir gethan.“

487.

Graf Hoyer von Mansfeld.

Mündlich. Vergl. Oberlin u. Jodute.

In dem sogenannten Welpsholzchen, wo im Jahr 112 die Schlacht zwischen Kaiser Heinrich V. und en Sachsen vorfiel, liegt ein Stein, der die Eigenhaft hat, bei Gewitter ganz zu erweichen, und erst ach einiger Zeit wieder hart zu werden. Er ist vor r Nägel geschlagen, und man sieht auf ihm ganz utlich den Eindruck einer Hand und eines Daumens. raf Hoyer von Mansfeld, der Oberfeldherr, soll ihn or der Schlacht ergriffen und gerufen haben: „so ahr ich in diesen Stein greife, so wahr will ich den ieg gewinnen!“ Auch wurden die Kaiserlichen geblagen; aber der Hoier blieb todt und wurde von Diprecht von Groitsch erschlagen. Zu seinen Ehren ßen die Sachsen die Bildsäule eines gehelmten annes mit dem eisernen Streitkolben in der Rechn aufrichten, und dem sächsischen Wappen in der nken. Diese Denksäule nannte man Jodute, da ngen die Landleute fleißig zu beten hin, und auch e Priesterschaft ehrte sie als ein heiliges Bild. Kair Rudolf aber, als er 1289 zu Erfurt Reichstag elt, ließ sie wegnehmen, weil man fast Abgötterei mit trieb, und eine Capelle an der Stelle bauen. llein das Volk verehrte noch einen Weidenstock dieser Capelle, von dem die Priester sagten: er abe in jener Schlacht Jodute gerufen, und dadurch n Sieg zuwege gebracht.

488.

Der verlorene Kaiſer Friedrich *).

Bruchſtück eines Gedichts über Kaiſer Friedrich, aus dem 15. Jahrh. im Cod. pal. 844.

Kaiſer Friedrich war vom Pabſt in den Bann gethan, man verſchloß ihm Kirchen und Capellen, und kein Prieſter wollte ihm die Meſſe mehr leſen; da ritt der edle Herr kurz vor Oſtern, als die Chriſtenheit das heilige Feſt begehen wollte, darum, daß er ſie nicht daran irren möchte, aus auf die Jagd. Keiner von des Kaiſers Leuten wußte ſeinen Muth und Sinn; er legte ein edles Gewand an, das man ihm geſendet hatte von Indien, nahm ein Fläſchlein mit wohlriechendem Waſſer zu ſich, und beſtieg ein edles Roß. Nur wenig Herren waren ihm in den tiefen Wald nachgefolgt; da nahm er plötzlich ein wunderbares Fingerlein in ſeine Hand, und wie er das that, war er aus ihrem Geſicht verſchwunden. Seit dieſer Zeit ſah man ihn nimmer mehr, und ſo war der hochgeborne Kaiſer verloren. Wo er hinkam, ob er in dem Wald das Leben verlor, oder ihn die wilden Thiere zerriſſen, oder ob er noch lebendig ſey, das kann niemand wiſſen. Doch erzählen alte Bauern: Friedrich lebe noch, und laſſe ſich oft als ein Waller bei ihnen ſehen; dabei habe er öffentlich ausgeſagt, daß er noch auf römiſcher Erde gewaltig werden, und die Pfaffen

*) Die Sage miſcht den zweiten zu dem erſten Friedrich.

ören wolle, und nicht ehnder ablaſſen, er habe denn as heilige Land wieder in die Gewalt der Chriſten ebracht; dann werde er „ſeines Schildes Laſt haben n den dürren Aſt.“

489.

Albertus Magnus und Kaiſer Wilhelm.

Trithemii chronicon monast. Spanheim.
Lehmann Speier. Chronik. V. cap. 90. S. 534.

Albertus Magnus, ein ſehr berühmter und gelehrter Mönch, hat den Kaiſer Wilhelm von Holland, als er im Jahr 1248 zu Cöln auf den Tag der drei Könige angelangt, in einen Garten beim Prediger-Kloſter gelegen, mit ſeinem ganzen Hof zu Gaſt gebeten, dem der Kaiſer gern willfahrt. Es iſt aber auf berührten Tag nicht allein große, unleidliche Kälte, ſondern auch ein tiefer Schnee gefallen; deßhalb die kaiſerlichen Räthe und Diener beſchwerliches Mißfallen an des Mönchs unordentlicher Ladung getragen, und dem Kaiſer, außer dem Kloſter zu ſo ſtrenger winterlicher Zeit Mahl zu halten, widerrathen; haben aber doch denſelben von ſeiner Zuſag nicht wenden können, ſondern hat ſich ſammt den Seinen zu rechter Zeit eingeſtellt. Albert der Mönch hat etliche Tafeln ſammt aller Bereitſchaft in den Kloſter-Garten, darin Bäume, Laub und Gras alles mit Schnee bedeckt geweſen, mit großem Befremden eines Jeden über die ſeltſame und widerſinnige Anſtalt, laſſen ſtellen, und zum Aufwarten eine gute Anzahl, von Geſtalt des

Leibes überaus schöne, ansehnliche Gesellen zur Hand bracht. Indem nun der Kaiser sammt Fürsten und Herren zur Tafel gesessen und die Speisen vorgetragen und aufgestellt sind, ist der Tag obenrab unversehens heiter und schön worden, aller Schnee zusehens abgangen und gleich in einem Augenblick ein lustiger, lieblicher Sommer-Tag erschienen. Laub und Gras sind augenscheinlich, deßgleichen allerhand schöne Blumen aus dem Boden hervor gebrochen, die Bäume haben anfahen zu blühen, und gleich nach der Blüt ein jeder seine Frucht zu tragen; darauf allerhand Gevögel nieder gefallen und den ganzen Ort mit lieblichem Gesang erfüllet; und hat die Hitze des Tages der Maßen überhand genommen, daß fast männiglich der winterlichen Kleider zum Theil sich entblößen müssen. Es hat aber niemand gesehen, wo die Speisen gekocht und zubereitet worden; auch niemand die zierlichen und willfährigen Diener gekannt, oder Wissenschaft gehabt, wer und wannen sie seyen, und jedermann voll großer Verwunderung über all die Anstellung und Bereitschaft gewesen. Demnach aber die Zeit des Mahls herum, sind erstlich die wunderbar köstliche Diener des Mönchs, bald die lieblichen Vögel sammt Laub und Gras auf Bäumen und Boden verschwunden, und ist alles wieder mit Schnee und Kälte dem anfänglichen Winter ähnlich worden: also daß man die abgelegten Kleider wieder angelegt, und die strenge Kälte der Maßen empfunden, daß männiglich davon und zum Feuer und warmen Stube geeilet.

Um solcher abentheuerlichen Kurzweil halben hat Kaiser Wilhelm den Albertus Magnus und sein Convent, Prediger-Ordens, mit etlichen Gütern reichlich begabt, und denselben wegen seiner großen Geschicklichkeit in großem Ansehen und Werth gehalten.

490.

Kaiser Maximilian und Maria von Burgund.

Aug. Lercheimer Bedenken von Zauberei Bl. 18. aus mündlichen Erzählungen.

Der hochlöbliche Kaiser Maximilian I. hatte zum Gemahl Maria von Burgund, die ihm herzlich lieb war, und deren Tod ihn heftig bekümmerte. Dies wußte der Abt zu Spanheim, Johannes Trithem wohl, und erbot sich dem Kaiser: so es ihm gefalle, die Verstorbene wieder vor Augen zu bringen, damit er sich an ihrem Angesicht ergötze. Der Kaiser ließ sich überreden, und willigte in den gefährlichen Vorwitz. Sie gingen mit einander in ein besonderes Gemach und nahmen noch einen zu sich, damit ihrer dreie waren. Der Zauberer verbot ihnen, daß ihrer keiner bei Leibe ein Wort rede, so lange das Gespenst gegenwärtig sey. Maria kam herein getreten, ging säuberlich vor ihnen vorüber, der lebendigen, wahren Maria so ähnlich, daß gar kein Unterschied war und nicht das Geringste mangelte. Ja in Bemerkung und Verwunderung der Gleichheit ward der Kaiser eingedenk, daß sie am Halse hinten ein kleines schwarzes Flecklein gehabt, hatte Acht darauf und befand es also, da sie

zum andern Mal vorüber ging. Da ist dem Kaiser ein Grauen ankommen, hat dem Abt gewinkt, er solle das Gespenst wegthun, und darnach mit Zittern und Zorn zu ihm gesprochen: „Mönch, mache mir der Possen keine mehr;“ und hat bekannt, wie schwerlich und kaum er sich habe enthalten, daß er nicht zu ihr geredet.

491.

Sage von Adelger zu Baiern.

Cod. pal. 361. fol. 39b — 42c.

Vergl. Abele, seltzame Gerichtshändel. Nürnb. 1705. Nro. 116.

Zur Zeit Kaisers Severus war in Baiern ein Herzog, Namens Adelger, der stand in großem Lobe, und wollte sich nicht vor den Römern demüthigen. Da es nun dem König zu Ohren kam, daß niemand im ganzen Reiche ihm die gebührliche Ehre weigerte, außer Herzog Adelger, so sandte er Boten nach Baiern und ließ ihn nach Rom entbieten. Adelger hatte nun einen getreuen Mann, den er in allen Dingen um Rath fragte; den rief er zu sich in sein Gemach, und sprach: ich bin ungemuth, denn die Römer haben nach mir gesendet und mein Herz stehet nicht dahin; sie sind ein böses Geschlecht, und werden mir Böses anthun; gern möchte ich dieser Fahrt entübrigt seyn, rathe mir dazu, du hast kluge Gedanken. Der alte Rathgebe antwortete: gerne rathe ich dir alles, was zu deinen Ehren stehet; willst du mir folgen, so besende deine Mannen und heiß sie sich kleiden

in

in das beſte Gewand, das im Lande gefunden wird; fahr mit ihnen furchtlos nach Rom, und ſey ihm alles Rechtes bereit. Denn du biſt nicht ſtark genug, um wider das römiſche Reich zu fechten; verlangt der König aber über ſein Recht hinaus, ſo kanns ihm übel ausſchlagen.

Herzog Adelger berief ſeine Mannen und zog an des Königs Hof nach Rom, wo er übel empfangen wurde. Zornig ſprach der König ihm entgegen: du haſt mir viel Leides gethan, das ſollſt du heute mit deinem Leben gelten! „Dein Bote — antwortete Adelger — hat mich zu Recht und Urtheil hierher geleitet; was alle Römer ſprechen, dem will ich mich unterwerfen, und hoffen auf deine Gnade.“ Von Gnade weiß ich nichts mehr — ſagte der König — das Haupt ſoll man dir abſchlagen, und dein Reich einen andern Herrn haben.

Als die Römer den Zorn des Königs ſahen, legten ſie ſich dazwiſchen und erlangten, daß dem Herzog Leib und Leben geſchenkt wurde. Darauf pflogen ſie Rath und ſchnitten ihm ſein Gewand ab, daß es ihm nur zu den Knien reichte, und ſchnitten ihm das Haar vornen aus; damit gedachten ſie den edeln Helden zu entehren.

Adelger aber ging hart ergrimmt in ſeine Herberge. Alle ſeine Mannen trauerten, doch der alte Rathgebe ſprach: Herr, Gott erhalte dich! laß nur dein Trauern ſeyn und thu nach meinem Rath, ſo ſoll alles zu deinen Ehren ausgehen. — „Dein

Rath — ſagte Adelger — hat mich hierher gebracht; magſt du nun mit guten Sinnen meine Sache herſtellen, ſo will ich dich deſto werther halten; kann ich aber meine Ehre nicht wieder gewinnen, ſo komm ich nimmermehr heim nach Baierland.“ Der Alte ſprach: Herr nun heiß mir thun, wie dir geſchehen iſt, und beſende alle deine Mann, und leih und gib ihnen, daß ſie ſich alleſammt beſcheeren laſſen; damit rette ich dir alle deine Ehre. Da forderte der Herzog jeden Mann ſonders vor ſich, und ſagte: wer mir in dieſer Noth beiſteht, dem will ich leihen und geben; wer mich lieb hat, der laſſe ſich ſcheeren, wie mir geſchehen iſt. Ja — ſprachen alle ſeine Leute — ſie wären ihm treu bis in den Tod, und wollten alles erfüllen. Zur Stunde beſchoren ſich alle, die mit ihm ausgekommen waren, Haar und Gewand, daß es nur noch bis an die Knie reichte; die Helden waren lang gewachſen und herrlich geſchaffen, tugendreich und lobeſam, daß es jeden Wunder nahm, der ſie anſah, ſo vermeſſenlich war ihre Gebärde.

Früh den andern Morgen ging Adelger mit allen ſeinen Mannen zu des Königs Hof. Als ſie der König anſah, ſagte er in halbem Zorn: rede, lieber Mann, wer hat dir dieſen Rath gegeben? „Ich führte mit mir einen treuen Dienſtmann — ſprach Herzog Adelger — der mir ſchon viele Treue erwieſen, der iſt es geweſen; auch iſt unſrer Baiern Gewohnheit daheim: „was einem zu Leide geſchieht, das müſſen wir alleſammt dulden“ ſo tragen wir uns nun

einer wie der andre, arm oder reich, und das ist unsre Sitte so.“ Der König von Rom sprach: gib mir jenen alten Dienstmann, ich will ihn an meinem Hofe halten, wenn du hinnen scheidest; damit sollst du alle meine Gnade gewinnen. — So ungern es auch der Herzog thäte, konnte er doch dieser Bitte nicht ausweichen, sondern nahm den treuen Rathgeben bei der Hand, und befahl ihn in die Gewalt des Königs. Darauf nahm er Urlaub und schied heim in sein Vaterland; voraus aber sandte er Boten, und befahl allen seinen Unterthanen, die Lehnrecht oder Rittersnamen haben wollten: daß sie sich das Haar vornen aus-, und das Gewand abschnitten, und wer es nicht thäte, daß er die rechte Hand verloren hätte. Als es nun auskam, daß sich die Baiern so beschoren, da beliebte der Gebrauch hernach allen in deutschen Landen. —

Es stund aber nicht lange an, so war die Freundschaft zwischen dem römischen König und dem Herzog wieder zergangen, und Adelgern ward von neuem entboten: nach Rom zu ziehen, bei Leib und Leben, der König wolle mit ihm Rede haben. Adelger, ungemuth über dieses Ansinnen, sandte heimlich einen Boten nach Wälschland zu seinem alten Dienstmann, den sollte er bei seinen Treuen mahnen: ihm des Königs Willen, weßhalb er ihn nach Hof rief, zu offenbaren, und zu rathen, ob er kommen oder bleiben sollte? Der alte Mann sprach aber zu Adelgers Boten: es ist nicht recht, daß du zu mir fährst; hiebevor, da ich

des Herzogen war, rieth ich ihm je das Beste; er gab mich dem König hin, daran warb er übel; denn verrieth ich nun das Reich, so thät ich als ein Treuloser. Doch will ich dem König am Hofe ein Beispiel erzählen, das magst du wohl in Acht behalten, und deinem Herrn hinterbringen; frommt es ihm, so steht es gut um seine Ehre.

Früh des andern Morgens, als der ganze Hof versammelt war, trat der Alte vor den König und bat sich aus, daß er ein Beispiel erzählen dürfte. Der König sagte, daß er ihn gerne hören würde, und der alte Rathgebe begann: Vor Zeiten, wie mir mein Vater erzählte, lebte hier ein Mann, der mit großem Fleiß seines Gartens wartete, und viel gute Kräuter und Würze darin zog. Dies wurde ein Hirsch gewahr, der schlich sich Nachts in den Garten, und zerfraß und verwüstete die Kräuter des Mannes, daß alles niederlag. Das trieb er manchen Tag lang, bis ihn der Gärtner erwischte und seinen Schaden rächen wollte. Doch war ihm der Hirsch zu schnell, der Mann schlug ihm blos das eine Ohr ab. Als der Hirsch dennoch nicht von dem Garten ließ, betrat ihn der Mann von neuem und schlug ihm halb den Schwanz ab; das trag dir, sagte er, zum Wahrzeichen! schmerzt's dich, so kommst du nicht wieder. Bald aber heilten dem Hirsch die Wunden, er strich seine alten Schliche, und äßte dem Mann Kraut und Wurzeln ab, bis daß dieser den Garten listig mit Netzen umstellen ließ. Wie nun der Hirsch entfliehen wollte,

ward er gefangen; der Gärtner ſtieß ihm ſeinen Spieß in den Leib, und ſagte: nun wird dir das Süße ſauer, und du bezahlſt mir theuer meine Kräuter. Darauf nahm er den Hirſch und zerwirkte ihn, wie es ſich gehörte. Ein ſchlauer Fuchs lag ſtill neben in einer Furche; als der Mann wegging, ſchlich der Fuchs hinzu und raubte das Herz vom Hirſch. Wie nun der Gärtner, vergnügt über ſeine Jagd, zurück kam und das Wild holen wollte, fand er kein Herz dabei, ſchlug die Hände zuſammen, und erzählte zu Haus ſeiner Frau das große Wunder von dem Hirſch, den er erlegt habe, der groß und ſtark geweſen, aber kein Herz im Leibe gehabt. Das hätte ich zuvor ſagen wollen, antwortete des Gärtners Weib; denn als der Hirſch Ohr und Schwanz verlor, hätte er ein Herz gehabt, ſo wär er nimmer in den Garten wieder gekommen. —

All dieſe kluge Rede war Adelgers Boten zu nichts nütze, denn er vernahm ſie einfältig und kehrte mit Zorn gen Baierland. Als er den Herzogen fand, ſprach er: „ich habe viel Arbeit erlitten und nichts damit erworben; was ſollte ich da zu Rom thun? der alte Rathgebe entbietet dir nichts zurück, als ein Beiſpiel, das er dem König erzählte, das hieß er mich dir hinterbringen. Daß er ein übel Jahr möge haben!“

Als Adelger das Beiſpiel vernahm, berief er ſchnell ſeine Mannen. Dies Beiſpiel — ſagte er — will ich euch, ihr Helden, wohl beſcheiden. Die Römer

Rath — ſagte Adelger — hat mich hierher gebracht; magſt du nun mit guten Sinnen meine Sache herſtellen, ſo will ich dich deſto werther halten; kann ich aber meine Ehre nicht wieder gewinnen, ſo komm ich nimmermehr heim nach Baierland.“ Der Alte ſprach: Herr nun heiß mir thun, wie dir geſchehen iſt, und beſcheide alle deine Mann, und leih und gib ihnen, daß ſie ſich alleſammt beſcheeren laſſen; damit rette ich dir alle deine Ehre. Da forderte der Herzog jeden Mann ſonders vor ſich, und ſagte: wer mir in dieſer Noth beiſteht, dem will ich leihen und geben; wer mich lieb hat, der laſſe ſich ſcheeren, wie mir geſchehen iſt. Ja — ſprachen alle ſeine Leute — ſie wären ihm treu bis in den Tod, und wollten alles erfüllen. Zur Stunde beſchoren ſich alle, die mit ihm ausgekommen waren, Haar und Gewand, daß es nur noch bis an die Knie reichte; die Helden waren lang gewachſen und herrlich geſchaffen, tugendreich und lobeſam, daß es jeden Wunder nahm, der ſie anſah, ſo vermeſſenlich war ihre Gebärde.

Früh den andern Morgen ging Adelger mit allen ſeinen Mannen zu des Königs Hof. Als ſie der König anſah, ſagte er in halbem Zorn: rede, lieber Mann, wer hat dir dieſen Rath gegeben? „Ich führte mit mir einen treuen Dienſtmann — ſprach Herzog Adelger — der mir ſchon viele Treue erwieſen, der iſt es geweſen; auch iſt unſrer Baiern Gewohnheit daheim: „was einem zu Leide geſchieht, das müſſen wir alleſammt dulden“ ſo tragen wir uns nun

reckten ihre Hände auf und schwuren: wer heute entrinne, solle nimmerdar auf baierscher Erde weder Eigen noch Lehen haben.

Gerold, den Markgrafen, sandte Adelger ab, daß er den Schwaben die Mark wehrete. Er focht mit ihnen einen starken Sturm, doch Gott machte ihn sieghaft; er fing Brenno, den Schwabenherzog, und hing ihn an einen Galgen auf.

Rudolf den Grafen, mit seinen beiden Brüdern, sandte Adelger gegen Böheim, dessen König zu Salre mit großer Macht lag und Baiern heerte. Rudolf nahm selbst die Fahne und griff ihn vermessen an. Er erschlug den König Osmig, und gewann allen Raub wieder. Zu Cambach wand er seine Fahne.

Wirent den Burggrafen, sandte Adelger gegen die Hunnen. Niemand kann sagen, wie viel der Hunnen in der Schlacht todt lagen; einen sommerlangen Tag wurden sie getrieben bis an ein Wasser, heißet Traun, da genasen sie kaum.

Herzog Adelger selbst leitete sein Heer gen Brixen an das Feld, da schlugen sie ihr Lager auf; das ersahen die Wartmänner der Römer, die richteten ihre Fahne auf und zogen den Baiern entgegen. Da fielen viele Degen, und brach mancher Eschenschaft! Volkwin stach den Fähnrich des Königs, daß ihm der Spieß durch den Leib drang: diesen Zins — rief der vermessene Held — bringe deinem Herrn und sage ihm, als er meinen Herrn schändete an Haar und

Gewand, das ist jetzt dahin gekommen, daß ers ihm wohl vergelten mag. Volkwin zuckte die Fahne wieder auf, nahm das Roß mit den Sporn und durchbrach den Römern die Schaar. Von keiner Seite wollten sie weichen, und viel frommer Helden sank zu Boden; der Streit währte den sommerlangen Tag. Die grünen Fahnen der Römer wurden blutfärbig, ihre leichte Schaar troff von Blut. Da mochte man kühne Jünglinge schwer verhauen sehen, Mann fiel auf Mann, das Blut rann über eine Meile. Da mochte man hören schreien nichts als Ach und Weh! Die kühnen Helde schlugen einander, sie wollten nicht von der Wahlstätte kehren, weder wegen des Tods, noch wegen irgend einer Noth; sie wollten ihre Herrn nicht verlassen, sondern sie mit Ehren dannen bringen; das ward ihr aller Ende.

Der Tag begann sich zu neigen, da wankten die Römer. Volkwin der Fähnrich, dies gewahrend, kehrte seine Fahne wider den König der Römer; auf ihn drangen die muthigen Baiern mit ihren scharfen Schwerten, und sangen das Kriegslied. Da vermochten die Wälschen weder zu fliehen noch zu fechten. Severus sah, daß die Seinen erschlagen oder verwundet lagen, und die Wahlstätte nicht behaupten konnten. Das Schwert warf er aus der Hand und rief: Rom, dich hat Baiern in Schmach gebracht, nun acht ich mein Leben nicht länger! Da erschlug Volkwin den König; als der König erschlagen war, steckte Herzog Adelger seinen Schaft in die Erde neben dem

Häsel-Brunnen: Dies Land hab ich gewonnen den Baiern zu Ehre; dieſe Mark diene ihnen immerdar!

492.

Die treuloſe Störchin.

Aventin bair. Chr. Bl. 276[2].
Gesta rom. deutſch c. 5. latein. c. 82.

Cranz, ein Canzler Herzog Thaßilos III. ſchreibt gar ein ſeltſames Wunder von Störchen, zur Zeit Herzog Haunbrechts. Der Ehebruch ſey derſelbigen Zeit gemein geweſen, und Gott habe deſſen harte Strafe an unvernünftigen Thieren zeigen wollen.

Oberhalb Abach in Unterbaiern, nicht weit von der Donau, ſtand ein Dorf, das man jetzund Teygen nennet. In dem Dorf niſteten ein Paar Störche und hatten Eier zuſammen. Während die Störchin brütete und der Storch um Futter ausflog, kam ein fremder Storch, buhlte um die Störchin, und überkam ſie zuletzt. Nach verbrachtem Ehebruch flog die Störchin überfeld zu einem Brunnen, taufte und wuſch ſich, und kehrte wieder ins Neſt zurück, der Maßen, daß der alte Storch bei ſeiner Rückkunft nichts von der Untreue empfand. Das trieb nun die Störchin mit dem Ehebrecher fort, einen Tag wie den andern, bis ſie die Jungen ausgebrütet hatte. Ein Bauer aber auf dem Felde nahm es wahr und verwunderte ſich, was doch die Störchin alle Tage zum Brunnen flöge und badete; vermachte alſo den Brunnen mit

Reißig und Steinen, und sah von ferne zu, was geschehen würde. Als nun die Störchin wieder kam und nicht zum Brunnen konnte, that sie kläglich, mußte doch zuletzt ins Nest zurückfliegen. Da aber der Storch ihr Mann heim kam, merkte er die Treulosigkeit, fiel die Störchin an, die sich heftig wehrte; endlich flog der Storch davon und kam nimmer wieder, die Störchin mußte die Jungen allein nähren. Nachher um St. Laurenztag, da die Störche fort zu ziehen pflegen, kam der alte Storch zurück, brachte unsäglich viel andre Störche mit, die fielen zusammen über die Störchin, erstachen und zerfleckten sie in kleine Flecken. Davon ist das gemeine Sprüchwort aufkommen: „du kannst es nicht schmecken!“

493.

Herzog Heinrich in Baiern hält reine Straße.

Aventin Bair. Chronik Bl. 411b.

Herzog Heinrich zu Baiern, dessen Tochter Elsbeth nach Brandenburg heurathete, und die Märker nur „dat schon Elsken uth Beyern“ nannten, soll das Rothwild zu sehr lieb gehabt und den Bauern die Rüden durch die Zaun gejagt haben. Doch hielt er guten Frieden und litt Reuterei, oder wie die Kaufleute sagten, Räuberei, gar nicht im Lande. Die Kaufleut hießen sein Reich: im Rosengarten. Die Reuter aber klagten und sagten: kein Wolf mag sich in seinem Land erhalten, und dem Strang entrinnen.

lan sagt auch sonst von ihm, daß er seine Vormün-
r, die ihn in großen Verlust gebracht, ehe er zu sei-
n Jahren kam, gewaltig gehaßt, und ein Mal, als
über Land geritten, begegnete ihm ein Karrn, ge-
den mit Häfen. Nun kaufte er denselben ganzen
arrn, stellte die Häfen neben einander her, und hob
n zu fragen jeglichen Hafen: weß bist du? Antwor-
te drauf selber „des Herzogs“ und sprach dann:
un du mußt es bezahlen, und zerschlug ihn. Wel-
er Hafen aber sagte „er wäre der Regenten“ dem
at er nichts, sondern zog das Hütel vor ihm ab.
agte nachmals: so haben meine Regenten mit mir
giert. Man nannt ihn nur den reichen Herzog; den
hurn zu Burghausen füllte er mit Geld aus.

494.

Diez Schwinburg.

Vergl. Ioan. Trithemii chronicon hirsaug. II, 181. 182.

Kaiser Ludwig der Baier ließ im Jahr 1337 den
andfriedensbrecher Diez Schwinburg, mit seinen vier
nechten gefangen in München einbringen und zum
Schwert verurtheilen. Da bat Diez die Richter, sie
möchten ihn und seine Knechte an eine Zeil, jeden acht
Schuhe von einander stellen, und mit ihm die Ent-
auptung anfangen; dann wolle er aufstehen und vor
en Knechten vorbei laufen, und vor so vielen er vor-
ei gelaufen, denen möchte das Leben begnadigt seyn.
lls ihm dieses die Richter spottweise gewährt, stellte

er seine Knechte, je den liebsten am nächsten zu sich, kniete getrost nieder, und wie sein Haupt abgefallen, stand er alsbald auf, lief vor allen vier Knechten hinaus, fiel alsdann hin und blieb liegen. Die Richter getrauten sich doch den Knechten nichts zu thun, berichteten alles dem Kaiser und erlangten, daß den Knechten das Leben geschenkt wurde.

495.

Der geschundene Wolf.

Aventin Bl. 376a.

Herzog Otto von Baiern vertrieb des Pabstes Legaten Albrecht, daß er flüchten mußte und kam nach Passau. Da zog Otto vor die Stadt, nahm sie ein, und ließ ihn da jämmerlich erwürgen. Etliche sagen: man habe ihn schinden lassen, darum führen noch die von Passau einen geschundenen Wolf. Auch zeigt man einen Stein, der Blutstein geheißen, darauf soll Albrecht geschunden und zu Stücken gehauen seyn. Es sey ihm, wie es wolle: er hat den Lohn dafür empfangen, daß er so viel Unglück in der Christenheit angestiftet.

496.

Die Gretlmühl.

Aventin Bair. Chronik Bl. 406a.

Herzog Ott, Ludwigs von Baiern jüngster Sohn, verkaufte Mark Brandenburg an Kaiser Carl IV. um

200,000 Gülden, raumte das Land und zog nach Baiern. Da verzehrte er sein Gut mit einer schönen Müllerin, Namens Margret, und wohnte im Schloß Wolfstein, unterhalb Landshut. Dieselbige Mühl wird noch die Gretlmühl genannt, und der Fürst Otto der Finner, darum, weil er also ein solches Land verkauft. Man sagt: Carl hab ihn im Kauf überlistet und die Stricke an den Glocken im Land nicht bezahlt.

497.

Herzog Friedrich und Leopold von Oesterreich.

Albertus argentin. p. 178. 179.
Königshofen, S. 127 128.
Cölner Chronik 1499. fol. 250.
Vergl. Aventin S. 393. 396.

Da König Friedrich in der Gewalt Ludwig des Baiern gefangen lag auf einer Feste, genannt Trausnitz *), kam ein wohl gelehrter Mann ein zu Herzog Leopold von Oestreich (des Gefangenen Bruder), und sprach: „ich will Gut nehmen und den Teufel beschwören, und zwingen, daß er muß euern Bruder, König Friedrich aus der Gefängniß her zu euch bringen.“ Also gingen die zwei, Herzog Leopold und der Meister in die Kammer; da trieb der Meister seine

*) Als der Gefangene hinein geführt wurde, und diesen Namen aussprechen hörte, rief er aus: ja wohl Trausnicht (Druwesnit), ich habe sein je nicht getraut, daß ich so sollte darein gebracht worden seyn.

Kunſt, und kam der Teufel zu ihnen in eines Pilgrims Weiſe, und ward geheißen, daß er König Friedrich brächte ohn allen Schaden. Der Teufel antwortete: er wolle das wohl thun, wo ihm der König folgen würde. Alſo fuhr der Teufel weg, kam zu Friedrich nach Trausnitz und ſprach: „ſitze her auf mich, ſo will ich dich bringen ohne Schaden zu deinem Bruder.“ Der König ſagte: „wer biſt du?“ Der Teufel verſetzte und ſprach: „frage nicht danach; willſt du aus der Gefängniß kommen, ſo thu, das ich dich heiße.“ Da ward dem Könige und denen, die ſein hüteten, grauen, und machten Kreuze vor ſich. Da verſchwand der Teufel.

Danach thät Herzog Leopold dem König Ludwig alſo weh mit Kriege, daß er mußte König Friedrich aus der Gefängniß laſſen. Doch mußte er ſchwören und verbürgen, König Ludwigen fürder nicht zu irren an dem Reiche.

498.

Der Markgräfin Schleier.

Berkenmeyer Antiquar S. 488.
Taſchenbuch für vaterl. Geſch. Wien 1811.
Vergl. Naubert Volksmärchen III, 113—117. 130—138.

Agnes, Kaiſer Heinrichs IV. Tochter ſtand mit Leopold dem Heiligen, Markgrafen von Oeſtreich, den achten Tag ihrer Hochzeit an einem Fenſter der Burg und redeten von der Stiftung eines Kloſters, um die ihm Agnes anlag. Indem kam ein ſtarker Wind und führte den Schleier der Markgräfin mit ſich fort

Leopold aber schlug ihr die Bitte mit den Worten ab: wenn sich dein Schleier findet, will ich dir auch ein Kloster bauen. Acht Jahre später geschah es, daß Leopold im Walde jagte, und auf einem Hollunderstrauch Agnesens Schleier hangen sah. Dieses Wunders wegen, ließ der Markgraf auf der Stelle, wo er ihn gefunden hatte, das Kloster Neuburg bauen; und noch heutiges Tages weist man daselbst den Schleier sowohl, als den Stamm des Hollunderbusches.

499.

Der Brennberger (erste Sage).

Ungedruckter Meistersang aus dem 15. Jahrh.

Der Brennberger, ein edler Ritter, war zu Wien an des Herzogs von Oestreich Hofe, und sah die auserwählte Herzogin an, ihre Wangen und ihren rothen Mund, die blühten gleich den Rosen. Da sang er Lieder zu ihrem Preis: wie seelig wäre, der sie küssen dürfe, und wie kein schöner Frauenbild auf Erden lebe, als die sein Herr besitze und der König von Frankreich; diesen beiden Weibern thue es keine gleich. Als die Herzogin von diesem Lobe vernahm, ließ sie den Ritter vor sich kommen und sprach: ach Brennberger, du allerliebster Diener mein, ist es dein Ernst oder Scherz, daß du mich so besingest? und wärst du nicht mein Diener, nähm ich dirs übel. „Ich rede ohne Scherz — sagte Brennberger — und in meinem Herzen seyd ihr die Schönste auf Erden; zwar spricht

man von der Königin zu Frankreich Schönheit, doch kann ichs nicht glauben.“ Da sprach die zarte Frau: Brennberger, allerliebster Diener mein, ich bin dir hold, und bitte dich sehr, nimm mein Gold und Silber und schaue die Königin, und sieh, welche die Schönste sey unter uns zweien; bringst du mir davon die Wahrheit, so erfreust du meinen Muth. „Ach edle Frau — sagte der Brennberger — ich fürchte die Müh und die lange Reise; und brächt ich das zurück, das ihr nicht gerne hörtet, so wär mein Herze schwer; bring ich euch aber gute Mähr, daß ihr euch freuetet, so geschäh's auch mir zur Lieb, darum will ich die Reise wagen. Die Frau sprach: zeuch hin und laß dirs an nichts gebrechen, an Geschmeide noch an Gewändern.

Brennberger aber ließ sich ein Krämlein machen; darein that er, was Frauen gehöret, Gürtel und Spinnzeug, und wollte das als Krämerin feil tragen; und zog über Berg und Thal, im Dienste seiner Frauen, bis er hin gen Paris kam. Zu Paris nahm er Herberg bei einem auserwählten Wirth, der unten am Berge wohnte, der gab ihm Futter und Streu, Speise und Trank aufs Freundlichste. Brennberger hatte doch weder Ruh noch Rast, winkte dem Wirth und frug ihn um Rath, wie ers anfange, der Königin unter Augen zu kommen; denn um ihrentwillen habe ihn die Herzogin aus Oestreich hergesandt. Der Wirth sprach: stellt euch dahin, wo sie pflegt zur Kirche zu gehen, so sehet ihr sie sicherlich.

Da kleidete sich Brennberger fräulich an, nahm

seinen

seinen Kram und setzte sich vors Burgthor, hielt Spindel und Seide feil. Endlich kam auch die Königin gegangen, ihr Mund brann wie ein Feuer und eilf Jungfrauen traten ihr nach. Gott grüß dich Krämerin, sprach sie im Vorübergang; was Schönes hast du feil? Die Krämerin dankte tugendlich und sagte: hochgelobte Königin, gnadet's anzuschauen und kauft von mir sammt euern Jungfrauen!

Abends spat sprach die edle Königin: nun hat sich die Krämerin vor dem Thore verspätet; laßt sie ein, fürwahr, sie mag heunt bei uns bleiben. Und die Krämerin saß mit den Frauen züchtiglich zu Tisch. Als das Mahl vollbracht war, sagte die Königin: bei wem wollt ihr schlafen. Die Krämerin wär' gern daheim gewesen, antwortete: Gott Dank euch, edle Königin! geliebt's euch, so laßt mich allein liegen. Das wäre schlechte Ehre — versetzte sie — wohlan, ich hab zwölf Jungfrauen hier, bei der jüngsten ziemt euch zu liegen, da ist euer Ehre gar wohl bewahrt. Also lag die Krämerin die lange Nacht bei der zarten Jungfrau, und hatte dreizehn Tage feil in der Burg, und jede Nacht schlief sie bei einer andern Jungfrau. Wie nun die letzte Nacht kam, sagte die Königin: hat sie euch allen beigelegen, was sollt ich's denn entgelten? Da wurde dem Brennberger angst, daß es um sein Leben geschehen wäre, wenn er bei der Königin liegen müßte; und schlich sich des Abends von dannen zu seinem Wirth, setzte sich alsbald zu Pferd und ritt ohn Aufenthalt, bis er in die Stadt zu Wien kam.

Ach Brennberger, allerliebſter Diener mein, wie iſt es dir ergangen, was bringſt du guter Mähre? Edle Frau — antwortete der Ritter — ich habe Lieb und Leid gehabt, wie man noch nie erhört. Dreizehn Tage hatte ich feil meinen Kram vor dem Burgthor; nun möget ihr Wunder hören, welches Heil mir widerfuhr; jeden Abend wurde ich eingelaſſen, und muſte bei jeder Jungfrau beſonders liegen; ich furchte mich, es könnte nicht ſo lang verſchwiegen bleiben, und die letzte Nacht wollte mich die Königin ſelber haben. — Weh mir, Brennberger, daß ich je geboren ward — ſprach die Herzogin — daß ich dir je den Rath gab, die edle Frau zu kränken; nun ſag mir aber, welche die Schönſte ſey unter uns zweien? — Frau, in Wahrheit, ſie iſt ſchön ohn Gleichen, nie ſah ich ein ſchöner Weib auf Erden; ein lichter Schein brach von ihrem Angeſicht, als ſie das erſte Mal vor meinen Kram ging, ſonderliche Kraft empfing ich von ihrer Schöne. — Ach Brennberger, gefällt ſie dir beſſer als ich, ſo ſollſt du auch ihr Diener ſeyn! — Nein, edle Frau, das ſag ich nicht; ihr ſeyd die Schönſte in meinem Herzen. — Nun ſprachſt du eben erſt, kein ſchöner Weib habeſt du nie geſehen — Wißt Frau, ſie hatte einen hohen Mund, darum ſeyd ihr ſchöner auch an Hals und Kinn; aber nach euch iſt die Königin das ſchönſte Weib, das ich je auf der Welt geſehen; das iſt meine allergröſte Klage, ob ich einen unrechten Tod an ihr verdient hätte!

500.

Der Brennberger (zweite Sage).

Fliegendes Blatt.

Als nun der edle Brennberger mannichfalt gesungen hatte von seiner schönen Frauen, da gewahrte es ihr Gemahl, ließ den Ritter fahen und sagte: du hast meine Frau lieb, das geht dir an dein Leben! Und zur Stunde ward ihm das Haupt abgehauen; sein Herz aber gebot der Herr auszuschneiden und zu kochen. Darauf wurde das Gericht der edlen Frau vorgestellt, und ihr rother Mund aß das Herz, das ihr treuer Dienstmann im Leibe getragen hatte. Da sprach der Herr: Frau, könnt ihr mich bescheiden, was ihr jetzund gegessen habt? Die Frau antwortete: nein, ich weiß es nicht; aber ich möcht es wissen, denn es schmeckt mir schön. Er sprach: fürwahr, es ist Brennbergers Herz, deines Dieners, der dir viel Lust und Scherz brachte, und konnte dir wohl dein Leid vertreiben. Die Frau sagte: hab ich gegessen, das mir Leid vertrieben hat, so thu ich einen Trunk darauf zu dieser Stund, und sollte meiner armen Seele nimmer Rath werden; von Essen und Trinken kommt nimmer mehr in meinen Mund. Und eilends stund sie auf, schloß sich in ihre Kammer und flehte die himmlische Königin um Hülfe an: es muß mich immer reuen um den treuen Brennberger, der unschuldig den Tod erlitt um meinetwillen; fürwahr, er ward nie meines Leibes theilhaftig, und kam mir nie

ſo nah, daß ihn meine Arme umfangen hätten. Von der Zeit an kam weder Speiſe noch Trank über der Frauen Mund; eilf Tage lebte ſie, und am zwölften ſchied ſie davon. Ihr Herr aber, aus Jammer, daß er ſie ſo unehrlich verrathen, ſtach ſich mit einem Meſſer todt.

501.

Schreckenwalds Roſengarten.

Pfeffinorus Luſtgarten. Straßb. 1621. S. 681. 682.

Unterhalb Mölk in Oeſtreich, auf dem hohen Agſtein, wohnte vor Zeiten ein furchtbarer Räuber, Namens Schreckenwald. Er lauerte den Leuten auf, und nachdem er ſie beraubt hatte, ſperrte er ſie oben auf dem ſteilen Felſen in einen engen, nicht mehr als drei Schritte langen und breiten Raum, wo die Unglücklichen vor Hunger verſchmachteten, wenn ſie ſich nicht in die ſchreckliche Tiefe des Abgrunds ſtürzen, und ihrem Elend ein Ende machen wollten. Ein Mal aber geſchah es, daß jemand kühn und glücklich ſpringend auf weiche Baumäſte fiel und herab gelangte. Dieſer offenbarte nun nach vollbrachter Rettung das Raubneſt, und brachte den Räuber gefangen, der mit dem Schwert hingerichtet wurde. Sprüchwörtlich ſoll man von einem Menſchen, der ſich aus höchſter Noth nur mit Leib- und Lebensgefahr retten mag, ſagen: er ſitzt in Schreckenwalds Roſengärtlein.

502.

Margaretha Maultasch.

Nachr. von Geſpenſtern. Frankf. 1737. S. 60—66.
Vergl. Aventin Bl. 401[a].

In Tyrol und Cärnthen erzählen die Einwohner viel von der umgehenden Margaretha Maultasch, welche vor alten Zeiten Fürſtin des Landes geweſen, und ein ſo großes Maul gehabt, davon ſie benannt wird. Die Klagenfurther gehen nach der Betglocke nicht gern ins Zeughaus, wo ihr Panzer verwahret wird, oder ihr Vorwitz wird mit derben Maulſchellen geſtraft. Am großen Brunnen, da wo der aus Erz gegoſſene Drache ſteht, ſieht man ſie zu gewiſſen Zeiten auf einem dunkelrothen Pferde reiten. Unfern des Schloſſes Oſterwik ſtehet ein altes Gemäuer; manche Hirten, die da auf dem Felde ihre Heerden weideten, nahten ſich unvorſichtig und wurden mit Peitſchenhieben empfangen. Man hat darum gewiſſe Zeichen aufgeſteckt, über welche hinaus keiner dort ſein Vieh treibt; und ſelbſt das Vieh mag das ſchöne, fette Gras, das an dem Orte wächſt, nicht freſſen, wenn unwiſſende Hirten es mit Mühe dahin getrieben haben. Zumal aber erſcheint der Geiſt auf dem alten Schloſſe bei Meran, neckt die Gäſte, und ſoll ein Mal mit dem bloßen Schwerte auf ein neuvermähltes Brautpaar in der Hochzeitnacht eingehauen haben; doch ohne jemand zu tödten. In ihrem Leben war dieſe Margaretha kriegeriſch, ſtürmte und verheerte Burgen und Städte, und vergoß unſchuldiges Blut.

503.

Dieterichſtein in Kärnthen.

Hieron. Megiſer Chronik von Kärnthen II. 973.

Als bei fortwährender Belagerung des Schloſſes Dietrichſtein (im Jahr 1334) die Oberſten geſehen, daß ſie den Platz in die Länge wider die Frau Margaretha Maultaſch nicht erhalten möchten, da ſie ihnen zu mächtig geweſen; darzu dann auch kommen, daß ſie von Erzherzog Otten keine Hülf auf dies Mal zu verhoffen gehabt: ſind ſie hierauf mit einhelligem Gemüth auf einen Abend, da ein gewaltiger Nebel eingefallen, in aller Stille mit dem ganzen Kärnthiſchen Kriegsvolk von Dietrichſtein abgezogen und ganz glücklich in die Stadt St. Veit gekommen, deſſen ſich eine ganze Bürgerſchaft höchlich erfreut hat. Wie nun aber die Maultaſchiſchen folgendes Tages mit Stürmung angehalten, und keinen einigen Widerſtand befunden, konnten ſie leichtlich aus dem ſtillen Weſen abnehmen, daß die Unſern ſie betrogen und das Schloß ihnen leer verlaſſen hätten; darum Frau Maultaſch im Zorn entbrannt mit großem Geſchrei die Ihren nöthiget und zwang, die Mauern zu erſteigen und das Haus einzunehmen; welches ſie leichtlich, weil niemand darauf geweſen, thun können; und eroberten es alſo, und wurden die Mauern ungeſtümmiglich zerbrochen, die Thürm und Thore alle der Erden gleich eingeriſſen, die Zimmer verbrannt, und ließen ſie allda wenig Gebäu aufrecht ſtehen. Damit iſt Dieterichſtein

von der Maultasch zerstört und gräulich verwüst worden, das doch die Herren von Dieterichstein folgender Zeit wieder aufgebaut und in etwas bewohnt gemacht haben. Es ist die gemeine Sage im Land, wie daß in diesem verödeten Schloß ein groß unsäglich Gut soll verborgen liegen; wie dann heut zu Tage oft geschehen soll, wenn man recht in das verfallne Gebäu kommt, daß sich ein solches Werfen, Poltern und Sausen erhebt, gleich als wenn es alles über einen Haufen werfen wollt; darum sich denn auch niemand unterstehen darf, lang' an diesem Ort zu bleiben.

504.

Die Maultasch-Schutt.

Megiser Chronik von Kärnthen II. 974—977.
Valvassor Ehre von Crain. B. 15. S. 317.

Wie das Schloß Dieterichstein von der Frau Margreth Maultasch (im Jahr 1334) belagert und verwüstet worden, sind hiezwischen viel Herren und Landsleut aus Kärnthen mit Weib und Kind in eilender Flucht gen Osterwitz kommen, dem edeln und gestrengen Herrn Reinher Schenk zugehörig, von dem sie dann mit großen Ehren sind empfangen worden. An diesem Orte, als von Natur überaus stark und ungewinnlich, hatten sie alle gute Hoffnung, mit den Ihren vor der Tyrannin sicher zu bleiben. Es liegt aber Osterwitz eine Meil Wegs von St. Veit gegen Völkelmarkt werts zu der rechten Hand, auf einem starken und sehr hohen Felsen, der an keinem Ort

sammt Weib und Kindern in großem Unglück standen, und noch zukünftiger Zeit mehrerm Unfall möchten unterworfen seyn, gingen sie sämmtlich zu Herrn Reinher Schenk und sagten ihm: „wie sie dies Mal nur durch einen listigen Fund, weil sie keine Hülfe von Erzherzog Otto zu gewarten hätten, zu erretten wären. Nun hätten sie eine gute und geschwinde Kriegslist erdacht, damit den grimmen Feind ab ihrem Hals zu bringen. Nämlich, dieweil sie gesehen, daß alle Essens-Speisen und des Leibes Nothdurft nun bereits verzehrt, und nichts mehr in ihrer Gewalt wäre, als ein dürrer Stier und zwei Vierling Roggen: so wäre ihr getreuer Rath, Gutdünken und Meinung, man sollte hierauf den Stier abschlachten, in dessen abgezogene Haut den Roggen einschütten, und sie also, wohl vermacht, den Berg herab werfen. Wenn die Feinde dann solches sähen, würde es ihnen Ursache geben zu denken: wir wären mit allerlei Nothdurft und Lebensmittel noch reichlich versehen, und könnten die Belagerung noch eine gute Zeit ausharren. Derowegen sie unzweifelich würden aufbrechen und mit dem ganzen Kriegsheer abziehen.“ Diesem Rath kam Herr Reinher Schenk alsbald nach, ließ den Stier abnehmen, den Roggen darein thun, und solche damit über den Berg abstürzen, dem jedermann mit großer Verwunderung zugesehen. Als aber solches Frau Maultasch erfahren, thät sie hierauf einen lauten hellen Schrei und sagte: „ha! das sind die Klaus-Rappen, so eine gute Zeit ihre Nahrung in

die Kluft zusammen getragen, und auf den hohen Felsen sich versteckt haben, die wir nicht so leichtlich in unsern Klauen werden fassen können; darum wir sie in ihrem tiefen Nest sitzen und andere gemästete Vögel suchen wollen.“ Hat von Stund an darauf ihren Kriegsleuten geboten, daß ein jeder insonderheit seine Sturm-Haube voll Erde fassen und solches auf einem ebenen Felde, gleich gegen Osterwitz über, ausschütten sollte. Welches, als es beschehen, ist aus derselben Erde ein ziemlich groß Berglein worden, das man lange Zeit im Land zu Kärnthen die Maultasch-Schutt genannt hat. Noch vor Kurzem, im Jahr 1580 hat Herr Georg Kevenhüller, Freiherr zu Aichelberg, als Landes-Hauptmann von Kärnthen, der Frau Maultasch Bildniß in schönem, weißem Stein ausgehauen lassen, welche Säul das Kreuz bei der Maultasch-Schutt genannt worden.

505.

Radbod von Habsburg.

Felix Faber hist. suev. Lib. II.
Joh. Müller I, 262. not. 161.

Im zehnten Jahrhundert gründete Radbod auf seinem eigenen Gute im Aargau eine Burg, genannt Habsburg (Habichtsburg, Felsennest), klein aber fest. Als sie vollendet war, kam Bischof Werner, sein Bruder, der ihm Geld dazu hergegeben, den Bau zu sehen, und war unzufrieden mit dem kleinen Umfang. Nachts aber ließ Graf Radbod seine Dienst-

mannen aufbieten und die Burg umringen. Als nun der Bischof Morgens ausschaute, und sich verwunderte, sprach sein Bruder: ich hab eine lebendige Mauer erbaut, und die Treue tapferer Männer ist die festeste Burg.

506.

Rudolf von Strättlingen.

Chronik von Ehingen und Strättlingen.
Wyß Schweizersagen S. 187—194. Vergl. 329.

König Rudolf von Burgund herrschte mächtig zu Strättlingen auf der hohen Burg; er war gerecht und mild, baute Kirchen weit und breit im Lande; aber zuletzt übernahm ihn der Stolz, daß er meinte, niemand und selbst der Kaiser nicht, sey ihm an Macht und Reichthum zu vergleichen. Da ließ ihn Gott der Herr sterben; alsbald nahte sich der Teufel und wollte seine Seele empfangen; drei Mal hatte er schon die Seele ergriffen, aber Sanct Michael wehrte ihm. Und der Teufel verlangte von Gott, daß des Königs Thaten gewogen würden; und wessen Schale dann schwerer sey, dem solle der Zuspruch geschehen. Michael nahm die Wage, und warf in die eine Schale, was Rudolf Gutes, in die andere, was er Böses gethan hatte; und wie die Schalen schwankten, und sachte die gute niederzog, wurde dem Teufel angst, daß seine auffahre; und schnell klammerte er sich von unten dran fest, daß sie schwer hinunter sank. Da rief Michael: wehe, der erste Zug geht zum Gericht!

Drauf hebt er zum zweiten Mal die Wage, und abermal hängte sich Satan unten dran, und machte seine Schale lastend; wehe — sprach der Engel — der zweite Zug geht zum Gericht! Und zum dritten Mal hob er und zögerte; da erblickte er die Krallen des Drachen am schmalen Rand der Wagschale, die sie niederdrückten. Da zürnte Michael und verfluchte den Teufel, daß er zur Hölle fuhr; langsam nach langem Streit hob sich die Schale des Guten um eines Haares Breite, und des Königs Seele war gerettet.

507.

Idda von Toggenburg.

Vita S. Iddae cum genealogiis comitum de Tokenburg aus dem Altdeutschen von Adbr. v. Bonstetten, im Jahr 1481 übersetzt. repr. Costanc. 1685. 8.

Tschudi ad 1142. 1177.

Vergl. Joh. Müller I. 402. 403.

Ein Rabe entführte der Gräfin Idda von Tokenburg, des Geschlechtes von Kirchberg, ihren Brautring durch ein offenes Fenster. Ein Dienstmann des Grafen Heinrichs, ihres Gemahls, fand und nahm ihn auf; der Graf erkannte ihn an dessen Finger. Wüthend eilte er zu der unglücklichen Idda, und stürzte sie in den Graben der hohen Tokenburg; den Dienstmann ließ er am Schweif eines wilden Pferdes die Felsen herunter schleifen. Indeß erhielt sich die Gräfin im Herabfall an einem Gesträuch, wovon sie sich Nachts losmachte. Sie ging in einen Wald, lebte

mannen aufbieten und die Burg umringen. Als nun der Bischof Morgens ausschaute, und sich verwunderte, sprach sein Bruder: ich hab eine lebendige Mauer erbaut, und die Treue tapferer Männer ist die festeste Burg.

506.

Rudolf von Strättlingen.

Chronik von Einigen und Strättlingen.
Wyß Schweizersagen S. 187—194. Vergl. 329.

König Rudolf von Burgund herrschte mächtig zu Strättlingen auf der hohen Burg; er war gerecht und mild, baute Kirchen weit und breit im Lande; aber zuletzt übernahm ihn der Stolz, daß er meinte, niemand und selbst der Kaiser nicht, sey ihm an Macht und Reichthum zu vergleichen. Da ließ ihn Gott der Herr sterben; alsbald nahte sich der Teufel und wollte seine Seele empfangen; drei Mal hatte er schon die Seele ergriffen, aber Sanct Michael wehrte ihm. Und der Teufel verlangte von Gott, daß des Königs Thaten gewogen würden; und wessen Schale dann schwerer sey, dem solle der Zuspruch geschehen. Michael nahm die Wage, und warf in die eine Schale, was Rudolf Gutes, in die andere, was er Böses gethan hatte; und wie die Schalen schwankten, und sachte die gute niederzog, wurde dem Teufel angst, daß seine auffahre; und schnell klammerte er sich von unten dran fest, daß sie schwer hinunter sank. Da rief Michael: wehe, der erste Zug geht zum Gericht!

Drauf hebt er zum zweiten Mal die Wage, und aber-
mal hängte sich Satan unten dran, und machte seine
Schale lastend; wehe — sprach der Engel — der zweite
Zug geht zum Gericht! Und zum dritten Mal hob er
und zögerte; da erblickte er die Krallen des Drachen
am schmalen Rand der Wagschale, die sie niederdrück-
ten. Da zürnte Michael und verfluchte den Teufel,
daß er zur Hölle fuhr; langsam nach langem Streit
hob sich die Schale des Guten um eines Haares
Breite, und des Königs Seele war gerettet.

507.

Idda von Toggenburg.

Vita S. Iddae cum genealogiis comitum de Tokenburg aus dem Alt-
deutschen von Adr. v. Bonstetten, im Jahr 1481 über-
setzt. repr. Costanc. 1685. 8.

Tschudi ad 1142. 1177.

Vergl. Joh. Müller I. 402. 403.

Ein Rabe entführte der Gräfin Idda von Token-
burg, des Geschlechtes von Kirchberg, ihren Brautring
durch ein offenes Fenster. Ein Dienstmann des Gra-
fen Heinrichs, ihres Gemahls, fand und nahm ihn
auf; der Graf erkannte ihn an dessen Finger. Wü-
thend eilte er zu der unglücklichen Idda, und stürzte
sie in den Graben der hohen Tokenburg; den Dienst-
mann ließ er am Schweif eines wilden Pferdes die
Felsen herunter schleifen. Indeß erhielt sich die Grä-
fin im Herabfall an einem Gesträuch, wovon sie sich
Nachts losmachte. Sie ging in einen Wald, lebte

jetzt Braun-eck heißt. Sie zogen über das Gebirg ins Thal, wo die Aar rinnt, da werkten sie emsig zu Tag und Nacht, und bauten Hütten. Die aber aus der Stadt Häßle in Schweden stammten, besetzten Hasli im Weißland (Oberhasli) und wohnten daselbst unter Hasius dem dritten Hauptmann. Der Graf von Habsburg gab ihnen seine Erlaubniß dazu. Gott hatte ihnen das Land gegeben, daß sie drinnen seyn sollten; aus Schweden waren sie geboren, trugen Kleider aus grobem Zwilch, nährten sich von Milch, Käs' und Fleisch, und erzogen ihre Kinder damit.

Hirten wußten noch zwischen 1777—80 zu erzählen: wie in alten Jahrhunderten das Volk von Berg zu Berg, aus Thal in Thal, nach Frutigen, Obersibenthal, Sanen, Afflentsch und Jaun gezogen; jenseits Jaun wohnen andere Stämme. Die Berge waren aber vor den Thälern bewohnt.

509.

Die Ochsen auf dem Acker zu Melchtal.

Etterlin S. 25.

Es saß zu Sarnen einer von Landenberg, der war daselbst Vogt; der vernahm, daß ein Landmann im Melchtal einen hübschen Zug Ochsen hätte, da fuhr er zu, schickte einen Knecht und hieß ihm die Ochsen bringen; „Bauern sollten den Pflug ziehen, er wolle die Ochsen haben.“ Der Knecht that, was ihm befohlen war; nun hatte der arme fromme Landmann

einen

Thäler, mit großem Wehklagen aller Verwandten und Freunde; die Mütter führten ihre unmündigen Kinder. In drei Haufen zogen die Schweden, zusammen sechs Tausend Männer, groß wie die Riesen, mit Weib und Kindern, Hab' und Gut. Sie schwuren sich einander nie zu verlassen, und erwählten drei Hauptleute über sich durchs Loos, deren Namen waren Switer (Schweizer), Swey und Hasius. Zwölf Hundert Friesen schlossen sich ihnen an. Sie wurden reich an fahrendem Gut durch ihren sieghaften Arm. Als sie durch Franken zogen und über den Rhein nach Rom wollten, ward es Graf Peter von Franken kund, und andern; die machten sich auf, wollten ihren Zug wehren und ihnen die Straße verlegen. Die Feinde dachten, mit ihrem starken Heer das arme Volk leicht zu bezwingen, wie man Hunde und Wölfe jagt, und ihnen Gut und Waffen zu nehmen. Aber die Schweizer schlugen sich glücklich durch, machten große Beute und baten zu Gott um ein Land, wie das Land ihrer Altvordern, wo sie möchten ihr Vieh weiden in Frieden; da führte sie Gott in die eine Gegend, die hieß das Brochenburg. Da wuchs gut Fleisch und auch Milch, und viel schönes Korn, daselbst saßen sie nieder und bauten Schwytz, genannt nach Schwyzer ihrem ersten Hauptmann. Das Volk mehrte sich, in dem Thal war nicht Raum genug, sie hatten manchen schweren Tag, eh ihnen das Land Nutzen gab; den Wald ausrotten war ihr Geigenbogen. Ein Theil der Menge zog ins Land an den schwarzen Berg, der

bat Gott, daß er ihre Ehre beschirmen und beschützen möge. Und Gott der Herr verließ sie in ihren Nöthen nicht; denn da sie am größten waren, kam der Mann eben bei Zeit aus dem Walde; und wäre er nicht gekommen, so hätte die Frau des Herrn Willen thun müssen. Da der Mann gekommen war, und seine Frau traurig stehen sah, fragte er, was ihr wäre, warum sie ihn nicht fröhlich empfänge? Ach lieber Mann — sagte sie — unser Herr ist da innen, und zwang mich, ihm ein Bad zu richten; und wollte gehabt haben, daß ich zu ihm säße, seinen Muthwillen mit mir zu verbringen, das hab' ich nicht wollen thun. Der Mann sprach: ist dem also, so schweig still, und sey Gott gelobt, daß du deine Ehre behalten hast; ich will ihm schon das Bad gesegnen, daß ers keiner mehr thut. Und ging hin zum Herrn, der noch im Bad saß, und der Frauen wartete, und schlug ihn mit der Axt zu Tode. Das alles wollte Gott.

511.

Der Bund in Rütli.

Etterlin S. 26. 27. 28.

Einer von Schwitz, genannt Stöffacher, saß zu Steinen, dießhalb der Burg, der hatte gar ein hübsches Haus erbaut. Da ritt auf eine Zeit Grißler, Vogt zu des Reichs Handen in Uri und Schwitz, vorüber, rief dem Stöffacher und fragte: weß die schöne Herberg wäre? Sprach der Mann: „euer Gnaden

einen Sohn; als der Knecht die Joche der Ochsen aufbinden wollte, schlug der Sohn mit dem Garb (Stecken) dem Knecht den Finger entzwei. Der gehub sich übel, lief heim und klagte. Der gute arme Knab versah sich wohl: wo er nicht wiche, daß er darum leiden müßte, floh und entrann. Der Herr ward zornig und schickte noch mehr Leute aus, da war der Junge entronnen; da fingen sie den alten Vater, dem ließ der Herr die Augen ausstechen, und nahm ihm, was er hatte.

510.

Der Landvogt im Bad.

Etterlin S. 25. 26.

Zu den Zeiten war auch ein Biedermann auf Allzellen im Wald gesessen, der hatte eine schöne Frau, die gefiel dem Landvogt, und hätte sie gern zu seinem Willen gehabt. Weil er aber sah, daß das wider den Willen der Frau war, und sie ihn bat, abzustehen, und sie unbekümmert zu lassen, denn sie wolle fromm bleiben: da dachte er die Frau zu zwingen. Eines Tages ritt er zu der Frauen Haus; da war der Mann ungefähr zu Holz gefahren; da zwang er die Frau, daß sie ihm ein Bad machen mußte, das that sie unwillig. Da das Bad gemacht war, saß der Herr hinein, und wollte, daß die Frau sich zu ihm ins Bad setzte; das war die gute Frau nicht Willens, und verzog die Sache so lange sie mochte,

Zeit wohnte, ließ er einen Stecken unter der Linde, da jedermann vorbei gehen mußte, richten, legte einen Hut drauf, und hatte einen Knecht zur Wacht dabei sitzen. Darauf gebot er durch öffentlichen Ausruf: wer der wäre, der da vorüber ginge, sollte sich dem Hut neigen, als ob der Herr selber zugegen sey; und übersähe es einer und thäte es nicht, den wollte er mit schweren Bußen strafen. Nun war ein frommer Mann im Lande, hieß Wilhelm Tell, der ging vor dem Hut über und neigte ihm kein Mal: da verklagte ihn der Knecht, der des Hutes wartete bei dem Landvogt. Der Landvogt ließ den Tell vor sich bringen und fragte: warum er dem Stecken und Hut nicht neige, als doch geboten sey? Wilhelm Tell antwortete: lieber Herr, es ist von ungefähr beschehen; dachte nicht, daß es euer Gnad so hoch achten und fassen würde; wär ich witzig, so hieß ich anders dann der Tell. Nun war der Tell gar ein guter Schütz, wie man sonst keinen im Lande fand, hatte auch hübsche Kinder, die ihm lieb waren. Da sandte der Landvogt, ließ die Kinder holen, und als sie gekommen waren, fragte er Tellen, welches Kind ihm das allerliebste wäre? Sie sind mir alle gleich lieb. Da sprach der Herr: Wilhelm, du bist ein guter Schütz, und find't man nicht deins gleichen; das wirst du mir jetzt bewähren; denn du sollst deiner Kinder einem den Apfel vom Haupte schießen. Thust du das, so will ich dich für einen guten Schützen achten. Der gute Tell erschrak, fleht um Gnade, und daß man ihm

und mein Lehen“ wagte aus Furcht nicht zu sprechen, le ist mein. Grißler schwieg still, und zog heim. Nun war der Stöffacher ein kluger, verständiger Mann, hatte auch eine fromme, weise Frau; der setzte sich die Sache zu Herzen und dachte, der Vogt nähme ihm noch Leib und Gut. Die Frau aber, als sie ihn bekümmert sah, fragte ihn aus; er sagte ihr alles. Da sagte sie: deß wird noch Rath, geh und klag es deinen vertrauten Freunden. So geschah es bald, daß drei Männer zusammen kamen, einer von Uri, der von Schwitz und der Unterwaldner, dem man den Vater geblendet hatte. Diese drei schwuren heimlich den ersten Eid, des ewigen Bundes Anfang, daß sie wollten Recht mehren, Unrecht niederdrücken, und Böses strafen; darum gab ihnen Gott Glück. Wann sie aber ihre heimliche Anschläge thun wollten, fuhren sie an den Mittenstein, an ein Ende, heißt im Bettlin, da tageten sie zusammen im Rütli.

512.

Wilhelm Tell.

Zuerst bei Peter Etterlin von Lucern, Basel 1764. S. 28 — 31. Stumpf und andere. Spiel vom Tell und altes Volkslied.

Es fügte sich, daß des Kaisers Landvogt, genannt der Grißler, *) gen Uri fuhr; als er da eine

*) Sonst Geßler. Spiel und Lied nennen ihn gar nicht mit Namen.

ein grauſamer ſtarker Wind an, daß das Schiff ſchwankte, und ſie elend zu verderben meinten; denn keiner wußte mehr dem Fahrzeug vor den Wellen zu ſteuern. Indem ſprach einer der Knechte zum Landvogt „Herr, hießet ihr den Tell aufbinden, der iſt ein ſtarker, mächtiger Mann, und verſteht ſich wohl auf das Wetter; ſo möchten wir wohl aus der Noth entrinnen“ Sprach der Herr, und rief dem Tell: willt du uns helfen und dein Beſtes thun, daß wir von hinnen kommen? ſo will ich dich heißen aufbinden. Da ſprach der Tell: Ja gnädiger Herr, ich wills gerne thun, und getraue mirs. Da ward Tell aufgebunden, und ſtand an dem Steuer und fuhr redlich dahin; doch ſo lugte er allenthalben auf ſeinen Vortheil und auf ſeine Armbruſt, die nah bei ihm am Boden lag. Da er nun kam gegen einer großen Platte — die man ſeither ſtets genannt hat „des Tellen Platte“ und noch heut bei Tag alſo nennet — däucht es ihm Zeit zu ſeyn, daß er entrinnen konnte; rief allen munter zu, feſt anzuziehen, bis ſie auf die Platte kämen, denn wann ſie davor kämen, hätten ſie das Böſeſte überwunden. Alſo zogen ſie der Platte nah, da ſchwang er mit Gewalt, als er dann ein mächtig ſtark Mann war, den Nachen, griff ſeine Armbruſt, und that einen Sprung auf die Platte, ſtieß das Schiff von ihm, und ließ es ſchweben und ſchwanken auf dem See. Lief durch Schwitz ſchattenhalb, (im dunkeln Gebirg) bis daß er kam gen Küßnach in die hohle Gaſſen; da war er vor dem Herrn hingekommen,

ches erließe, denn es wäre unnatürlich; was er
n sonst hieße, wolle er gern thun. Der Vogt aber
wang ihn mit seinen Knechten, und legte dem Kinde
en Apfel selbst aufs Haupt. Nun sah Tell, daß er
cht ausweichen konnte, nahm den Pfeil, und steckte
n hinten in seinen Göller, den andern Pfeil nahm
r in die Hand, spannte die Armbrust, und bat Gott,
aß er sein Kind behüten wolle; zielte und schoß
lücklich ohne Schaden den Apfel von des Kindes
aupt. Da sprach der Herr, das wäre ein Meister-
huß; aber eins wirst du mir sagen: was bedeutet,
aß du den ersten Pfeil hinten ins Göller stießest?
ell sprach: das ist so Schützen Gewohnheit. Der
andvogt ließ aber nicht ab, und wollte es eigentlich
ören; zuletzt sagte Tell, der sich fürchtete, wenn er
ie Wahrheit offenbarte, wenn er ihm das Leben
icherte, wolle ers sagen. Als das der Landvogt ge-
han, sprach Tell: nun wohl! sintemal ihr mich des
ebens gesichert habt, will ich das Wahre sagen. Und
ing an und sagte: ich hab es darum gethan, hätte
ch des Apfels gefehlt, und mein Kindlein geschossen,
o wollte ich euer mit dem andern Pfeil nicht gefehlt
aben. Da das der Landvogt vernahm, sprach er:
ein Leben ist dir zwar zugesagt; aber an ein Ende
will ich dich legen, da dich Sonne und Mond nim-
er bescheinen; ließ ihn fangen und binden, und in
enselben Nachen legen, auf dem er wieder nach
chwiz schiffen wollte. Wie sie nun auf dem See
ahren, und kamen bis gen Axen hinaus, stieß sie

ein grauſamer ſtarker Wind an, daß das Schiff ſchwankte, und ſie elend zu verderben meinten; denn keiner wußte mehr dem Fahrzeug vor den Wellen zu ſteuern. Indem ſprach einer der Knechte zum Landvogt „Herr, hießet ihr den Tell aufbinden, der iſt ein ſtarker, mächtiger Mann, und verſteht ſich wohl auf das Wetter; ſo möchten wir wohl aus der Noth entrinnen“ Sprach der Herr, und rief dem Tell: willt du uns helfen und dein Beſtes thun, daß wir von hinnen kommen? ſo will ich dich heißen aufbinden. Da ſprach der Tell: ja gnädiger Herr, ich wills gerne thun, und getraue mirs. Da ward Tell aufgebunden, und ſtand an dem Steuer und fuhr redlich dahin; doch ſo lugte er allenthalben auf ſeinen Vortheil und auf ſeine Armbruſt, die nah bei ihm am Boden lag. Da er nun kam gegen einer großen Platte — die man ſeither ſtets genannt hat „des Tellen Platte“ und noch heut bei Tag alſo nennet — däucht es ihm Zeit zu ſeyn, daß er entrinnen konnte; rief allen munter zu, feſt anzuziehen, bis ſie auf die Platte kämen, denn wann ſie davor kämen, hätten ſie das Böſeſte überwunden. Alſo zogen ſie der Platte nah, da ſchwang er mit Gewalt, als er dann ein mächtig ſtark Mann war, den Nachen, griff ſeine Armbruſt, und that einen Sprung auf die Platte, ſtieß das Schiff von ihm, und ließ es ſchweben und ſchwanken auf dem See. Lief durch Schwitz ſchattenhalb, (im dunkeln Gebirg) bis daß er kam gen Küßnach in die hohle Gaſſen; da war er vor dem Herrn hingekommen,

und wartete sein daselbst. Und als der Landvogt mit seinen Dienern geritten kam, stand Tell hinter einem Staudenbusch, und hörte allerlei Anschläge, die über ihn gingen, spannte die Armbrust auf, und schoß einen Pfeil in den Herrn, daß er todt umfiel. Da lief Tell hinter sich über die Gebirge gen Uri, fand seine Gesellen, und sagte ihnen, wie es ergangen war.

513.

Der Knabe erzählts dem Ofen.

Etterlin, S. 42. 43.
J. Müller II. 92. Vergl. II. 215. von der Zürcher Mordnacht.

Als auch Lucern dem ewigen Bunde beigetreten war, da wohnten doch noch Östreichisch-gesinnte in der Stadt, die erkannten sich an den rothen Ärmeln, welche sie trugen. Diese Rothärmel versammelten sich einer Nacht unter dem Schwibbogen, Willens die Eidgenossen zu überfallen. Und wiewohl sonst niemand um so späte Zeit an den Ort zu gehen pflegte, geschah es damals durch Gottes Schickung: daß ein junger Knab unter dem Bogen gehen wollte, der hörte die Waffen klingen und den Lärm, erschrak und wollte fliehen. Sie aber holten ihn ein und drohten hart: wenn er einen Laut von sich gebe, müsse er sterben. Drauf nahmen sie ihm einen Eid ab, daß ers keinem Menschen sagen wolle; er aber hörte alle ihre Anschläge, und entlief ihnen unter dem Getümmel, ohne daß man sein achtete. Da schlich er und

lugte, wo er Licht sähe; und sah ein groß Licht auf der Metzgerstube, war froh, und legte sich dahinten auf den Ofen. Es waren noch Leute da, die tranken und spielten. Und der gute Knab fing laut zu reden an: o Ofen, Ofen! und redete nichts weiter. Die andern hatten aber kein Acht drauf. Nach einer Weile fing er wieder an: „o Ofen, Ofen, dürft ich reden.“ Das hörten die Gesellen, schnarzten ihn an: was Gefährts treibst du hinterm Ofen? hat er dir ein Leid gethan, bist du ein Narr, oder was sonst, daß du mit ihm schwatzest? Da sprach der Knab: nichts, nichts, ich sage nichts, aber eine Weile drauf hub er an zum dritten Mal, und sagte laut:

o Ofen Ofen, ich muß dir klagen,
ich darf es keinem Menschen sagen;

setzte hinzu „daß Leute unterm Schwibbogen stünden, die wollten heunt einen großen Mord thun.“ Da die Gesellen das hörten, fragten sie nicht lange nach dem Knaben, liefen und thatens jedermann kund, daß bald die ganze Stadt gewarnt wurde.

514.

Der Lucerner Harschhörner.

Etterlin S. 11.
Simler Eidgnossenschaft. Zürch 1645. 8. S. 340.

Die Schweizer brauchen Trompeten, Trummeln und Pfeiffen, doch ist ein großer Unterschied zwischen dem landsknechtischen und eidgnößischem Schlag; denn der ist etwas gemächer. Die von Uri haben einen

Mann dazu verordnet, den man den Stier von Uri nennt, der im Krieg ein Horn von einem wilden Urochſen bläſt, ſchön mit Silber beſchlagen. Die von Lucern brauchen aber ehrine Harſchhörner, die gab ihnen König Carl zu Ehren, als ſie tapfer ſtritten in der runciſaller Schlacht. Da gönnte er ihnen, daß ſie immerdar Hörner führen möchten und ſollten, wie ſie Roland ſein eigner Vetter auch geführt.

515.

Urſprung der Welfen.

Reiner Reinek von Steinheim brandenburger Chronica. Wittenberg 1580. 4. gleich Eingangs nach alten Chroniken.
Cruſius ann. suev. dod. I. p. 337. (nach Bruſch ex relatu senium.)
Bucelinus, monachus weingartensis in Germ. s. et prof. T. 2. p. 363.

Warin war ein Graf zu Altorf und Ravensburg in Schwaben, ſein Sohn hieß Iſenbart und Irmentrut deſſen Gemahlin. Es geſchah, daß ein armes Weib unweit Altorf drei Kindlein auf ein Mal zur Welt brachte; als das Irmentrut die Gräfin hörte, rief ſie aus: es iſt unmöglich, daß dies Weib drei Kinder von einem Mann haben könne, ohne Ehbruch. Dieſes redete ſie öffentlich vor Graf Iſenbart ihrem Herrn und allem Hofgeſinde „und dieſe Ehbrecherin verdiene nichts anders, als in einen Sack geſteckt und ertränkt zu werden.“

Das nächſte Jahr wurde die Gräfin ſelbſt ſchwanger, und gebar, als der Graf eben ausgezogen war, zwölf Kindlein, eitel Knaben. Zitternd und zagend,

daß man sie nun gewiß, ihren eigenen Reden nach, Ehbruchs zeihen würde, befahl sie der Kellnerin, die andern elfe (denn das zwölfte behielt sie) in den nächsten Bach zu tragen, und zu ersäufen. Indem nun die Alte diese elf unschuldigen Knäblein in ein großes Becken gefaßt, in den vorfließenden Bach, die Scherz genannt, trägen wollte: schickte es Gott, daß der Isenbart selber heim kam, und die Alte frug, was sie da trüge? Welche antwortete: es wären Welfe oder junge Hündlein. Laß schauen — sprach der Graf — ob mir einige zur Zucht gefallen, die ich zu meiner Nothdurft hernach gebrauchen will. Ei, ihr habt Hunde genug — sagte die Alte und weigerte sich — ihr möchtet ein Grauen nehmen, sähet ihr einen solchen Wust und Unlust von Hunden. Allein der Graf ließ nicht ab, und zwang sie hart, die Kinder zu blößen und zu zeigen. Da er nun die elf Kindlein erblickte, wiewohl klein, doch von adlicher, schöner Gestalt und Art, fragte er heftig und geschwind: weß die Kinder wären. Und als die alte Frau bekannte, und ihn des ganzen Handels verständigte „wie daß nämlich die Kindlein seinem Gemahl zustünden, auch aus was Ursach sie hätten umgebracht werden sollen" befahl der Graf diese Welfen einem reichen Müller der Gegend, welcher sie aufziehen sollte; und verbot der Alten ernstlich, daß sie wiederum zu ihrer Frau ohne Furcht und Scheu gehen, und nichts anders sagen sollte, als: ihr Befehl sey ausgerichtet und vollzogen worden.

Sechs Jahre hernach ließ der Graf die elf Kna-
n, adlich geputzt und geziert in sein Schloß, da itzo
s Kloster Weingarten stehet, bringen, lud seine
eundschaft zu Gast, und machte sich fröhlich. Wie
s Mahl schier vollendet war, hieß er aber die elf
nder, alle roth gekleidet, einführen; und alle wa-
n dem zwölften, den die Gräfin behalten hatte, an
rbe, Gliedern, Gestalt und Größe so gleich, daß
an eigentlich sehen konnte, wie sie von einem Vater
zeugt, und unter einer Mutter Herzen gelegen
ären.

Unterdessen stand der Graf auf, und frug feier-
h seine gesammte Freundschaft, was doch ein Weib,
e so herrlicher Knaben elfe umbringen wollen, für
nen Tod verschulde? Machtlos und ohnmächtig sank
e Gräfin bei diesen Worten hin; denn das Herz
gte ihr, daß ihr Fleisch und Blut zugegen waren;
s sie wieder zu sich gebracht worden, fiel sie dem
rafen mit Weinen zu Füßen, und flehte jämmerlich
n Gnade. Da nun alle Freunde Bitten für sie ein-
gten, so verzieh der Graf ihrer Einfalt und kindli-
en Unschuld, aus der sie das Verbrechen begangen
tte. Gottlob, daß die Kinder am Leben sind.

Zum ewigen Gedächtniß der wunderbaren Ge-
chichte, begehrte und verordnete in seiner Freunde
egenwart der Graf: daß seine Nachkommen sich für-
r nicht mehr Grafen zu Altorf, sondern Welfen,
nd sein Stamm der Welfen Stamm heißen
ollten. —

Andere berichten des Namens Entstehung auf folgende verschiedene Art:

Der Vorfahre dieses Geschlechtes habe sich an des Kaisers Hof aufgehalten, als er von seiner eines Sohns entbundenen Gemahlin zurück gerufen wurde. Der Kaiser sagte scherzweise: was eilst du um eines Welfen willen, der dir geboren ist? Der Ritter antwortete: weil nun der Kaiser dem Kind den Namen gegeben, solle das gelten; und bat ihn, es zur Taufe zu halten, welches geschah.

516.

Welfen und Giblinger.

Alte Zusätze zu Königshofen, ed. Schilter S. 424.
Vergl. Pfister schwäb. Gesch. II. S. 176.

Herzog Friedrich von Schwaben, Conrads Sohn, überwand die Baiern unter ihrem Herzog Heinrich, und dessen Bruder Welf in dem Rieß (Holz) bei Neresheim. Welf entfloh aus der Schlacht, wurde aber im nächsten Streit vor Winsperg erstochen. Und war die Krei (Schlachtgeschrei) des bairischen Heeres: hie Welf! Aber der Schwaben „hier Giblíng!“ und ward die Krei genommen von einem Wiser, darin die Säugamme Friedrichs war; und wollte damit bezeugen, daß er durch seine Stärke, die er durch die Bauernmilch empfangen hätte, die Welfen überwinden könne.

517.

Herzog Bundus, genannt der Wolf.

Lirer ſchwäb. Chronik. Cap. 17.

Herzog Balthaſar von Schwaben hatte Herzog Albans von München Tochter zur Ehe, die gebar ihm in vierzehn Jahren kein Kind. Da hatte der Herzog einen Jäger, dem er in allen Dingen traute; mit dem legte ers an, wenn des Jägers Frau ſchwanger würde, daß er es heimlich hielte, ſo ſollte ſein Gemahl thun, als ob ſie ſchwanger wäre. Wann dann ſein Weib geneſe, ſolle er das Kind bringen, und es die Herzogin für ihres ausgeben. Das geſchah. Da war große Freude, und nannten das Kind Bundus. Nun hatten des Jägers Nachbarn zu derſelben Nacht etwas ungeheures gehört, die fragten: was es geweſen wäre? Er ſagte ihnen: ſeine Jagdhunde hätten gewelfet. Da der Knabe vierzehn Jahr alt war, da wollt er nun bei den Jägern ſeyn; und da er in dem zwei und zwanzigſten Jahr war, ſtarb der alte Herzog; da wollten ſie dem jungen eine Frau geben, die Herzogin von Geldern. Indem ſchlug der Jäger einen am Hof, und wurde in den Thurn gelegt; da kam des Jägers Weib, begehrte heimlich mit dem Herrn zu reden. Das trieb ſie ſo ernſtlich, daß ſie der Herr ein hieß gehn, und jedermann hinaus. Da fiel ſie ihm um den Hals und ſprach: herzlieber Sohn! und ſagte ihm, daß der Jäger ſein Vater wäre, und wie es ein Geſtalt hätte

ganz überall. Da erschrak er von Herzen sehr, und besandte seinen Beichtvater; der wollte ihm nicht rathen ein Weib zu nehmen, er möge dann seine Seele verlieren. Da nahm er Hugo des Herrn vom Heiligenberg Sohn zu sich, und hieß ihm die Herzogin von Geldern geben, mit aller Landsherren Willen; und kam mit ihnen überein, daß dieser sein Lebtag das Herzogthum inhaben und beherrschen sollte. Herzog Bandus aber nahm viel Geld und einige liegende Güter, damit kam er ins Gotteshaus Altorf, diente Gott ernstlich neun und zwanzig Jahr. Und als er sterben wollte, besandte er Herzog Hugo und die mächtigsten Landesherren, und offenbarte ihnen, weß Sohn er wäre, und den ganzen Verlauf. Da ward er geheißen Herzog Wolf, (Welf) und also in die Gedächtniß und Jahrzahl geschrieben.

518.

Heinrich mit dem güldenen Wagen.

Annalista Saxo p. 660.
Ludewig reliq. T. 8. p. 150.
Bange thür. Chron. Bl. 30. 31.
Aventin bair. Chron. Bl. 304 und 363.

Zu Zeiten König Ludwigs von Frankreich lebte in Schwaben Eticho der Welf, ein reicher Herr, gesessen zu Ravenspurg und Altorf; seine Gemahlin hieß Judith, Königstochter aus Engelland, und ihr Sohn Heinrich. Eticho war so reich und stolz, daß er einen güldenen Wagen im

Schilde führte, und wollte sein Land weder von Kaiser noch König in Lehen nehmen lassen; verbot es auch Heinrich seinem Sohne. Dieser aber, dessen Schwester Kaiser Ludwig vermählt war, ließ sich ein Mal von derselben bereden: daß er dem Kaiser ein Land abforderte, und bat, ihm so viel zu verleihen, als er mit einem güldenen Wagen in einem Vormittag umfahren könnte in Baiern. Das geschah, Ludwig aber traute ihm nicht solchen Reichthum zu, daß er einen güldenen Wagen vermöchte. Da hatte Heinrich immer frische Pferde, und umfuhr ein groß Fleck Lands, und hatte einen güldenen Wagen im Schooß. Ward also des Kaisers Mann. Darum nahm sein Vater, im Zorn und aus Schaam, sein edles Geschlecht so erniedrigt zu sehen, zwölf Edelleute zu sich, ging in einen Berg und blieb darinnen, vermachte das Loch, daß ihn niemand finden konnte. Das geschah bei dem Scherenzer *) Walde, darin verhärmte er sich mit den zwölf Edelleuten.

519.

Heinrich mit dem goldenen Pfluge.

R. Reineccii expositiones geminae de Welforum prosapia. Frankof. 1581. fol. p. 22. 23. aus einer handschriftl. altdeutschen Chronik. Deßgl. auch in der deutschen Ausgabe des Reineck. Wittenb. 1580. 4.

Eticho der Welf liebte die Freiheit dergestalt, daß er Heinrich seinem Sohne heftig abrieth, er

*) Scorenzerewald ist die älteste und beste Les'art; andere haben Scherendewald.

möchte kein Land vom Kaiser zu Lehen tragen. Heinrich aber, durch Zuthun seiner Schwester Judith, die Ludwig dem Frommen die Hand gegeben hatte, that sich in des Kaisers Schutz und Dienst, und erwarb von ihm die Zusage: daß ihm so viel Landes geschenkt seyn solle, als er mit seinem Pfluge zur Mittagszeit umgehen könne. Heinrich ließ darauf einen goldenen Pflug schmieden, den er unter seinem Kleide barg; und zur Mittagszeit, da der Kaiser Schlaf hielt, fing er an, das Land zu umziehen. Er hatte auch an verschiedenen Orten Pferde bereit stehen, wenn sie ermüdeten, gleich umzuwechseln. Endlich, wie er eben einen Berg überreiten wollte, kam er an ein böses Mutterpferd, die gar nicht zu bezwingen war, so daß er sie nicht besteigen konnte. Daher der Berg davon Mährenberg heißt, bis auf den heutigen Tag; und die varensburger Herren das Recht behaupten, daß sie nicht genöthiget werden können, Stuten zu besteigen. Mittlerweile war der Kaiser aufgewacht, und Heinrich mußte einhalten. Er ging mit seinem Pfluge am Hof, und erinnerte Ludwig an das gegebene Wort. Dieser hielt es auch; wiewohl es ihm leid that, daß er so beliſtet, und um ein großes Land gebracht worden. Seitdem führte Heinrich den Namen eines Herrn von Ravensburg; denn Ravensburg lag mit im umpflügten Gebiet: da seine Vorfahren blos Herren von Altorf geheißen hatten.

Als aber Eticho hörte, daß sich sein Sohn hatte belehnen lassen, machte er sich traurig auf aus Baiern,

Schilde führte, und wollte sein Land weder von Kaiser noch König in Lehen nehmen lassen; verbot es auch Heinrich seinem Sohne. Dieser aber, dessen Schwester Kaiser Ludwig vermählt war, ließ sich ein Mal von derselben bereden: daß er dem Kaiser ein Land abforderte, und bat, ihm so viel zu verleihen, als er mit einem güldenen Wagen in einem Vormittag umfahren könnte in Baiern. Das geschah, Ludwig aber traute ihm nicht solchen Reichthum zu, daß er einen güldenen Wagen vermöchte. Da hatte Heinrich immer frische Pferde, und umfuhr ein groß Fleck Lands, und hatte einen güldenen Wagen im Schooß. Ward also des Kaisers Mann. Darum nahm sein Vater, im Zorn und aus Schaam, sein edles Geschlecht so erniedrigt zu sehen, zwölf Edelleute zu sich, ging in einen Berg und blieb darinnen, vermachte das Loch, daß ihn niemand finden konnte. Das geschah bei dem Scherenzer *) Walde, darin verhärmte er sich mit den zwölf Edelleuten.

519.

Heinrich mit dem goldenen Pfluge.

R: Reineccii expositiones geminae de Welforum prosapia. Frankof. 1581. fol. p. 22. 23. aus einer handschriftl. altdeutschen Chronik. Deßgl. auch in der deutschen Ausgabe des Reinek. Wittenb. 1580. 4.

Eticho der Welf liebte die Freiheit dergestalt, daß er Heinrich seinem Sohne heftig abrieth, er

*) Scorenzerewald ist die älteste und beste Les'art; andere haben Echerendewald.

den die Uebrigen eine Zeit lang gefriſtet; doch ſchickte es die Vorſehung, daß niemals des Herzogen Loos herauskam. Aber das Elend wollte kein Ende nehmen; zuletzt war blos der Herzog mit einem einzigen Knecht noch auf dem ganzen Schiffe lebendig, und der ſchreckliche Hunger hielt nicht ſtille. Da ſprach der Fürſt: laß uns beide looſen, und auf wen es fällt, von dem ſpeiſe ſich der andere. Ueber dieſe Zumuthung erſchrak der treue Knecht, doch ſo dachte er, es würde ihn ſelbſt betreffen und ließ es zu; ſiehe, da fiel das Loos auf ſeinen edlen, liebwerthen Herrn, den jetzt der Diener tödten ſollte. Da ſprach der Knecht: das thu ich nimmer mehr, und wenn alles verloren iſt, ſo hab ich noch ein andres ausgeſonnen; ich will euch in einen ledernen Sack einnähen, wartet dann, was geſchehen wird. Der Herzog gab ſeinen Willen dazu; der Knecht nahm die Haut eines Ochſen, den ſie vordem auf dem Schiffe geſpeiſt hatten, wickelte den Herzogen darein und nähte ſie zuſammen; doch hatte er ſein Schwert neben ihn mit hinein geſteckt. Nicht lange, ſo kam der Vogel Greif geflogen, faßte den ledernen Sack in die Klauen, und trug ihn durch die Lüfte über das weite Meer bis in ſein Neſt. Als der Vogel dieſes bewerkſtelligt hatte, ſann er auf einen neuen Fang, ließ die Haut liegen und flog wieder aus. Mittlerweile faßte Herzog Heinrich das Schwert und zerſchnitt die Nähte des Sackes; als die jungen Greifen den lebendigen Menſchen erblickten, fielen ſie gierig und mit Geſchrei über ihn her. Der

mit zwölfen seiner treusten Diener auf das Ge-
g, ließ alle Zugänge sperren, und blieb da bis in
n Lebensende. Späterhin hieß einer seiner Nach-
ren, um Gewißheit dieser Sage zu erlangen, die
äber auf dem Gebirg suchen und die Todtenbeine
sgraben. Da er nun die Wahrheit völlig daran
unnt hatte, ließ er an dem Ort eine Capelle bauen,
d sie da zusammen bestatten.

520.

Heinrich der Löwe.

Nach dem Volkslied.

Zu Braunschweig stehet aus Erz gegossen das
nkmal eines Helden, zu dessen Füßen ein Löwe
zt; auch hängt im Dom daselbst eines Greifen
aue. Davon lautet folgende Sage: vor Zeiten zog
rzog Heinrich, der edle Welf, nach Abenteuern aus.
s er in einem Schiff das wilde Meer befuhr, er-
b sich ein heftiger Sturm und verschlug den Herzo-
n; lange Tage und Nächte irrte er, ohne Land zu
den. Bald fing den Reisenden die Speise an aus-
zehen, und der Hunger quälte sie schrecklich. In
ser Noth wurde beschlossen, Loose in einen Hut zu
rfen; und wessen Loos gezogen ward, der verlor
s Leben und mußte der andern Mannschaft mit sei-
m Fleische zur Nahrung dienen; willig unterwarfen
) diese Unglücklichen, und ließen sich für den gelieb-
n Herrn und ihre Gefährten schlachten. So wur-

aus weiter Ferne; alsobald sprang er in die Wogen, und schwamm so lange, bis er auf dem Floß bei dem Herzogen war, zu dessen Füßen er sich ruhig niederlegte. Hierauf fuhren sie eine Zeit lang auf den Meereswellen, bald überkam sie Hunger und Elend. Der Held betete und wachte, hatte Tag und Nacht keine Ruh; da erschien ihm der böse Teufel und sprach: Herzog, ich bringe dir Botschaft; du schwebst hier in Pein und Noth auf dem offenen Meere, und daheim zu Braunschweig ist lauter Freude und Hochzeit; heute an diesem Abend hält ein Fürst aus fremden Landen Beilager mit deinem Weibe; denn die gesetzten sieben Jahre seit deiner Ausfahrt sind verstrichen. Traurig versetzte Heinrich: das möge wahr seyn, doch wolle er sich zu Gott lenken, der alles wohl mache. „Du redest noch viel von Gott — sprach der Versucher — der hilft dir nicht aus diesen Wasserwogen; ich aber will dich noch heute zu deiner Gemahlin führen, wofern du mein seyn willst.“ Sie hatten ein lang Gespräche, der Herr wollte sein Gelübde gegen Gott, dem ewigen Licht, nicht brechen; da schlug ihm der Teufel vor: er wolle ihn ohne Schaden sammt dem Löwen noch heut Abend auf den Giersberg vor Braunschweig tragen und hinlegen, da solle er seiner warten; finde er ihn nach der Zurückkunft schlafend, so sey er ihm und seinem Reiche verfallen. Der Herzog, welcher von heißer Sehnsucht nach seiner geliebten Gemahlin gequält wurde, ging dieses ein, und hoffte auf des Himmels Beistand wider alle Künste

ire Held wehrte sich tapfer und schlug sie sämmt
zu Tode. Als er sich aus dieser Noth befreit sah,
itt er eine Greifenklaue ab, die er zum Andenken
sich nahm, stieg aus dem Neste den hohen Baum
nieder, und befand sich in einem weiten wilden
ld. In diesem Walde ging der Herzog eine gute
ile fort; da sah er einen fürchterlichen Lindwurm
er einen Löwen streiten, und der Löwe schwebte in
ßer Noth zu unterliegen. Weil aber der Löwe
gemein für ein edles und treues Thier gehalten
d, und der Wurm für ein böses, giftiges: säumte
zog Heinrich nicht, sondern sprang dem Löwen mit
er Hülfe bei. Der Lindwurm schrie, daß es durch
Wald erscholl, und wehrte sich lange Zeit; endlich
ng es dem Helden, ihn mit seinem guten Schwerte
tödten. Hierauf nahte sich der Löwe, legte sich zu
Herzogs Füßen neben den Schild auf den Boden,
verließ ihn nimmer mehr von dieser Stunde an.
nn als der Herzog nach Verlauf einiger Zeit, wäh-
d welcher das treue Thier ihn mit gefangenem
sch und Wild ernähret hatte, überlegte, wie er
dieser Einöde und der Gesellschaft des Löwen wie-
unter die Menschen gelangen könnte, baute er sich
Horde aus zusammen gelegtem Holz mit Reiß
chflochten, und setzte sie aufs Meer. Als nun ein
l der Löwe in den Wald zu jagen gegangen war,
ieg Heinrich sein Fahrzeug und stieß vom Ufer ab.
Löwe aber, welcher zurück kehrte und seinen Herrn
t mehr fand, kam zum Gestade und erblickte ihn

„So bitte ich — ſagte der Herzog — die Braut um einen Trunk Weins, mein Herz iſt mir ganz matt.“ Da lief einer von den Leuten hinauf zu der Fürſtin und hinterbrachte, daß ein fremder Gaſt, dem ein Löwe mit folge, um einen Trunk Wein bitten laſſe. Die Herzogin verwunderte ſich, füllte ihm ein Geſchirr mit Wein und ſandte es dem Pilgrim. „Wer magſt du wohl ſeyn — ſprach der Diener — daß du von dieſem edlen Wein zu trinken begehrſt, den man allein der Herzogin einſchenkt?“ Der Pilgrim trank, nahm ſeinen goldnen Ring, und warf ihn in den Becher, und hieß dieſen der Braut zurück tragen. Als ſie den Ring erblickte, worauf des Herzogs Schild und Name geſchnitten war, erbleichte ſie, ſtund eilends auf und trat an die Zinne, um nach dem Fremdling zu ſchauen. Sie ward den Herrn inne, der da mit dem Löwen ſaß; darauf ließ ſie ihn in den Saal entbieten und fragen: wie er zu dem Ringe gekommen wäre, und darum er ihn in den Becher gelegt hätte? „Von keinem hab' ich ihn bekommen, ſondern ihn ſelbſt genommen, es ſind nun länger als ſieben Jahre; und den Ring hab' ich hingeleget, wo er billig hin gehört.“ Als man der Herzogin dieſe Antwort hinterbrachte, ſchaute ſie den Fremden an, und fiel vor Freuden zur Erden, weil ſie ihren geliebten Gemahl erkannte; ſie bot ihm ihre weiße Hand und hieß ihn willkommen. Da entſtand große Freude im ganzen Saal, Herzog Heinrich ſetzte ſich zu ſeiner Gemahlin an den Tiſch; dem jungen Bräutigam aber wurde ein

schönes Fräulein aus Franken angetraut. Hierauf regierte Herzog Heinrich lange und glücklich in seinem Reich; als er in hohem Alter verstarb, legte sich der Löwe auf des Herrn Grab, und wich nicht davon, bis er auch verschied. Das Thier liegt auf der Burg begraben, und seiner Treue zu Ehren wurde ihm eine Säule errichtet.

521.

Ursprung der Zähringer.

Chronik von Freyburg, hinter Schilters Königshofen. S. 44. 45.

Die Sage ist, daß die Herzoge von Zähringen vor Zeiten Köhler sind gewesen, und haben ihre Wohnung gehabt in dem Gebirg und den Wäldern hinter Zähring dem Schloß, da es dann jetzund stehet, und haben allda Kohlen gebrennt. Nun hat es sich begeben, daß der Köhler an einem Ort im Gebirg Kohlen brannte, Grund und Erde nahm, und damit den Kohlhaufen, um ihn auszubrennen, bedeckte. Als er nun die Kohlen hinweg that, fand er am Boden eine schwere, geschmelzte Materie; und da er sie besichtigte, da ist es gut Silber gewesen. Also brennte er fürder immerdar an dem Ort seine Kohlen, deckte sie mit demselben Grund und Erdboden, und fand aber Silber, wie zuvor. Dabei konnte er merken, daß es des Berges Schuld wäre, behielt es geheim, brannte von Tag zu Tag Kohlen da, und brachte großen Schatz Silbers zusammen.

Nun hat es ſich damals ereignet, daß ein König vertrieben ward vom Reich, und floh auf den Berg im Breisgau, genannt der Kaiſerſtuhl, mit Weib und Kindern und allem Geſinde, litt da viel Armuth mit den Seinen. Ließ darauf ausrufen, wer da wäre, der ihm wollte Hülfe thun, ſein Reich wieder zu erlangen, der ſollte zum Herzoge gemacht, und eine Tochter des Kaiſers ihm gegeben werden. Da der Köhler das vernahm, fügte ſich's, daß er mit einer Bürde Silbers vor den König trat und begehrte: er wolle ſein Sohn werden und des Königs Tochter ehelichen, auch dazu Land und Gegend — wo jetzt Zähringen, das Schloß, und die Stadt Freiburg ſtehet — zu eigen haben; alsdann wolle er ihm einen ſolchen Schatz von Silber geben und überliefern, damit er ſein ganzes Reich wieder gewinnen könne. Als der König ſolches vernahm, willigte er ein, empfing die Laſt Silbers, und gab dem Köhler, den er zum Sohn annahm, die Tochter zur Ehe, und die Gegend des Landes darzu, wie er begehret hatte. Da hub der Sohn an und ließ ſein Erz ſchmelzen, überkam groß Gut damit und baute Zähringen ſammt dem Schloß; da macht ihn der römiſche König, ſein Schwäher, zu einem Herzogen von Zähringen. Der Herzog baute Freiburg und andre umliegende Städte und Schlöſſer mehr; und wie er nun mächtig ward, zunahm an Gut, Gewalt und Ehre, hub er an und ward ſtolz und frevelhaft. Eines Tages, ſo rief er ſeinen eignen Koch und gebot, daß er ihm einen jungen Knaben

briete und zurichtete; denn ihn gelüste zu schmecken, wie gut Menschenfleisch wäre. Der Koch vollbrachte alles nach des Herrn Befehl und Willen, und da der Knab gebraten war, und man ihn zu Tische trug dem Herrn, und er ihn sah vor sich stehen, da fiel Schrekken und Furcht in ihn, und empfand Reu und Leid um diese Sünde. Da ließ er zur Sühne zwei Klöster bauen, mit Namen das eine zu St. Ruprecht, und das andere zu St. Peter im Schwarzwald, damit ihm Gott der Herr barmherzig verzeihen möge und vergeben.

522.

Herr Peter Dimringer von Staufenberg.

Nach dem altdeutschen Gedicht Erkenbolds aus dem 14. Jahrh.

In der Ortenau unweit Offenburg liegt Staufenberg, das Stammschloß Ritter Peters Dimringer, von dem die Sage lautet: er hieß einen Pfingsttag früh den Knecht das Pferd satteln, und wollte von seiner Veste gen Rußbach reiten, daselbst Metten zu hören. Der Knappe ritt voran, unterweges am Eingang des Waldes sah er auf einem Stein eine wunderschöne, reichgeschmückte Jungfrau mutterallein sitzen; sie grüßte ihn, der Knecht ritt vorüber. Bald darauf kam Herr Peter selbst daher, sah sie mit Freuden, grüßte und sprach die Jungfrau freundlich an. Sie neigte ihm und sagte: Gott danke dir deines Grußes. Da stund Peter vom Pferde, sie bot ihm ihre Hände und er hob sie vom Steine auf, mit Armen umfing er sie; sie setz-

ten sich beide ins Gras und redeten, was ihr Wille war. „Gnade, schöne Frane, darf ich fragen was mir zu Herzen liegt, so sagt mir: warum ihr hier so einsam sitzet und niemand bei euch ist?“ — Das sag ich dir Freund auf meine Treue: „weil ich hier dein warten wollte; ich liebe dich, seit du je Pferd überschrittest; und überall in Kampf und in Streit, in Weg und auf Straßen hab ich dich heimlich gepfleget, und gehütet mit meiner freien Hand, daß dir nie kein Leid geschah.“ Da antwortete der Ritter tugendlich: daß ich euch erblickt habe, nichts Liebers konnte mir geschehen, und mein Wille wäre, bei euch zu seyn bis an den Tod. „Dies mag wohl geschehen — sprach die Jungfrau — wenn du meiner Lehre folgest: willst du mich lieb haben, darfst du fürder kein ehelich Weib nehmen, und thätest du's doch, würde dein Leib den dritten Tag sterben. Wo du aber allein bist und mein begehrest, da hast du mich gleich bei dir, und lebest glücklich und in Wonne.“ Herr Peter sagte: „Frau, ist das alles wahr?“ Und sie gab ihm Gott zum Bürgen der Wahrheit und Treue. Darauf versprach er sich ihr zu eigen, und beide verpflichteten sich zu einander. Die Hochzeit sollte auf der Frauen Bitte zu Staufenberg gehalten werden; sie gab ihm einen schönen Ring, und nachdem sie sich tugendlich angelacht und einander umfangen hatten, ritt Herr Peter weiter fort seine Straße. In dem Dorfe hörte er Messe lesen, und that sein Gebät, kehrte alsdann heim auf seine Feste, und sobald er

allein in der Kemenate war, dachte er bei ſich im Herzen: wenn ich doch nun meine liebe Braut hier bei mir hätte, die ich draußen auf dem Stein fand! Und wie er das Wort ausgeſprochen hatte, ſtand ſie ſchon vor ſeinen Augen, ſie küßten ſich und waren in Freuden beiſammen.

Alſo lebten ſie eine Weile, ſie gab ihm auch Geld und Gut, daß er fröhlich auf der Welt leben konnte. Nachher fuhr er aus in die Lande, und wohin er kam, war ſeine Frau bei ihm, ſo oft er ſie wünſchte.

Endlich kehrte er wieder heim in ſeine Heimath. Da lagen ihm ſeine Brüder und Freunde an, daß er ein ehelich Weib nehmen ſollte; er erſchrak und ſuchte es auszureden. Sie ließen ihm aber härter zuſetzen durch einen weiſen Mann, auch aus ſeiner Sippe, Herr Peter antwortete: eh will ich meinen Leib in Riemen ſchneiden laſſen, als ich mich verehelichte. Abends nun, wie er allein war, wußte es ſeine Frau ſchon, was ſie mit ihm vor hatten, und er ſagte ihr von neuem ſein Wort zu. Es ſollte aber zu damal der deutſche König in Frankfurt gewählt werden; dahin zog auch der Staufenberger unter viel andern Dienſtmännern und Edelleuten. Da that er ſich ſo heraus im Ritterſpiel, daß er die Augen des Königs auf ſich zog, und der König ihm endlich ſeine Muhme aus Kärnthen zur Ehe antrug. Herr Peter gerieth in heftigen Kummer und ſchlug das Erbieten aus; und weil alle Fürſten darein redeten, und die Urſache wiſſen wollten, ſprach er zuletzt: daß er ſchon eine

ſchöne Frau und von ihr alles Gute hätte; aber um ihrentwillen keine andere nehmen dürfte, ſonſt müßte er todt liegen innerhalb drei Tagen. Da ſagte der Biſchof: Herr, laßt mich die Frau ſehen. Da ſprach er: ſie läßt ſich vor niemand, denn vor mir ſehen. So iſt ſie kein rechtes Weib — redeten ſie alle — ſondern vom Teufel; und daß ihr die Teufelin minnet mehr denn reine Frauen, das verdirbt euren Namen und eure Ehre vor aller Welt.“ Verwirrt durch dieſe Reden ſagte der Staufenberger „er wollte alles thun, was dem König gefalle;“ und alſobald ward ihm die Jungfrau verlobet unter koſtbaren königlichen Geſchenken. Die Hochzeit ſollte nach Peters Willen in der Ortenau gehalten werden. Als er ſeine Frau wieder das erſte Mal bei ſich hatte, that ſie ihm klägliche Vorwürfe, daß er ihr Verbot und ſeine Zuſage dennoch übertreten hätte, ſo ſey nun ſein junges Leben verloren „und zum Zeichen will ich dir Folgendes geben; wenn du meinen Fuß erblicken wirſt und ihn alle andere ſehen, Frauen und Männer, auf deiner Hochzeit, dann ſollſt du nicht ſäumen, ſondern beichten und dich zum Tod bereiten.“ Da dachte aber Peter an der Pfaffen Worte, daß ſie ihn vielleicht nur mit ſolchen Drohungen berücken wolle, und es eitel Lüge wäre. Als nun bald die junge Braut nach Staufenburg gebracht wurde, ein großes Feſt gehalten wurde, und der Ritter ihr über Tafel gegen über ſaß, da ſah man plötzlich etwas durch die Bühne ſtoßen, einen wunderſchönen Menſchenfuß bis an die Knie, weiß

wie Elfenbein. Der Ritter erblaßte und rief: weh meine Freunde, ihr habt mich verderbet, und in drei Tagen bin ich des Todes. Der Fuß war wieder verschwunden, ohne ein Loch in der Bühne zurück zu lassen. Pfeiffen, Tanzen und Singen lagen danieder, ein Pfaff wurde gerufen, und nachdem er von seiner Braut Abschied genommen und seine Sünden gebeichtet hatte, brach sein Herz. Seine junge Ehefrau begab sich ins Kloster, und betete zu Gott für seine Seele, und in allen deutschen Landen wurde der mannhafte Ritter beklaget.

Im 16. Jahrh. nach Fischarts Zeugniß, wußte das Volk der ganzen Gegend noch die Geschichte von Peter dem Staufenberger und der schönen Meerfei, wie man sie damals nannte. Noch jetzt ist der Zwölfstein zwischen Staufenberg, Nußbach und Weilersbofen zu sehen, wo sie ihm das erste Mal erschienen war; und auf dem Schlosse wird die Stube gezeigt, da sich die Meerfei soll unterweilen aufgehalten haben.

523.

Des edlen Möringers Wallfahrt.

Nach dem alten Lied.

Vergl. Schmid in Bragur III. 402.
Gräters Odina S. 200 — 210.

Zu Mörungen an der Donau lebte vor Zeiten ein edler Ritter; der lag eines Nachts bei seiner Frau und bat sie um Urlaub, weil er weit hin ziehen wollte

in Sanct Thomas Land; befahl ihr Leute und Gut und sagte, daß sie sieben Jahre seiner harren möchte. Früh Morgens stand er auf, kleidete sich an und empfahl seinem Kämmerer, daß er sieben Jahre lang seiner Frauen pflege, bis zu seiner Wiederkehr. Der Kämmerer sprach: Frauen tragen lange Haar und kurzen Muth; fürwahr nicht länger denn sieben Tage mag ich eurer Frauen pflegen. Da ging der edle Möringer hin zu dem Jungen von Neufen und bat, daß er sieben Jahre seiner Gemahlin pflege; der sagts ihm zu und gelobte seine Treue.

Also zog der edle Möringer fern dahin, und ein Jahr verstrich um das andere. Wie das siebente nun sich vollendete, lag er im Garten und schlief. Da träumte ihm, wie daß ein Engel riefe und spräche: erwache Möringer, es ist Zeit! kommst du heut nicht zu Land, so nimmt der junge von Neufen dein Weib. Der Möringer raufte vor Leid seinen grauen Bart, und klagte flehentlich seine Noth Gott uhd dem heiligen Thomas; in den schweren Sorgen entschlief er von neuem. Wie er aufwachte und die Augen öffnete, wußte er nicht, wo er war; denn er sah sich daheim in Schwaben, vor seiner Mühle, dankte Gott, jedoch traurig im Herzen und ging zu der Mühle. Mutter — sprach er — was gibts Neues in der Burg? ich bin ein armer Pilgrim. Viel Neues — antwortete der Müller — der von Neufen will heut des edlen Möringers Frau nehmen; leider soll unser guter Herr todt seyn. — Da ging der edle Möringer an sein

eigen Burgthor, und klopfte hart dawider. Der Thorwart trat heraus: geh und ſag deiner Frauen an, hier ſtehe ein elender Pilgrim; nun bin ich vom weiten Gehen ſo müde geworden, daß ich ſie um ein Almoſen bitte, um Gottes und Sanct Thomas Willen, und des edlen Möringers Seele. Und als das die Frau erhörte, hieß ſie eilends aufthun, und ſolle er dem Pilger zu eſſen geben ein ganzes Jahr.

Der edle Möringer trat in ſeine Burg, und es war ihm ſo leid und ſchwer, daß ihn kein Mann empfing; er ſetzte ſich nieder auf die Bank, und als die Abendſtunde kam, daß die Braut bald zu Bett gehen ſollte, redete ein Dienſtmann und ſprach: ſonſt hatte mein Herr Möring die Sitte, daß kein fremder Pilgrim ſchlafen durfte, er ſang denn zuvor ein Lied. Das hörte der junge Herr von Neuſen, der Bräutigam, und rief: ſingt uns, Herr Gaſt, ein Liedelein, ich will euch reich begaben. Da hub der edle Möringer an und ſang ein Lied, das anfängt: „eins langen Schweigens hatt ich mich bedacht, ſo muß ich aber ſingen als eh“ u. ſ. w. *), und ſang darin: daß ihn der junge Mann an der alten Braut rächen, und ſie mit Sommerlatten (Ruthen) ſchlagen ſolle; ehemals ſey er Herr geweſen und jetzt Knecht, und auf der Hochzeit ihm nun eine alte Schüſſel vorgeſetzt wor-

*) Vergl. Samml. von Minneſingern I. 124. wo das Lied merkwürdig dem Walther von der Vogelweide beigelegt wird.

den. Sobald die edle Frau das Lied hörte, trübten sich ihre klare Augen, und einen goldnen Becher setzte sie dem Pilgrim hin, in den schenkte sie klaren Wein. Möringer aber zog ein goldrothes Fingerlein von seiner Hand, womit ihm seine liebste Frau vermählt worden war, senkt es in den Becher und gab ihn dem Weinschenken, daß er ihn der edlen Frau vorsetzen sollte. Der Weinschenk brachte ihn: das sendet euch der Pilger, laßt's euch nicht verschmähen, edle Frau. Und als sie trank und das Fingerlein im Becher sah, rief sie laut: mein Herr ist hier, der edle Möringer, stand auf und fiel ihm zu Füßen. Gott, willkommen, liebster Herr, und laßt euer Trauern seyn! meine Ehr hab ich noch behalten, und hätt' ich sie verbrochen, so sollt ihr mich vermauern lassen. Aber der Herr von Neufen erschrak, und fiel auch auf die Knie: liebster Herr, Treu und Eid hab ich gebrochen, darum schlagt mir ab mein Haupt! — Das soll nicht seyn, Herr von Neufen! sondern ich will euren Kummer lindern und euch meine Tochter zur Ehe geben; nehmt sie und laßt mir meine alte Braut. Deß war der von Neufen froh, und nahm die Tochter; Mutter und Tochter waren beide zarte Frauen, und beide Herren waren wohl geboren.

524.

Graf Hubert von Calw.

Crusius annales suevici. Francof. 1595. dodecas II. p. 261.

Vor alten Zeiten lebte zu Calw ein Graf in Wonne und Reichthum, bis ihn zuletzt sein Gewissen antrieb, und er zu seiner Gemahlin sprach: „nun ist von Nöthen, daß ich auch lerne, was Armuth heißt, wo ich nicht ganz will zu Grunde gehen.“ Hierauf sagte er ihr Lebewohl, nahm die Kleidung eines armen Pilgrims an, und wanderte in die Gegend nach der Schweiz zu. In einem Dorfe, genannt Deislingen, wurde er Kuhhirt, und weidete die ihm anvertraute Heerde auf einem nahgelegenen Berge mit allem Fleiß. Wiewohl nun das Vieh unter seiner Hut gedieh und fett ward: so verdroß es die Bauern, daß er sich immer auf dem nämlichen Berge hielt, und sie setzten ihn vom Amte ab. Da ging er wieder heim nach Calw, und heischte das Almosen vor der Thüre seiner Gemahlin, die eben ihre Hochzeit mit einem andern Mann feierte. Als ihm nun ein Stück Brod herausgebracht wurde, weigerte er es anzunehmen, es wäre dann, daß ihm auch der Gräfin Becher voll Wein dazu gespendet würde. Man brachte ihm den Becher, und indem er trank, ließ er seinen güldenen Mahlring darein fallen, und kehrte stillschweigends nach dem vorigen Dorfe zurück. Die Leute waren seiner Rückkunft froh, weil sie ihr Vieh unterdessen einem schlechten Hirten hatten untergeben

den. Sobald die edle Frau das Lied hörte, trübten sich ihre klare Augen, und einen goldnen Becher setzte sie dem Pilgrim hin, in den schenkte sie klaren Wein. Möringer aber zog ein goldrothes Fingerlein von seiner Hand, womit ihm seine liebste Frau vermählt worden war, senkt es in den Becher und gab ihn dem Weinschenken, daß er ihn der edlen Frau vorsetzen sollte. Der Weinschenk brachte ihn: das sendet euch der Pilger, laßt's euch nicht verschmähen, edle Frau. Und als sie trank und das Fingerlein im Becher sah, rief sie laut: mein Herr ist hier, der edle Möringer, stand auf und fiel ihm zu Füßen. Gott, willkommen, liebster Herr, und laßt euer Trauern seyn! meine Ehr hab ich noch behalten, und hätt' ich sie verbrochen, so sollt ihr mich vermauern lassen. Aber der Herr von Neufen erschrak, und fiel auch auf die Knie: liebster Herr, Treu und Eid hab ich gebrochen, darum schlagt mir ab mein Haupt! — Das soll nicht seyn, Herr von Neufen! sondern ich will euren Kummer lindern und euch meine Tochter zur Ehe geben; nehmt sie und laßt mir meine alte Braut. Deß war der von Neufen froh, und nahm die Tochter; Mutter und Tochter waren beide zarte Frauen, und beide Herren waren wohl geboren.

zogen war, trug sie immer große Lust nach süßen Speisen. Sie saß eines Tages bei Wiborad, einer frommen Klosterfrau im Gespräch, und bat sie um süße Äpfel. „Ich habe schöne Äpfel, wie sie arme Leute essen — sprach Wiborad — die will ich dir geben“ und zeigte ihr wilde Holzäpfel. Wendilgart nahm sie gierig und biß darein; sie schmeckten so herb, daß sie ihr den Mund zusammen zogen, warf sie weg, und sagte: „deine Äpfel sind sauer, Schwester; hätte der Schöpfer alle so erschaffen, so würde Eva keinen gekostet haben.“ Mit Recht führst du Even an — sprach Wiborad — denn sie gelüstete gleich dir nach süßer Speise. Da erröthete die edle Frau, und that sich hernach Gewalt an, entwöhnte sich aller Süßigkeiten, und gedieh bald zu solcher Frömmigkeit, daß sie vom Bischof den heiligen Schleier begehrte. Er wurde ihr gewährt, und sie ließ sich einkleiden, lebte auch fortan in Tugend und Strenge. Vier Jahre verflossen, da ging sie am Todestage Udalrichs ihres Gemahls nach Buchhorn, und beschenkte die Armen, wie sie alljährlich zu thun pflegte.

Udalrich war aber unterdessen glücklich aus der Gefangenschaft entronnen, und hatte sich heimlich unter die übrigen verlumpten Bettler gestellt. Als Wendilgart hinzutrat, rief er laut um ein Kleid. Sie schalt, daß er ungestüm fordere, gab ihm aber doch das Kleid, als dessen er bedurfte. Er zog die Hand der Geberin mit dem Kleide an sich, umfaßte und küßte sie wider ihren Willen. Da warf er seine lan-

müſſen, und ſetzten den Grafen neuerdings in ſeine Stelle ein. So hütete er bis zu ſeinem Lebensende; als er ſich dem Tode nah' fühlte, offenbarte er den Leuten, wer und woher er wäre; auch verordnete er, daß ſie ſeine Leiche von Rindern ausfahren laſſen, und da, wo dieſe ſtillſtehen würden, beerdigen ſollten, daſelbſt aber eine Capelle bauen. Sein Wille ward genau vollzogen, und über ſeinem Grabe ein Heiligthum errichtet, nach ſeinem Namen Hubert oder Oberk „zu Sanct Huprecht" geheißen. Viele Menſchen wallfahreten dahin, und ließen zu ſeiner Minne Meſſen leſen; jeder Bürger aus Calw, der da vorüber geht, hat das Recht, an der Capellenthüre anzuklopfen.

525.

Udalrich und Wendelgart und der ungeborne Burkard.

Ekkehardus monachus (ap. Goldast I. p. 40. 41.)

Udalrich Graf zu Buchhorn (am Bodenſee) abſtammend aus Carls Geſchlecht, war mit Wendilgart, Heinrich des Voglers Nichte, vermählt. Zu ſeiner Zeit brachen die Heiden (Ungarn) in Baiern ein, Udalrich rückte aus in den Krieg, wurde gefangen und weggeführt. Wendilgart, die gehört hatte, daß er todt in der Schlacht geblieben, wollte nicht wieder heurathen, ſondern begab ſich nach St. Gallen, wo ſie ſtill und eingezogen lebte, und für ihres Gemahls Seele den Armen Wohlthaten erwies. Weil ſie aber zart auf-

iger Zeit schwanger befand, ging sie mit dem Gra-
nach St. Gallen, und gelobte dem Kloster das
ıd, wenn es ein Knabe wäre. Vierzehn Tage vor
er Niederkunft erkrankte plötzlich Wendilgart, und
:b. Das Kind aber wurde lebendig aus dem Leich-
n geschnitten, und in eine frisch abgezogene Speck-
weinschwarte gewickelt. So kam es auf, wurde Burk-
:t getauft, und sorgsam im Kloster erzogen. Das
ıd wuchs, zart von Leib, aber wunderschön; die Brü-
pflegten ihn den ungebornen (Burcardus ingenitus)
nennen. Seine Haut blieb immer so fein, daß je-
: Mückenstich Blut heraus zog, und ihn sein Mei-
r mit der Ruthe gänzlich verschonen mußte. Bur-
rd der ungeborne ward mit der Zeit ein gelehrter,
gendhafter Mann.

526.

Stiftung des Klosters Wettenhausen.

Crusius ann. suev. dod. II. p. 148. nach Brusch.

Zwischen Ulm und Augsburg, am Flüßchen Cam-
h, liegt das Augustinerkloster Wettenhausen. Es
rde im Jahr 982 von zwei Brüdern, Conrad und
ernher, Grafen von Rochenstain, oder vielmehr von
ren Mutter Gertrud gestiftet. Diese verlangte und
hielt von ihren Söhnen so viel Lands zur Erbauung
ier heiligen Stätte, als sie innerhalb eines Tages
pflügen könnte. Dann schaffte sie einen ganz klei-
n Pflug, barg ihn in ihren Busen, und umritt der-

gestalt das Gebiet, welches noch heutiges Tages de Kloster unterworfen ist.

527.

Ritter Ulrich, Dienstmann zu Wirtenberg.

Altd. Gedicht im Cod. vindob. phil. 119. fol. 188 — 192.

Eine Burg liegt in Schwabenland, geheißen Wi tenberg, auf der saß vor Zeiten Graf Hartmann dessen Dienstmann, Ritter Ulrich, folgendes Abentheu begegnete. Als er eines Freitags in den Wald j jagen zog, aber den ganzen Tag kein Wild treffe konnte, verirrte sich Ritter Ulrich auf unbekannte Wege in eine öde Gegend, die sein Fuß noch n betreten hatte. Nicht lange, so kamen ihm entgege geritten ein Ritter und eine Frau, beide von edele Aussehen; er grüßte sie höflich, aber sie schwiege ohne ihm zu neigen; da sah er derselben Leute noc mehr herbei ziehen. Ulrich hielt beiseit in dem Tann bis fünfhundert Männer und eben so viel Weiber vo über kamen, alle in stummer, schweigender Gebärd und ohne seine Grüße zu erwiedern. Zu hinterst a der Schaar fuhr eine Frau allein, ohne Mann, di antwortete auf seinen Gruß: Gott vergelts! Ritte Ulrich war froh, Gott nennen zu hören, und began diese Frau weiter zu fragen nach dem Zuge, und wa es für Leute wären, die ihm ihren Gruß nicht gegön hätten? „Laßt's euch nicht verdrießen — sagte di Frau — wir grüßen nicht, denn wir sind todte Lei te.“ — „Wie kommt's aber, daß euer Mund frisc

und roth ſteht?“ — „Das iſt nur der Schein; vor dreißig Jahren war mein Leib ſchon erſtorben und verweſet, aber die Seele leidet Qual.“ — „Warum zoget ihr allein, das nimmt mich Wunder, da ich doch jede Frau ſammt einem Ritter fahren ſah?“ — „Der Ritter, den ich haben ſoll, der iſt noch nicht todt, und gerne wollt ich lieber allein fahren, wenn er noch Buße thäte und ſeine Sünde bereute.“ — „Wie heißt er mit Namen?“ — „Er iſt genannt von Schenkenburg.“ — „Den kenne ich wohl, er hob mir ein Kind aus der Taufe; gern möchte ich ihm hinterbringen, was mir hier begegnet iſt: aber wie wird er die Wahrheit glauben?“ — „Sagt ihm zum Wahrzeichen dieſes: mein Mann war ausgeritten, da ließ ich ihn ein in mein Haus, und er küßte mich an meinen Mund; da wurden wir einander bekannt, und er zog ein roth gülden Fingerlein von ſeiner Hand und ſchenkte mir's; wollte Gott, meine Augen hätten ihn nie geſehen!“ — „Mag denn nichts eure Seele retten, Gebete und Wallfahrten?“ — „Aller Pfaffen Zungen, die je laſen und ſangen, können mir nicht helfen, darum, daß ich nicht zur Beichte gelangt bin, und gebüßt habe vor meinem Tod; ich ſcheute aber die Beichte: denn wäre meinem biderben Mann etwas zu Ohren kommen von meiner Unzucht, es hätte mir das Leben gekoſtet.“

Ritter Ulrich betrachtete dieſe Frau, während ſie ihre jämmerliche Geſchichte erzählte; an dem Leibe erſchien nicht das Ungemach ihrer Seele; ſondern ſie

war wohl aussehend und reichlich gekleidet. Ulrich wollte mit ihr dem andern Volk bis in ihre Herberge nachreiten; und als ihn die Frau nicht von diesem Vorsatz ablenken konnte, empfahl sie ihm blos: keine der Speisen anzurühren, die man ihm bieten würde, auch sich nicht daran zu kehren, wie übel man dies zu nehmen scheine. Sie ritten zusammen über Holz und Feld, bis der ganze Haufen vor eine schön erbaute Burg gelangte, wo die Frauen abgehoben, den Rittern die Pferde und Sporen in Empfang genommen wurden. Darauf saßen sie je zwei, Ritter und Frauen, zusammen auf das grüne Gras; denn es waren keine Stühle vorhanden; jene elende Frau saß ganz allein am Ende, und niemand achtete ihrer. Goldne Gefäße wurden aufgetragen, Wildpret und Fische, die edelsten Speisen, die man erdenken konnte, weiße Semmel und Brod; Schenken gingen und füllten die Becher mit kühlem Weine. Da wurde auch dieser Speisen Ritter Ulrich vorgetragen, die ihn lieblich anrochen: doch war er so weise, nichts davon zu berühren. Er ging zu der Frauen sitzen, und vergaß sich, daß er auf den Tisch griff, und einen gebratenen Fisch aufheben wollte; da verbrunnen ihm schnell seiner Finger viere, wie von höllischem Feuer, daß er laut schreien mußte. Kein Wasser und kein Wein konnte ihm diesen Brand löschen; die Frau, welche neben ihm saß, sah ein Messer an seiner Seite hangen, griff schnell danach, schnitt ihm ein Kreuz über die Hand, und stieß das Messer wie-

der ein. Als das Blut über die Hand floß, mußte das Feuer davor weichen, und Ritter Ulrich kam mit dem Verluste der Finger davon. Die Frau sprach: jetzt wird ein Turnier anheben, und euch ein edles Pferd vorgeführt, und ein goldbeschlagener Schild vorgetragen werden; davor hütet euch. Bald darauf kam ein Knecht mit dem Roß und Schild vor den Ritter, und so gern ers bestiegen hätte, ließ ers doch standhaft fahren. Nach dem Turnier erklangen süße Töne, und der Tanz begann; die elende Frau hatte den Ritter wieder davor gewarnt. Sie selbst aber mußte mit anstehen, und stellte sich unten hin; als sie Ritter Ulrich anschaute, vergaß er alles, trat hinzu, und bot ihr die Hand. Kaum berührte er sie, als er für todt niedersank; schnell trug sie ihn seitwärts auf einen Rain, grub ihm ein Kraut, und steckte es in seinen Mund, wovon er wieder auflebte. Da sprach die Frau: es nahet dem Tage, und wann der Hahn kräht, müssen wir alle von hinnen. Ulrich antwortete: ist es denn Nacht? mir hat es so geschienen, als ob es die ganze Zeit heller Tag gewesen wäre. Sie sagte: der Wahn trügt euch; ihr werdet einen Waldsteig finden, auf dem ihr sicher zu dem Ausgang aus der Wildniß gelangen könnet. Ein Zelter wurde der armen Frau vorgeführt, der brann als eine Gluth; wie sie ihn bestiegen hatte, streifte sie den Aermel zurück: da sah Ritter Ulrich das Feuer von ihrem bloßen Arm schießen, wie wenn die Flammen um ein brennendes Haus schlagen. Er segnete

war wohl ausſehend und reichlich gekleidet. Ulrich wollte mit ihr dem andern Volk bis in ihre Herberge nachreiten; und als ihn die Frau nicht von dieſem Vorſatz ablenken konnte, empfahl ſie ihm blos: keine der Speiſen anzurühren, die man ihm bieten würde, auch ſich nicht daran zu kehren, wie übel man dies zu nehmen ſcheine. Sie ritten zuſammen über Holz und Feld, bis der ganze Haufen vor eine ſchön erbaute Burg gelangte, wo die Frauen abgehoben, den Rittern die Pferde und Sporen in Empfang genommen wurden. Darauf ſaßen ſie je zwei, Ritter und Frauen, zuſammen auf das grüne Gras; denn es waren keine Stühle vorhanden; jene elende Frau ſaß ganz allein am Ende, und niemand achtete ihrer. Goldne Gefäße wurden aufgetragen, Wildpret und Fiſche, die edelſten Speiſen, die man erdenken konnte, weiße Semmel und Brod; Schenken gingen und füllten die Becher mit kühlem Weine. Da wurde auch dieſer Speiſen Ritter Ulrich vorgetragen, die ihn lieblich anrochen: doch war er ſo weiſe, nichts davon zu berühren. Er ging zu der Frauen ſitzen, und vergaß ſich, daß er auf den Tiſch griff, und einen gebratenen Fiſch aufheben wollte; da verbrunnen ihm ſchnell ſeiner Finger viere, wie von hölliſchem Feuer, daß er laut ſchreien mußte. Kein Waſſer und kein Wein konnte ihm dieſen Brand löſchen; die Frau, welche neben ihm ſaß, ſah ein Meſſer an ſeiner Seite hangen, griff ſchnell danach, ſchnitt ihm ein Kreuz über die Hand, und ſtieß das Meſſer wie-

Töchter und keinen Sohn erzeugt, und sein gräflicher Stamm drohte zu erlöschen.

Nahe an dem Schlosse lag ein lustiges Gehölz, der Stromberg genannt; darin lief seit langer Zeit ein ansehnlicher großer Hirsch, den weder die Jäger noch Hofbediente je hatten fahen können. Als er sich eben jetzt wieder sehen ließ, freuten sich alle, besonders der Graf Erchinger, welcher die übrige Gesellschaft aufmahnte, sich mit dem gewöhnlichen Jäger-Zeuge dahin zu begeben. Unter dem Jagen kam der Freiherr Albrecht von den andern ab in eine besondere Gegend des Waldes, wo er eines großen und schönen Hirsches ansichtig ward, wie er noch nie glaubte einen gesehen zu haben. Er setzte ihm lange durch den Wald nach, bis er ihn ganz aus dem Gesicht verlor, und er nicht wußte, wo das Thier hingerathen war.

Indem trat ein Mann schrecklicher Gestalt vor ihn, und ob er gleich sonst beherzt und tapfer war, so entsetzte er sich doch heftig, und wahrte sich wider ihn mit dem Zeichen des Kreuzes. Der Mann aber sprach: „Fürchte dich nicht! ich bin von Gott gesandt, dir etwas zu offenbaren. Folge mir nach, so sollst du wunderbare Dinge sehen; wie sie deine Augen noch nie erblickt haben, und soll dir kein Haar dabei gekrümmt werden.“ Der Freiherr willigte ein, und folgte seinem Führer, der ihn aus dem Walde leitete. Als sie heraustraten, däuchte ihm, er sehe schöne Wiesen und eine überaus lustige Gegend. Ferner ein Schloß, das mit vielen Thürmen und ande-

sie zum Abschied, und kam auf dem angewiesenen Steige glücklich heim nach Wirtenberg geritten, zeigte dem Grafen die verbrannte Hand, und machte sich auf zu der Burg, wo sein Gevatter saß. Dem offenbarte er, was ihm seine Buhlin entbieten ließ, sammt dem Wahrzeichen mit dem Fingerlein und den verbrannten Fingern. Auf diese Nachricht rüstete sich der von Schenkenburg sammt Ritter Ulrich; fuhren über Meer gegen die ungetauften Heiden, denen sie so viel Schaden, dem deutschen Hause zum Trost, anthaten, bis die Frau aus ihrer Pein erlöst worden war.

528.

Freiherr Albrecht von Simmern.

Crusius ann. suev. dod. II. p. 361. 362.
Der vielförmige Hinzelmann 111 — 120.
Bräuners Curiosit. 329 — 335.

Albrecht Freiherr von Simmern war bei seinem Landesherrn Herzog Friedrich von Schwaben, der ihn auferzogen hatte, wohlgelitten, und stand in besonderer Gnade. Einstmals that dieser in der Begleitung seiner Grafen und Ritter, unter welchen sich auch der Freiherr Albrecht befand, einen Lustritt zu dem Grafen Erchinger, bei dem er schon öfter gewesen, und dessen Schloß Mogenheim im Zabergau lag. Der Graf war ein Mann von fröhlichem Gemüthe, der Jagd und andern ehrlichen Uebungen ergeben. Mit seiner Frau, Maria von Tübing, hatte er nur zwei

rr Albrecht von ſeinem Führer zu der Schloß-
orte gebracht. Hier ſtellten diejenigen, welche bis-
r ſein Pferd gehalten, ihm ſelbes wieder zu, legten
n aber dabei Stillſchweigen auf; worauf ſie ins
chloß zurückkehrten. Nun gürtete Herr Albrecht
n Schwert wieder an, und ward von ſeinem Ge-
hrten auf dem vorigen Wege nach dem Strombet-
r Walde gebracht. Er fragte ihn, was das für
ı Schloß, und wer deſſen Einwohner wären, die
rin zur Tafel geſeſſen? der Geiſt antwortete: „der
rr, welchen du geſehen, iſt deines Vaters Bruder
weſen, ein gottesfürchtiger Mann, welcher vielmals
ider die Unglaubigen gefochten. Ich aber und die
idern, die du geſehen, waren bei Leibes Leben ſeine
iener, und müſſen nun unausſprechlich harte Pein
den. Er hat bei Lebzeiten ſeine Unterthanen mit
ibilligen Auflagen ſehr gedrückt, und das Geld zum
rieg gegen die Unglaubigen angewendet: wir andern
ier haben ihm dazu Rath und Anſchläge gegeben,
id werden jetzt ſolcher Ungerechtigkeit willen hart
ſtraft. Dieſes iſt deiner Tugenden wegen offenbart,
mit du vor ſolchen und ähnlichen Dingen dich hüten
id dein Leben beſſern mögeſt. Siehe, da iſt der
Weg, welcher dich wiederum durch den Wald an dei-
en vorigen Ort bringen wird; doch kannſt du noch
n Mal zurückkehren, damit du ſieheſt, in was für
lend und Jammer ſich die vorige Glückſeligkeit ver-
hrt hat.“ Wie der Geiſt dieſes geſagt, war er
erſchwunden. Herr Albrecht aber kehrte wieder zu

rer Zier so prangte, daß dergleichen seine Augen niemals gesehen. Indem sie sich diesem Schlosse nahten, kamen viel Leute, gleich als Hofdiener, entgegen. Keiner aber redete ein Wort; sondern als er bei dem Thor anlangte, nahm einer sein Pferd ab, als wollte er es unterdessen halten. Sein Führer aber sprach: „laß dich ihr Schweigen nicht befremden; dagegen rede auch nicht mit ihnen, sondern allein mit mir, und thue in allem, wie ich dir sagen werde.“

Nun traten sie ein, und Herr Albrecht ward in einen großen, schönen Saal geführt, wo ein Fürst mit den Seinigen zu Tische saß. Alle standen auf, und neigten sich ehrerbietig, gleich als wollten sie ihn willkommen heißen. Darauf setzten sie sich wieder, und thaten, als wenn sie äßen und tränken. Herr Albrecht blieb stehen, hielt sein Schwert in der Hand, und wollte es nicht von sich lassen: indessen betrachtete er das wunderköstliche, silberne Tafel-Geschirr, darin die Speisen auf- und abgetragen wurden, sammt den andern vorhandenen Gefäßen. Alles dieses geschah mit großem Stillschweigen; auch der Herr und seine Leute aßen für sich, und bekümmerten sich nicht um ihn. Nachdem er also lange gestanden, und alles angeschaut, erinnerte ihn der, welcher ihn hergeführt, daß er sich vor dem Herrn neigen, und dessen Leute grüßen solle; dann wolle er ihn wieder heraus geleiten. Als er es gethan, stand der Herr mit allen seinen Leuten wiederum höflich auf, und sie neigten gleichfalls ihre Häupter gegen ihn. Darauf ward

529.

Andreas von Sangerwitz, Comthur auf Christburg.

Caspar Schütz Beschreibung der Lande Preußen 1599. fol. Bl. 102. 103.

Happel Denkwürdigkeiten der Welt IV. 407. 408.

Caspar Henneberger Erklärung der großen Preuß. Landtafel.

Rauschink Gespensterſagen, Rudolſt. 1817. St. 2.

Im Jahr 1410 am 15ten Juli, ward bei Tannenberg, zwiſchen den Kreuzherren in Preußen und Wladislav, Könige von Pohlen, eine große Schlacht geliefert. Sie endigte mit der Niederlage des ganzen Ordensheers; der Hochmeiſter Ulrich von Jungingen ſelbſt fiel darin. Seinen Leichnam ließ der König den Brüdern zu Oſterode zukommen, die ihn zu Marienburg begruben; das abgehauene Kinn aber mit dem Bart ward gen Krakau gebracht, wo es noch heutiges Tages (zu Caspar Schützens Zeit) gezeigt wird.

Als der Hochmeiſter mit den Gebietigern über dieſen Krieg rathſchlagte, rieth der Comthur von der Chriſtburg, Andreas Sangerwitz, ein Deutſcher von Adel, treulich zum Frieden; unangeſehen die andern faſt alle zum Krieg ſtimmten, und der Feind ſchon im Lande war; welches den Hochmeiſter übel verdroß, und rechnete es ihm zur Furcht und Zagheit. Er aber, der nicht weniger Herz als Witz und Verſtand hatte, ſagte zu ihm: „ich habe Euer Gnaden zum Frieden gerathen, wie ichs am beſten

merk und verſtehe, und bedünket mich, nach Frieden dienete uns dieſer Zeit Gelegenheit am beſten. Weil es aber Gott anders auserſehen, auch Euer Gnaden anders gefällt: ſo muß ich folgen, und will euch in künftiger Schlacht, es laufe wie es wolle, ſo mannlich beiſtehen, und mein Leib und Leben bei euch laſſen, als getreulich ich jetzt zum Frieden rathe.“ Welchem er auch als ein redlicher Mann nachgelebt, und iſt nebſt dem Hochmeiſter, nachdem er ſich tapfer gegen den Feind gehalten, auf der Wahlſtadt geblieben.

Da nun dieſer Comthur zur Schlacht auszog, und gewappnet aus dem Schloſſe ritt, begegnete ihm ein Chorherr, der ſeiner ſpottete, und ihn höhniſch fragte: „wem er das Schloß in ſeinem Abweſen befehlen wollte?“ Da ſprach er aus großem Zorn: „dir und allen Teufeln, die zu dieſem Kriege gerathen haben!“ Demnach, als die Schlacht geſchehen, und der Comthur umgekommen, hat ſolch eine Teufelei und Geſpenſt in dem Schloſſe anfangen zu wanken und zu regieren, daß nachmals kein Menſch darinne bleiben und wohnen konnte. Denn ſo oft die Ordensbrüder im Schloſſe aßen, ſo wurden alle Schüſſeln und Trinkgeſchirr voll Bluts; wann ſie außerhalb des Schloſſes aßen, wiederfuhr ihnen nichts dergleichen. Wenn die Knechte wollten in den Stall gehen, kamen ſie in den Keller und tranken ſo viel, daß ſie nicht mehr wußten, was ſie thaten. Wenn der Koch und ſein Geſinde in die Küche ging, ſo fand er Pferde darin ſtehen, und war ein Stall daraus worden.

worden. Wollte der Kellermeister seine Geschäffte im Keller verrichten, so fand er an der Stelle der Wein- und Bierfässer lauter Hafen, Töpfe, Bälge und Wassertröge; und dergleichen ging es in allen Dingen und Orten widersinnigs. Dem neuen Comthur, der aus Frauenberg dahin kam, ging es noch viel wunderlicher und ärger: ein Mal ward er in den Schloßbrunnen an den Bart gehängt; das andre Mal ward er auf das oberste Dach im Schlosse gesetzet, da man ihn kaum ohne Lebensgefahr herunter bringen konnte. Zum dritten Mal fing ihm der Bart von selbst an zu brennen, so daß ihm sein Gesicht geschändet wurde; auch konnte ihm der Brand mit Wasser nicht gelöscht werden, und nur, als er aus dem verwünschten Schlosse heraus lief, erlosch das Feuer. Derowegen fürder kein Comthur in dem Schlosse bleiben wollte, wurde auch von jedermänniglich verlassen, und nach des verstorbenen Comthurs Prophezeihung des Teufels Wohnung geheißen.

Zwei Jahre nach der Schlacht kam ein Bürger von Christburg wiederum zu Hause, der während der Zeit auf einer Wallfahrt nach Rom gewesen war. Als er von dem Gespenst des Schlosses hörte, ging er auf einen Mittag hinauf: sey es nun, daß er die Wahrheit selbst erfahren wollte, oder daß er vielleicht ein Heiligthum mit sich gebracht, das gegen die Gespenster dienen sollte. Auf der Brücke fand er stehen des Comthurs Bruder, welcher auch mit in der Schlacht geblieben war; er erkannte ihn alsbald,

denn er hatte ihm ein Kind aus der Taufe gehoben, und hieß Otto von Sangerwitz; und weil er meinte, es wäre ein lebendiger Mensch, trat er auf ihn zu und sprach: „o Herr Gevatter, wie bin ich erfreut, daß ich euch frisch und gesund sehen mag; man hat mich überreden wollen, ihr wärt erschlagen worden; ich bin froh, daß es besser ist, als ich meinete. Und wie stehet es doch in diesem Schlosse, davon man so wunderliche Dinge redet?“ Das Teufelsgespenst sagte wieder zu ihm: „komme mit mir, so wirst du sehen, wie man allhier Haus hält.“ Der Schmied folgte ihm nach, die Wendeltreppe hinauf; da sie in das erste Gemach gingen, fanden sie einen Haufen Volks, die nichts anders thaten, denn mit Würfel und Karten spielen; etliche lachten, etliche fluchten Wunden und Marter. Im andern Gemach saßen sie zu Tische, da war nichts anders, denn Fressen und Saufen zu ganzen und halben; von dannen gingen sie in den großen Saal, da funden sie Männer, Weiber, Jungfrauen und junge Gesellen; da hörte man nichts, denn Saitenspiel, singen, tanzen, und sahe nichts denn Unzucht und Schande treiben. Nun gingen sie in die Kirche; da stund ein Pfaff vor dem Altar, als ob er Messe halten wollte; die Chorherren aber saßen rings umher in ihren Stühlen und schliefen. Darnach gingen sie wieder zum Schloß hinaus, alsbald hörte man in dem Schloß so jämmerlich heulen, weinen und Zetergeschrei, daß dem Schmied angst und bange ward, gedachte auch, es könnte in der Hölle nicht jämmer-

licher seyn. Da sprach sein Gevatter zu ihm: „gehe hin und zeige dem neuen Hochmeister an, was du gesehen und gehört hast! Dann so ist unser Leben gewesen, wie du drinnen gesehen; das ist der erfolgte Jammer darauf, den du hier außen gehört hast.“ Mit den Worten verschwand er, der Schmied aber erschrak sehr, daß ihm zu allen Füßen kalt ward; dennoch wollt er den Befehl verrichten, ging zum neuen Hochmeister und erzählte ihm alles, wie es ergangen. Der Hochmeister ward zornig, sagte, es wäre erdichtet Ding, seinem hochwürdigen Orden zu Verdruß und Schanden, ließ den Schmied ins Wasser werfen und ersäufen.

530.

Der Virdunger Bürger.

Ottocar von Hornek cap. 335 — 338. bei Pez p. 298 — 301.

Zu Rudolfs von Habsburg Zeiten saß in der Stadt Virdung (Verdun) ein Bürger, der verfiel in Armuth; und um aufs Neue zu Schätzen zu gelangen, versprach er sich mit Hülfe eines alten Weibes dem Teufel. Und als er sich Gott und allen himmlischen Gnaden abgesagt hatte, füllte ihm der Höllenrabe den Beutel mit Pfennigen, die nimmer all' wurden; denn so oft sie der Bürger ausgegeben hatte, lagen sie immer wieder unten. Da wurde seines Reichthums unmaßen viel; er erwarb Wiesen und Felder und lebte nach allen Gelüsten. Eines Tages, da er fröhlich bei seinen Freunden saß, kamen zwei Männer auf schwar-

zen Pferden angeritten; der eine zog bei der Hand ein geſatteltes und gezäumtes, brandſchwarzes Roß, das führte er zu dem Bürger und mahnte, daß er ihnen folgen ſollte, wohin er gelobt hätte. Traurig nahm der Bürger Abſchied, beſtieg das Roß und ſchied mit den Boten von dannen, im Angeſicht von mehr als funfzig Menſchen und zweier ſeiner Kinder, die jämmerlich klagten und nicht wußten, was aus ihrem Vater geworden ſey. Da gingen ſie beide zu einem alten Weib, die viele Künſte wußte; und verhießen ihr viel Geld, wenn ſie ihnen die rechte Wahrheit von ihrem Vater zeigen würde. Darauf nahm das Weib die Jünglinge mit ſich in einen Wald, und beſchwor den Erdboden, bis er ſich aufthat und die zwei heraus kamen, mit welchen ihr Vater fortgeritten war. Das Weib fragte: ob ſie ihren Vater ſehen wollten? Da fürchtete ſich der Aelteſte; der Jüngere aber, welcher ein männlicher Herz hatte, beſtand bei ſeinem Vorſatz. Da gebot die Meiſterin den Höllenboten, daß ſie das Kind unverletzt hin zu ſeinem Vater und wieder zurück führeten. Die zwei führten ihn nun in ein ſchönes Haus, da ſaß ſein Vater ganz allein, in demſelben Kleid und Gewand, in welchem er abgeſchieden war, und man ſah kein Feuer, das ihn quälte. Der Jüngling redete ihn an und fragte: Vater, wie ſteht es um dich, iſt dir ſanft oder weh? Der Vater antwortete: weil ich die Armuth nicht ertragen konnte, gab ich um irdiſches Gut dem Teufel Leib und Seele dahin, und alles Recht, was Gott an mir hatte;

darum mein Sohn, behalte nichts von dem Gut, das du von mir geerbt haſt, ſonſt wirſt du verloren gleich mir. Der Sohn ſprach: wie kommts, daß man kein Feuer an dir brennen ſiehet? Rühre mich mit der Spitze deines Fingers an — verſetzte der Vater — zuck aber ſchnell wieder weg! In dem Augenblick, wo es der Sohn that, brannte er ſich Hand und Arm bis an den Ellenbogen; da ließ erſt das Feuer nach. Gerührt von ſeines Vaters Quaken, ſprach er: ſag an, mein Vater, gibt es nichts auf der Welt, das dir helfen möge, oder irgend fromme? So wenig des Teufels ſelber Rath werden mag — ſagte der Vater — ſo wenig kann meiner Rath werden; du aber, mein Sohn, thue ſo mit deinem Gut, daß deine Seele erhalten bleibe. Damit ſchieden ſie ſich. Die zwei Führer brachten den Jüngling wieder heraus zu dem Weib, der er den verbrannten Arm zeigte. Darauf erzählte er Armen und Reichen, was ihm widerfahren war, und wie es um ſeinen Vater ſtand; begab ſich alles ſeines Gutes, und lebte freiwillig arm in einem Kloſter bis an ſein Lebensende.

531.

Der Mann im Pflug.

Flamländiſches Volksbuch: Florentina de getrouwe. Volkslied vom Grafen von Rom, in Adelungs Magazin Bd. 2. St. 3. S. 114—120. Vergl. Arettins Beitr. 1806. S. 322.

Vergl. Gesta Rom. cap. 69.

Zu Metz in Lothringen lebte ein edler Ritter, Namens Alexander, mit ſeiner ſchönen und tugendhaf-

ten Hausfrau Florentina. Dieser Ritter gelobte
Wallfahrt nach dem heiligen Grabe, und als ihn
betrübte Gemahlin nicht von dieser Reise abwen
konnte, machte sie ihm ein weißes Hemde mit ei
rothen Kreuz, das sie ihm zu tragen empfahl.
Ritter zog hierauf in jene Länder, wurde von
Ungläubigen gefangen, und mit seinen Unglücksge
ten in den Pflug gespannt; unter harten Geißelhi
mußten sie das Feld ackern, daß das Blut von
Leibern lief. Wunderbarer Weise blieb nun
Hemd, welches Alexander von seiner Frauen em
gen hatte, und beständig trug, rein und unbef
ohne daß ihm Regen, Schweiß und Blut etwas
deten; auch zerriß es nicht. Dem Sultan selbst
diese Seltsamkeit auf, und er befragte den Sc
genau über seinen Namen und Herkunft, und
ihm das Hemd gegeben habe? Der Ritter unter
tete ihn von allem „und das Hemd habe ich von
ner tugendsamen Frau erhalten; daß es so weiß bl
zeigt mir ihre fortdauernde Treue und Keuschheit
Der Heide, durch diese Nachricht neugierig gem
beschloß, einen seiner Leute heimlich nach Metz zu
den; der sollte kein Geld und Gut sparen, um
Ritters Frau zu seinem Willen zu verführen
würde sich nachher ausweisen, ob das Hemd
Farbe verändere. Der Fremde kam nach Lothri
kundschaftete die Frau aus, und hinterbrachte ihr,
elendiglich es ihrem Herrn in der Heidenschaft gi
worüber sie höchst betrübt wurde, aber sich so tu

haft bewies; daß der Abgesandte, nachdem er alles Geld verzehrt hatte, wieder unausgerichteter Sache in die Türkei zurück reisen mußte. Bald darauf nahm Florentina sich ein Pilgerkleid und eine Harfe, welche sie wohl zu spielen verstand, und reiste dem fremden Heiden nach, holte ihn auch noch zu Venedig ein und fuhr mit ihm in die Heidenschaft, ohne daß er sie in der veränderten Tracht erkannt hätte. Als sie nun an des Heidenkönigs Hofe anlangten, wußte der Pilgrim diesen so mit seinem Gesang und Spiel einzunehmen, daß ihm große Geschenke dargeboten wurden. Der Pilgrim schlug diese alle aus, und bat blos um einen von den gefangenen Christen, die im Pfluge gingen. Die Bitte wurde bewilligt, und Florentina ging unerkannt zu den Gefangenen, bis sie zuletzt zu dem Pflug kam, in welchen ihr lieber Mann gespannt war. Darauf forderte und erhielt sie diesen Gefangenen, und beide reisten zusammen über die See glücklich nach Deutschland heim. Zwei Tagreisen vor Metz sagte der Pilgrim zu Alexander: Bruder, jetzt schneiden sich unsre Wege; gib mir zum Angedenken ein Stücklein aus deinem Hemde, von dessen Wunder ich so viel habe reden hören, damit ich's auch andern erzählen und beglaubigen kann. Diesem willfahrte der Ritter, schnitt ein Stück aus dem Hemde, und gab es dem Pilgrim; sodann trennten sich beide. Florentina kam aber auf einem kürzeren Wege einen ganzen Tag früher nach Metz, legte ihre gewöhnlichen Frauenkleider an, und erwartete ihres Gemahles An-

kunft. Als dieſe erfolgte, empfing Alexander ſeine Gemahlin auf das Zärtlichſte; bald aber bliesen ihm ſeine Freunde und Verwandten in die Ohren „daß Florentina als ein leichtfertiges Weib zwölf Monat lang in der Welt umher gezogen ſey, und nichts von ſich habe hören laſſen.“ Alexander entbrannte vor Zorn, ließ ein Gaſtmahl anſtellen, und hielt ſeiner Frauen öffentlich ihren geführten Lebenswandel vor. Sie trat ſchweigend aus dem Zimmer, ging in ihre Kammer, und legte das Pilgerkleid an, das ſie während der Zeit getragen hatte, nahm die Harfe zur Hand, und nun offenbarte ſich, indem ſie ihm das ausgeſchnittene Stück von dem Hemde vorwies: wer ſie geweſen war, und daß ſie ſelbſt als Pilgrim ihn aus dem Pflug erlöſt hatte. Da verſtummten ihre Ankläger, fielen der edlen Frau zu Füßen, und ihr Gemahl bat ſie mit weinenden Augen um Verzeihung.

532.

Siegfried und Genofeva.

Freher origines palatinae pars II. 1612. fol. p. 38. 39. und Anhang S. 18—22. aus einer alten Frauenkircher Handſchrift.

Zu den Zeiten Hildolfs, Erzbiſchofs von Trier, lebte daſelbſt Pfalzgraf Siegfried, mit Genofeva ſeiner Gemahlin, einer Herzogstochter aus Brabant, ſchön und fromm. Nun begab es ſich, daß ein Zug wider die Heiden geſchehen ſollte, und Siegfried in den Krieg ziehen mußte; da befahl er Genofeven, im mei-

felder Gau auf ſeiner Burg Simmern, ſtill und eingezogen zu wohnen; auch übertrug er einem ſeiner Dienſtmänner, Namens Golo, auf den er zumal vertraute: daß er ſeine Gemahlin in beſonderer Aufſicht hielte. Die letzte Nacht vor ſeiner Abreiſe hatte aber Genofeva einen Sohn von ihrem Gemahl empfangen. Als nun Siegfried abweſend war, dauerte es nicht lange, und Golo entbrann von ſündlicher Liebe zu der ſchönen Genofeva, die er endlich nicht mehr zurück hielt, ſondern der Pfalzgräfin erklärte. Sie aber wies ihn mit Abſcheu zurück. Darauf ſchmiedete Golo falſche Briefe, als wenn Siegfried mit allen ſeinen Leuten im Meer ertrunken wäre, und las ſie der Gräfin vor; jetzt gehöre ihm das ganze Reich zu, und ſie dürfe ihn ohne Sünde lieben. Als er ſie aber küſſen wollte, ſchlug ſie ihm hart mit der Fauſt ins Geſicht, und er merkte wohl, daß er nichts ausrichten konnte; da verwandelte er ſeinen Sinn, nahm der edlen Frau alle ihre Diener und Mägde weg, daß ſie in ihrer Schwangerſchaft die größte Noth litt. Und als ihre Zeit heran rückte, gebar Genofeva einen ſchönen Sohn, und niemand, außer einer alten Waſchfrau, ſtand ihr bei oder tröſtete ſie; endlich aber hörte ſie, daß der Pfalzgraf lebe und bald zurück kehre; und ſie fragte den Boten, wo Siegfried jetzo ſey? „Zu Straßburg“ antwortete der Bote, und ging darauf zu Golo, dem er dieſelbe Nachricht brachte. Golo erſchrak heftig und hielt ſich für verloren. Da redete eine alte Hexe mit ihm, was er ſich Sorgen um dieſe Sache mache?

Die Pfalzgräfin habe zu einer Zeit geboren, daß niemand wissen könne, ob nicht der Koch oder ein andrer des Kindes Vater sey; „sag nur dem Pfalzgrafen, daß sie mit dem Koch gebuhlt habe, so wird er sie tödten lassen, und du ruhig seyn.“ Golo sagte „der Rathschlag ist gut“ ging daher eilends seinem Herrn entgegen, und erzählte ihm die ganze Lüge. Siegfried erschrak, und seufzte aus tiefem Leid. Da sprach Golo: Herr, es ziemt dir nicht länger, diese zum Weibe zu haben. Der Pfalzgraf sagte: was soll ich thun? Ich will — versetzte der Treulose — sie mit ihrem Kind an den See führen und im Wasser ersäufen. Als nun Siegfried eingewilligt hatte, ergriff Golo Genofeven und das Kind, und übergab sie den Knechten, daß sie sie tödten sollten. Die Knechte führten sie in den Wald, da hub einer unter ihnen an: was haben diese Unschuldigen gethan? Und es entstand ein Wortwechsel, keiner aber wußte Böses von der Pfalzgräfin zu sagen, und keinen Grund, warum sie sie tödten sollten; es ist besser — sprachen sie — daß wir sie hier von den wilden Thieren zerreissen lassen, als unsre Hände mit ihrem Blut zu beflecken. Also ließen sie Genofeven allein in dem wilden Wald, und gingen fort. Da sie aber ein Wahrzeichen haben mußten, das sie Golo mitbrächten: so rieth einer, dem mitlaufenden Hunde die Zunge auszuschneiden. Und als sie vor Golo kamen, sagte er: wo habt ihr sie gelassen? „Sie sind ermordet“ antworteten sie, und wiesen ihm Genofevens Zunge.

Genofeva aber weinte und bätete in der öden Wildniß; ihr Kind war noch nicht dreißig Tage alt, und sie hatte keine Milch mehr in ihren Brüsten, womit sie es ernähren könnte. Wie sie nun die heilige Jungfrau um Beistand flehte, sprang plötzlich eine Hindin durchs Gesträuch, und setzte sich neben das Kind nieder; Genofeva legte die Zitzen der Hindin in des Knäbleins Mund und es sog daraus. An diesem Orte blieb sie sechs Jahre und drei Monate; sie selbst aber nährte sich von Wurzeln und Kräutern, die sie im Walde fand; sie wohnten unter einer Schichte von Holzstämmen, welche die arme Frau, so gut sie konnte, mit Dörnern gebunden hatte.

Nach Verlauf dieser Zeit trug sich's zu, daß der Pfalzgraf gerade in diesem Wald eine große Jagd anstellte; und da die Jäger die Hunde hetzten, zeigte sich ihren Augen dieselbe Hirschkuh, die den Knaben mit ihrer Milch nährte. Die Jäger verfolgten sie; und weil sie zuletzt keinen andern Ausweg hatte, floh sie zu dem Lager, wohin sie täglich zu laufen pflegte, und warf sich, wie gewöhnlich, zu des Knaben Füßen. Die Hunde drangen nach, des Kindes Mutter nahm einen Stock und wehrte die Hunde ab. In diesem Augenblick kam der Pfalzgraf hinzu, sah das Wunder, und befahl, die Hunde zurück zu rufen. Darauf fragte er die Frau, ob sie eine Christin wäre? Sie antwortete: ich bin eine Christin, aber ganz entblößt; leih mir deinen Mantel, daß ich meine Schaam bedecke. Siegfried warf ihr den Mantel zu, und sie be-

deckte ſich damit. Weib, ſagte er, warum ſchaffteſt du dir nicht Speiſe und Kleider? Sie ſprach: Brot habe ich nicht, ich aß die Kräuter, die ich im Walde fand; mein Kleid iſt vor Alter zerſchliſſen und aus einander gefallen. — Wie viel Jahre ſind's, ſeit du hierher gekommen? — Sechs, und drei Monden wohne ich hier. — Wem gehört der Knabe? — Es iſt mein Sohn. — Wer iſt des Kindes Vater? — Gott weiß es. — Wie kamſt du hierher, und wie heißeſt du? — Mein Namen iſt Genofeva. — Als der Pfalzgraf den Namen hörte, gedachte er ſeiner Gemahlin; und einer der Kämmerer trat hinzu, und rief: bei Gott, das ſcheint mir unſre Frau zu ſeyn, die ſchon lange geſtorben iſt, und ſie hatte ein Mahl am Geſicht. Da ſahen ſie alle, daß ſie noch daſſelbe Mahl an ſich trug. Hat ſie auch noch den Trauring? ſagte Siegfried. Da gingen zwei hinzu und fanden, daß ſie noch den Ring trage. Alſobald umfing ſie der Pfalzgraf und küßte ſie, und nahm weinend den Knaben und ſprach: das iſt mein Gemahl, und das iſt mein Kind. Die gute Frau erzählte nun allen, die da ſtanden, von Wort zu Wort, was ihr begegnet war, und alle vergoſſen Freudenthränen; indem kam auch der treuloſe Golo dazu, da wollten ſie alle auf ihn ſtürzen und ihn tödten. Der Pfalzgraf rief aber: haltet ihn, bis wir ausſinnen, welches Todes er würdig iſt. Dies geſchah; und nachher verordnete Siegfried, vier Ochſen zu nehmen, die noch vor keinem Pfluge gezogen hätten, und jeden Ochſen dem Miſſethäter an die vier

er nichts sähe; so fuhren sie lang' und weit, bis endlich der Schwan das Schloß Megen erkannte, wo seine Herrin wohnte, kümmerlich als eine arme Witwe in fremdem Lande, ihre beiden Kinder auferziehend. Der Schwan, als er nun seinen gewohnten Aufenthalt erblickte, schlug die Flügel, erhob sich in die Lüfte und flog zum Graben, wo ihn die Frau aus ihrer Hand fressen ließ. Als sich aber Salvius von seinem Führer verlassen sah, wurde er betrübt, landete mit seinem Nachen und sprang ans Land; er hielt den Bogen gespannt und dachte den Schwan zu schießen, falls er ihn erreichen könnte. Wie er nun weiter ging, und den Vogel im Schloßgraben fand, legte er den Pfeil auf und zielte. Indem war die Frau ans Fenster getreten, den Schwan zu liebkosen, und sah einen fremden Mann darauf anlegen. Erschrocken rief sie laut in griechischer Sprache: Ritter, ich beschwöre dich, tödte mir nicht diesen Schwan. Salvius Brabon, der sich mit diesen Worten in einem wildfremden Lande, und durch eine Frau in seiner Sprache anrufen hörte, war überaus betroffen, zog jedoch die Hand vom Bogen, und that den Pfeil vom Strang; darauf fragte er die Frau auf griechisch, was sie in dem abgelegenen, wilden Lande mache? Sie aber war noch mehr erschrocken, sich in ihrer Muttersprache anreden zu hören, und lud ihn ein, „in die Burg zu treten, so würden sie sich vollständig einander Aufschluß geben können;“ welches er auch mit Vergnügen annahm. Als er innen war, fragte sie ihn eine Menge Dinge,

533.

Carl Ynach, Salvius Brabon und Frau Schwan.

Iehan le Maire Illustrations de Gaule. Paris 1548. 4. Lib. II. Bl. 20—23. (Vergl. Tacitus hist. IV, 55.)

Gottfried, mit dem Zunamen der Carl, war König von Tongern, und wohnte an der Maas auf seiner Burg Megen. Er hatte einen Sohn, Namens Carl Ynach, den verbannte er aus dem Land, weil er einer Jungfrau Gewalt gethan hatte. Carl Ynach floh nach Rom zu seinem Oheim Cloadich, welcher daselbst als Geißel gefangen lebte, und wurde von diesem ehrenvoll empfangen. Carl Ynach wohnte zu Rom bei einem Senator, Namens Octavius, bis dieser vor des Sylla Grausamkeit aus der Stadt wich nach Arcadien. Hier aber lebte Lucius Julius Proconsul, welcher zwei Töchter hatte, die eine hieß Julia, die andre Germana. In diese Germana verliebte sich nun Carl Ynach, offenbarte ihr, daß er eines Königs Sohn wäre, und beredte sie zur Flucht. Eines Nachts nahmen sie die besten Kleinode aus ihrem Schatz, schifften sich heimlich ein und kamen nach Italien, nahe bei Venedig. Hier stiegen beide zu Pferd, ritten über Mailand durch Savoyen und Burgund ins Land Frankreich, und trafen nach viel Tagefahrten zu Cambray ein. Von da gingen sie noch weiter an einen Ort, der damals das Schloß Senes hieß, und ruhten in einem schönen Thale aus. In diesem Thal auf einem lustigen Fluß schwammen Schwäne; einer ihrer

Diener, der Bogenschütze war, spannte und schoß einen Pfeil. Aber er fehlte den Schwan, der erschrockene Vogel hob sich in die Luft, und flüchtete sich in der schönen Germana Schooß. Froh über dieses Wunder, und weil der Schwan ein Vogel guter Bedeutung ist, fragte sie Carl Ynach, ihren Gemahl: wie der Vogel in seiner Landessprache heiße? In deutscher Sprache, antwortete er, heißt man ihn Swana. So will ich — sagte sie — hinführo nicht länger Germana, sondern Schwan heißen; denn sie befürchtete, eines Tages an ihrem rechten Namen erkannt zu werden. Der ganze Ort aber bekam von der Menge seiner Schwäne, den Namen Schwanenthal (vallis cignea, Valenciennes) an der Schelde. Jenen Schwan nahm die Frau mit, fütterte und pflag ihn sorgsam. Carl und Frau Schwan gelangten nach diesem bis zu dem Schlosse Florimont, unweit Brüssel; daselbst erfuhr er den Tod seines Vaters Godfried Carl, und zog sogleich dahin. Zu Löwen opferte er seinen Göttern, und wurde in Tongern mit Jubel und Freude als König und Erbe empfangen. Salvius herrschte hierauf eine Zeit lang in Frieden, und zeugte mit seiner Gemahlin einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn wurde Octavian, die Tochter wiederum Schwan benannt. Bald danach hatte Arioviſt, König der Sachsen, Krieg mit Julius Cäsar und den Römern; Carl Ynach verband sich mit Arioviſt, und zog den Römern entgegen, blieb aber todt in einer Schlacht, die bei Besançon geliefert wurde. Frau Schwan, seine Wit-

we, barg ſich mit ihren Kindern in dem Schloſſe Megen an der Maas, und fürchtete, daß Julius Cäſar, ihr Bruder, ſie auskundſchaften möchte. Das Reich Tongern hatte ſie an Ambiorix abgetreten, nahm aber ihren Schwan mit nach Megen, wo ſie ihn auf den Burggraben ſetzte, und oft mit eigner Hand fütterte, zum Angedenken ihres Gemahls.

Julius Cäſar hatte dazumal in ſeinem Heer einen Helden, Namens Salvius Brabon, der aus dem Geſchlechte des Frankus, Hectors von Troja Sohn, abſtammte. Julius Cäſar, um ſich von der Arbeit des Krieges ein wenig auszuruhen, war ins Schloß Cleve gekommen; Salvius Brabon beluſtigte ſich in der Gegend von Cleve mit Bogen und Pfeil, gedachte an ſein bisheriges Leben und an einen bedeutenden Traum, den er eines Nachts gehabt. In dieſen Gedanken befand er ſich von ungefähr am Ufer des Rheins, der nicht weit von dem Schloſſe Cleve fließt, und ſah auf dem Strom einen ſchneeweißen Schwan; der ſpielte und biß mit ſeinem Schnabel in einen Kahn am Ufer. Salvius Brabon blickte mit Vergnügen und Verwunderung zu, und die glückliche Bedeutung dieſes Vogels mit ſeinem Traum verbindend, trat er in das Schifflein; der Schwan, ganz kirr und ohne ſcheu zu werden, floß ein wenig voraus und ſchien ihm den Weg zu weiſen; der Ritter empfahl ſich Gott, und beſchloß ihm zu folgen. Ganz ruhig geleitete ihn der Schwan den Lauf des Rheins entlang, und Salvius ſchaute ſich allenthalben um, ob

er

Erde graben, daß dem Könige seine Ehre bewahrt bleibe. Beatrix weinte und rang die Hände, daß es einen erbarmen mußte; die alte Königin aber hub an, sie heftig zu schelten und des schändlichsten Ehebruchs zu zeihen. Darauf ging Matabruna weg, rief einen vertrauten Diener, dem sie die sieben Kindlein übergab und sprach: die silbernen Ketten an dieser Brut bedeuten, daß sie dereinst Räuber und Mörder werden; darum muß man eilen, sie aus der Welt zu schaffen. Der Knecht nahm sie in seinen Mantel, ritt in den Wald und wollte sie tödten; als sie ihn aber anlachten, wurde er mitleidig, legte sie hin und empfahl sie der Barmherzigkeit Gottes. Darauf kehrte er an den Hof zurück und sagte der Alten, daß er ihren Befehl ausgerichtet, wofür sie ihm großen Lohn versprach. Die sieben Kinder schrien unterdessen vor Hunger im Walde; das hörte ein Einsiedler, Helias mit Namen, der fand sie und trug sie in seinem Gewande mit sich in die Klause. Der alte Mann wußte aber nicht, wie er sie ernähren sollte; siehe, da kam eine weiße Geiß gelaufen, bot den Kindern ihre Mammen, und sie sogen begierig daran. Diese Geiß stellte sich nun von Tag zu Tage ein, bis daß die Kinder wuchsen und größer wurden. Der Einsiedel machte ihnen dann kleine Röcklein von Blättern, sie gingen spielen im Gesträuch und suchten sich wilde Beeren, die sie aßen, und wurden auferzogen in Gottes Furcht und Gnade.

Der König, nachdem er den Feind besiegt hatte,

kehrte heim und wurde mit Klagen empfangen: daß sein Gemahl von einem schändlichen Hunde sieben Wölpe geboren hätte, welche man weggeschafft. Da befiel ihn tiefer Schmerz; er versammelte seinen Rath und fragte, was zu thun wäre? Und einige riethen, die Königin zu verbrennen, andere aber, sie nur gefangen einzuschließen. Dieses Letztere gefiel dem König besser, weil er sie noch immer liebte. Also blieb die unschuldige Beatrix eingeschlossen, bis zur Zeit, daß sie wieder erlöst werden sollte.

Der Einsiedel hatte unterdessen die sieben Kinder getauft, und eines, das er besonders liebte, Helias nach seinem Namen geheißen. Die Kinder aber in ihren Blätterröcklein, barfuß und barhaupt, liefen stets mit einander im Wald herum. Es geschah, daß ein Jäger der alten Königin daselbst jagte, und die Kindlein alle sieben, mit ihren Silberketten um den Hals, unter einem Baum sitzen sah, von dem sie die wilden Aepfel abrupften und aßen. Der Jäger grüßte sie, da flohen die Kinder zu der Klause, und der Einsiedler bat, daß der Jäger ihnen kein Leid thun möchte. Als dieser Jäger wieder nach Lillefort kam, erzählte er Matabrunen alles, was er gesehen hatte; sie wunderte sich und rieth wohl, daß es Oriants sieben Kinder wären, welche Gott beschirmt hatte. Da sprach sie auf der Stelle: „o guter Gesell, nehmt von euren Leuten und kehret mir eilends zum Wald, daß ihr die sieben Kinder tödtet, und bringt mir die sieben Ketten zum Wahrzeichen mit! Thut ihr das nicht, so

trägt dieſes Land den Namen Brabant. Seinem Neffen Octavian gab der Kaiſer das Königreich Agrippina am Rhein, ein weites Gebiet.

Tongern aber benannte er hinführo nach dem Namen ſeiner Schweſter Germana, Germania, und wollte auch, daß Octavian den Beinamen Germanicus führte. Seitdem heißen die Deutſchen nun Germanen.

534.

Der Ritter mit dem Schwan.

Flamländ. Volksbuch.

Niederdeutſch in einem Mſpt. der Paulinerbibl. zu Leipzig. Nro. 95. (Feller 292).

Zu Flandern war vor Alters ein Königreich Lillefort, da wo jetzt die Städte Ryßel und Douay liegen; in demſelben herrſchte Pyrion mit Matabrune ſeiner Gemahlin. Sie zeugten einen Sohn, Namens Oriant. Dieſer jagte eines Tages im Walde einen Hirſch, der Hirſch entſprang ihm aber in ein Waſſer, und Oriant ſetzte ſich müde an einen ſchönen Brunnen, um dabei auszuruhen. Als er ſo allein ſaß, kam eine edle Jungfrau gegangen, die ſeine Hunde ſah und ihn fragte: mit weſſen Urlaub er in ihrem Walde jage? Dieſe Jungfrau hieß Beatrix, und Oriant wurde von ihrer wunderbaren Schönheit ſo getroffen, daß er ihr die Liebe erklärte und ſeine Hand auf der Stelle bot. Beatrix willigte ein, und der junge König nahm ſie mit aus dem Wald nach Lillefort, um

schmied nahm eine der Ketten, und wollte sie im Feuer prüfen, ob das Silber gut wäre. Da wurde die Kette so schwer, daß sie allein mehr wog, als vorher die sechse zusammen. Der Schmied war verwundert, gab die fünfe seiner Frau, sie aufzuheben; und aus der sechsten, die geschmolzen war, wirkte er zwei Näpfe, jeden so groß, als ihn Matabrun begehrt hatte. Den einen Napf behielt er auch noch zu den Ketten, und den andern trug er der Königin hin, die sehr zufrieden mit seiner Schwere und Größe war.

Als nun die Kinder in weiße Schwäne verwandelt worden waren, kam der Einsiedler mit dem jungen Helias auch wieder heim, und war erschrocken, daß die andern fehlten. Und sie suchten nach ihnen den lieben langen Tag, bis zum Abend, und fanden nichts, und waren sehr traurig. Morgens frühe begann der kleine Helias wieder nach seinen Geschwistern zu suchen, bis er zu einem Weiher kam, worauf sechs Schwäne schwammen, die zu ihm hin flossen, und sich mit Brod füttern ließen. Von nun ging er alle Tage zu dem Wasser, und brachte den Schwänen Brod; es verstrich eine geraume Zeit.

Während Beatrix gefangen saß, dachte Matabrun auf nichts anders, als sie durch den Tod wegzuräumen. Sie stiftete daher einen falschen Zeugen an, welcher aussagte „den Hund gekannt zu haben, mit dem die Königin Umgang gepflogen hätte.“ Oriant wurde dadurch von neuem erbittert; und als der Zeuge sich erbot, seine Aussage gegen jedermann im Gottes-

npf zu bewähren, ſchwur der König: daß Beatrix
:ben ſolle, wenn kein Kämpfer für ſie aufträte.
dieſer Noth betete ſie zu Gott, der ihr Flehen
rte, und einen Engel zum Einſiedler ſandte. Die=
erfuhr nunmehr den ganzen Verlauf: wer die
hwäne wären, und in welcher Gefahr ihre arme
utter ſchwebte. Helias, der Jüngling, war erfreut
er dieſe Nachricht; und machte ſich barfuß, bar=
upt, und in ſeinem Blätterkleid auf, an den Hof
s Königs, ſeines Vaters, zu gehen. Das Gericht
ar gerade verſammelt, und der Verräther ſtand zum
mpfe bereit: Helias erſchien, ſeine einzige Waffe
ar eine hölzerne Keule. Hierauf überwand der Jüng=
g ſeinen Gegner, und that die Unſchuld der gelieb=
n Mutter dar, die ſogleich befreit, und in ihre vo=
ge Rechte eingeſetzt wurde. Als ſich nun die ganze
errätherei enthüllt hatte, wurde ſogleich der Gold=
mied geſandt, der die Schwanketten verſchmieden
llte. Er kam, und brachte fünf Ketten und den
apf, der ihm von der ſechſten übergeſchoſſen war.
elias nahm nun dieſe Ketten, und war begierig,
ine Geſchwiſter wieder zu erlöſen; plötzlich ſah man
chs Schwäne zu dem Schloßweiher geflogen kom=
en. Da gingen Vater und Mutter mit ihm hin=
us, und das Volk ſtand um das Ufer und wollte
m Wunder zuſehen. Sobald die Schwäne Helias
blickten, ſchwommen ſie hinzu, und er ſtrich ihre
edern und wies ihnen die Ketten. Hierauf legte
einem nach dem andern die Kette um den Hals,

kehrte heim und wurde mit Klagen empfangen: daß sein Gemahl von einem schändlichen Hunde sieben Wölpe geboren hätte, welche man weggeschafft. Da befiel ihn tiefer Schmerz; er versammelte seinen Rath und fragte, was zu thun wäre? Und einige riethen, die Königin zu verbrennen, andere aber, sie nur gefangen einzuschließen. Dieses Letztere gefiel dem Könige besser, weil er sie noch immer liebte. Also blieb die unschuldige Beatrix eingeschlossen, bis zur Zeit, daß sie wieder erlöst werden sollte.

Der Einsiedel hatte unterdessen die sieben Kinder getauft, und eines, das er besonders liebte, Helias nach seinem Namen geheißen. Die Kinder aber in ihren Blätterröcklein, barfuß und barhaupt, liefen stets mit einander im Wald herum. Es geschah, daß ein Jäger der alten Königin daselbst jagte, und die Kindlein alle sieben, mit ihren Silberketten um den Hals, unter einem Baum sitzen sah, von dem sie die wilden Aepfel abrupften und aßen. Der Jäger grüßte sie, da flohen die Kinder zu der Klause, und der Einsiedler bat, daß der Jäger ihnen kein Leid thun möchte. Als dieser Jäger wieder nach Lillefort kam, erzählte er Matabrunen alles, was er gesehen hatte; sie wunderte sich und rieth wohl, daß es Oriants sieben Kinder wären, welche Gott beschirmt hatte. Da sprach sie auf der Stelle: „o guter Gesell, nehmt von euren Leuten und kehret mir eilends zum Wald, daß ihr die sieben Kinder tödtet, und bringt mir die sieben Ketten zum Wahrzeichen mit! Thut ihr das nicht, so

ein Horn und sprach: dieses Horn bewahre wohl! denn alle, die es blasen hören, denen mag kein Leid geschehen. Der Schwan schrie drei oder vier Mal ganz mit seltsamer Stimme; da ging Helias zum Gestade hinab; sogleich schlug der Vogel die Flügel, als ob er ihn fröhlich bewillkommte, und neigte seinen Hals. Helias betrat den Nachen, und der Schwan stellte sich vornen hin und schwamm voraus; schnell flossen sie davon, von Fluß in Fluß, von Strom in Strom, bis sie zu der Stelle gelangten, wohin sie nach Gottes Willen beschieden waren.

Zu diesen Zeiten herrschte Otto der erste, Kaiser von Deutschland, und unter ihm stand das Ardennerland, Lüttich und Namur. Dieser hielt gerade seinen Reichstag zu Nimmegen, und wer über ein Unrecht zu klagen hatte, der kam dahin und brachte seine Worte an. Es begab sich nun, daß auch der Graf von Frankenburg vor den Kaiser trat, und die Herzogin von Billon (Bouillon), Namens Clarissa, beschuldigte, „ihren Gemahl vergiftet, und während seiner dreijährigen Meerfahrt eine unrechte Tochter erzeugt zu haben; darum sey das Land nunmehr an ihn, den Bruder des Herzogs verfallen.“ Die Herzogin verantwortete sich, so gut sie konnte; aber das Gericht sprach einen Gotteskampf aus „und daß sie sich einen Streiter gegen den Grafen von Frankenburg stellen müsse, der ihre Unschuld darthun wolle.“ Die Herzogin sah sich aber vergebens nach einem Retter um; indem hörten alle ein Horn blasen. Da

ſchaute der Kaiſer zum Fenſter, und man erblickte auf dem Waſſer den Nachen fahren, von dem Schwan geleitet, in welchem Helias gewappnet ſtand. Kaiſer Otto verwunderte ſich, und als das Fahrzeug anhielt, und der Held landete, hieß er ihn ſogleich vor ſich führen. Die Herzogin ſah ihn auch kommen, und erzählte ihrer Tochter einen Traum, den ſie die letzte Nacht gehabt hatte: „es träumte mir, daß ich vor Gericht mit dem Grafen dingte, und ward verurtheilt, verbrennt zu werden. Und wie ich ſchon an den Flammen ſtand, flog über meinem Haupt ein Schwan, und brachte Waſſer zum Löſchen des Feuers; aus dem Waſſer ſtieg ein Fiſch, vor dem fürchteten ſich alle, ſo daß ſie bebten; darum hoffe ich, daß uns dieſer Ritter vom Tode erlöſen wird.“ Helias grüßte den Kaiſer und ſprach: ich bin ein armer Ritter, der durch Abentheuer hierher kommt, um euch zu dienen. Der Kaiſer antwortete: „Abentheuer habt ihr hier gefunden! hier ſtehet eine auf den Tod verklagte Herzogin; wollt ihr für ſie kämpfen, ſo könnt ihr ſie retten, wenn ihre Sache gut iſt.“ Helias ſah die Herzogin an, die ihm ſehr ehrbar zu ſeyn ſchien, und ihre Tochter war von wunderbarer Schönheit, daß ſie ihm herzlich wohlgefiel. Sie aber ſchwur ihm mit Thränen, daß ſie unſchuldig wäre; und Helias gelobte, ihr Kämpfer zu werden. Das Gefecht wurde hierauf anberaumt, und nach einem gefährlichen Streite ſchlug der Ritter mit dem Schwan dem Grafen Otto das Haupt vom Halſe, und der Herzogin Unſchuld

wurde offenbar. Der Kaiser begrüßte den Sieger; die Herzogin aber begab sich des Landes zu Gunsten ihrer Tochter Clarissa, und vermählte sie mit dem Helden, der sie befreit hatte. Die Hochzeit wurde prächtig zu Nimmegen gefeiert; hernach zogen sie in ihr Land Billon, wo sie mit Freuden empfangen wurden. Nach neun Monaten gebar die Herzogin eine Tochter, welche den Namen Yda empfing, und späterhin die Mutter berühmter Helden ward. Eines Tages nun fragte die Herzogin ihren Gemahl im Gespräch nach seinen Freunden und Magen, und aus welchem Lande er gekommen wäre? Helias aber antwortete nichts, sondern verbot ihr diese Frage; sonst müsse er von ihr scheiden. Sie fragte ihn also nicht mehr, und sechs Jahre lebten sie in Ruhe und Freuden zusammen.

Was man den Frauen verbietet, das thun sie zumeist; und die Herzogin, als sie einer Nacht bei ihrem Gemahl zu Bette lag, sprach dennoch: „o mein Herr! ich möchte gerne wissen, von wannen ihr seyd.“ Als dies Helias hörte, wurde er betrübt und antwortete: „ihr wißt, daß ihr das nicht wissen sollt; ich gelobe euch nun, Morgen von Lande zu scheiden.“ Und wie viel sie und die Tochter klagten und weinten, stand der Herzog Morgens auf, berief seine Mannen, und gebot ihnen: Frau und Tochter nach Nimmegen zu geleiten, damit er sie dort dem Kaiser empfehlen könne; denn er kehre nimmermehr wieder. Unter diesen Reden hörte man schon den Schwan schreien, der

augenblicklich ſtanden ſie in menſchlicher Geſtalt vor ihm, vier Söhne und eine Tochter; und die Ältern liefen hinzu, ihre Kinder zu halſen und küſſen. Als aber der ſechſte Schwan ſah, daß er allein übrig blieb und kein Menſch wurde, war er tief betrübt, und zog ſich im Schmerz die Federn aus; Helias weinte und ermahnte ihn tröſtend zur Geduld. Der Schwan neigte mit dem Hals, als ob er ihm dankte, und jedermann bemitleidete ihn. Die fünf andern Kinder wurden darauf zur Kirche geführt und getauft; die Tochter empfing den Namen Roſe, die vier Brüder wurden hernachmals fromme und tapfere Helden.

König Oriant nach dieſen wunderbaren Begebenheiten gab nun die Regierung des Reichs in ſeines Sohnes Helias Hände. Der junge König aber beſchloß, vor allem das Recht walten zu laſſen, eroberte die feſte Burg, wohin Matabrun geflohen war, und überlieferte ſie dem Gericht, welches die Übelthäterin zum Tode des Feuers verdammte. Dieſes Urtheil wurde ſodann vollſtreckt. Helias regierte nun eine Weile zu Lillefort; eines Tages aber, da er den Schwan, ſeinen Bruder, auf dem Schloßweiher einen Nachen ziehen ſah, hatte er keine längre Ruhe: ſondern hielt dies für ein Zeichen des Himmels, daß er dem Schwan folgen, und irgendwo Ruhm und Ehre erwerben ſolle. Er verſammelte daher Ältern und Geſchwiſter, entdeckte ihnen ſein Vorhaben, und küßte ſie zum Abſchied. Dann ließ er ſich Harniſch und Schild bringen. Oriant, ſein Vater, ſchenkte ihm

Als nun Ida, Helias Tochter, vierzehn Jahre alt geworden war, vermählte sie Kaiser Otto mit Eustachias, einem Grafen von Bonn. Ida lag auf eine Zeit im Traum, da däuchte ihr: als wenn drei Kinder an ihrer Brust lägen, jedes mit einer Krone auf dem Haupt; aber dem dritten zerbrach die Krone, und sie hörte eine Stimme, die sprach „sie würde drei Söhne gebären, von denen der Christenheit viel Frommen erwachsen solle; nur müsse sie verhüten, daß sie keine andere Milch sögen, als ihre eigne.“ Innerhalb drei Jahren brachte auch die Gräfin drei Söhne zur Welt; der älteste hieß Gottfried, der zweite Baldewin, der dritte Eustachias; alle aber zog sie sorgfältig mit ihrer Milch groß. Da begab sich, daß auf einen Pfingsttag die Gräfin in der Kirche war, und etwas lange von ihrem Säugling Eustachias blieb; da weinte das Kind so, daß eine andere Frau ihm zu säugen gab. Als die Gräfin zurückkehrte, und ihren Sohn an der Frauen Brust fand, sprach sie: „ach Frau, was habt ihr gethan? Nun wird mein Kind seine Würdigkeit verlieren.“ Die Frau sagte: ich meinte wohl zu thun, weil es so weinte, und dachte es zu stillen. Die Gräfin aber war betrübt, aß und trank den ganzen Tag nicht, und grüßte die Leute nicht, die ihr vorgestellt wurden.

Die Herzogin, ihre Mutter, hätte unterdessen gar zu gern Kundschaft von ihrem Gemahl gehabt, wohin er gekommen wäre; und sie sandte Pilger aus, die ihn suchen sollten in allen Landen. Nun kam endlich

einer dieſer Pilger vor ein Schloß, nach deſſen Namen er fragte, und hörte mit Erſtaunen, daß es Billon hieße: da er doch wohl wußte, Billon liege noch viel weiter. Die Landleute erzählten ihm aber, warum Helias dieſen Bau geſtiftet und ſo benannt habe; und berichteten den Pilgrim der ganzen Geſchichte. Der Pilgrim dankte Gott, daß er endlich gefunden hatte, was er ſo lange ſuchte; ließ ſich bei dem König Oriant und ſeinen Söhnen melden, und erzählte, wie es um die Herzogin in Billon und ihre Tochter ſtünde. Eßmer brachte dem Helias die frohe Bothſchaft in ſein Kloſter, Helias gab dem Pilgrim ſeinen Trauring zum Wahrzeichen mit; auch ſandten die andern viele Koſtbarkeiten ihren Freunden zu Billon. Der Pilgram fuhr damit in ſeine Heimath, und bald zogen die Herzogin und die Gräfin hin zu ihrem Gemahl und Vater in ſein Kloſter. Helias empfing ſie fröhlich, ſtarb aber nicht lange darnach; die Herzogin folgte ihm aus Betrübniß. Die Gräfin aber, als ihre Eltern begraben waren, zog wieder heim in ihr Land, und unterwies ihre Söhne in aller Tugend und Gottesfurcht. Dieſe Söhne gewannen hernachmals den Unglaubigen das heilige Land ab, und Godfried und Baldwin wurden zu Jeruſalem als Könige gekrönt.

535.

Das Schwanschiff am Rhein.

Helinandi chronicon. lib. XV.
Vincent. bellovac. sp. hist.
Gerhard van Schuiten.
Hopp Beschr. von Cleve 1655. p. 148 — 150.
Abel Samml. alter Chroniken. Braunschw. 1732. S. 54.
Görres Lohengrin LXXI — LXXIII.

Im Jahr 711 lebte Dieterichs, des Herzogen zu Cleve, einzige Tochter Beatrix, ihr Vater war gestorben, und sie war Frau über Cleve und viel Lande mehr. Zu einer Zeit saß diese Jungfrau auf der Burg von Nimwegen, es war schön, klar Wetter, sie schaute in den Rhein, und sah da ein wunderlich Ding. Ein weißer Schwan trieb den Fluß abwärts, und am Halse hatte er eine goldne Kette. An der Kette hing ein Schiffchen, das er fortzog, darin ein schöner Mann saß. Er hatte ein goldnes Schwert in der Hand, ein Jagdhorn um sich hängen, und einen köstlichen Ring am Finger. Dieser Jüngling trat aus dem Schifflein ans Land, und hatte viel Worte mit der Jungfrau, und sagte: daß er ihr Land schirmen sollte, und ihre Feinde vertreiben. Dieser Jüngling behagte ihr so wohl, daß sie ihn liebgewann und zum Manne nahm. Aber er sprach zu ihr: „fraget mich nie nach meinem Geschlecht und Herkommen; denn wo ihr danach fraget, werdet ihr mein los und ledig, und mich nimmer sehen.“ Und er sagte ihr, „daß er Helias hieße;“ er war groß von Leibe, gleich einem Riesen. Sie hatten nun mehrere Kinder mit einan-

der. Nach einer Zeit aber, so lag dieser Helias bei Nacht neben seiner Frau im Bette, und die Gräfin fragte unachtsam, und sprach: „Herr, solltet ihr euren Kindern nicht sagen wollen, wo ihr herstammet?“ Über das Wort verließ er die Frau, sprang in das Schwanenschiff hinein, und fuhr fort, wurde auch nicht wieder gesehen. Die Frau grämte sich, und starb aus Reue noch das nämliche Jahr. Den Kindern aber soll er die drei Stücke, Schwert, Horn und Ring zurück gelassen haben. Seine Nachkommen sind noch vorhanden, und im Schloß zu Cleve stehet ein hoher Thurm, auf dessen Gipfel ein Schwan sich drehet; genannt der Schwanthurm, zum Andenken der Begebenheit.

536.

Lohengrin zu Brabant.

Altdeutsches Gedicht

Vergl. Parcifal 24624 — 24715.

und Füetrer, bei Hofstäter II. 131 — 173.

Der Herzog von Brabant und Limburg starb, ohne andere Erben, als eine junge Tochter Els oder Elsam zu hinterlassen; diese empfahl er auf dem Todbette einem seiner Dienstmannen, Friedrich von Telramund.*) Friedrich, sonst ein tapferer Held, der

*) Die Erzählung im Parcifal ist noch einfacher. Friedrich fehlt ganz, die demüthige Herzogin wird von Land und Leuten bedrängt, sich zu vermählen. Sie verschwört jeden Mann, außer den ihr Gott sende, und da schwimmt der Schwan herzu.

zu Stockholm in Schweden einen Drachen getödtet hatte, wurde übermüthig, und warb um der jungen Herzogin Hand und Land; unter dem falschen Vorgeben, daß sie ihm die Ehe gelobt hatte. Da sie sich standhaft weigerte, klagte Friedrich bei dem Kaiser, Heinrich dem Vogler; und es wurde Recht gesprochen „daß sie sich im Gotteskampf durch einen Helden gegen ihn vertheidigen müsse.“ Als sich keiner finden wollte, betete die Herzogin inbrünstig zu Gott um Rettung. Da erscholl weit davon zu Montsalvatsch beim Gral der Laut der Glocke, zum Zeichen, daß jemand dringender Hülfe bedürfe: alsobald beschloß der Graf, den Sohn Parcifals Lohengrin darnach auszusenden. Eben wollte dieser seinen Fuß in den Stegreif setzen: da kam ein Schwan auf dem Wasser geflossen, und zog hinter sich ein Schiff daher. Kaum erblickte ihn Lohengrin, als er rief: „bringt das Roß wieder zur Krippe; ich will nun mit diesem Vogel ziehen, wohin er mich führt.“ Speise im Vertrauen auf Gott nahm er nicht in das Schiff; nachdem sie fünf Tage über Meer gefahren hatten, fuhr der Schwan mit dem Schnabel ins Wasser, fing ein Fischlein auf, aß es halb, und gab dem Fürsten die andere Hälfte zu essen.

Unterdessen hatte Elsam ihre Fürsten und Mannen nach Antwerpen zu einer Landsprache berufen. Gerade an Tage der Versammlung sah man einen Schwan die Scheide herauf schwimmen, der ein Schifflein zog, in welchem Lohengrin auf sein

er Herzog von Cleve herunter ſtach, und dieſer den [illegible] zerbrach; neidiſch redete da die Clever Herzogin [illegible] unter den Frauen: „ein kühner Held mag Lohengrin ſeyn, und Chriſtenglauben ſcheint er zu haben; [illegible], daß Adels halben ſein Ruhm gering iſt; denn niemand weiß, woher er ans Land geſchwommen kam.“ Dies Wort ging der Herzogin von Brabant durch das Herz, ſie erröthete und erblich. Nachts im Bette, als ihr Gemahl ſie in Armen hielt, weinte ſie; er ſprach: „Lieb, was wirret dir?“ Sie antwortete „die Clever Herzogin hat mich zu tiefem Seufzen gebracht“; der Lohengrin ſchwieg und fragte nicht weiter. Die zweite Nacht wollte ſie wieder; er aber merkte es wohl, und ſtillte ſie nochmals. Allein in der dritten Nacht konnte ſich Elſam nicht länger halten, und ſprach: „Herr, zürnt mir nicht! ich wüßte gern, von wannen ihr geboren ſeyd; denn mein Herz ſagt mir, ihr ſeyet reich an Adel.“ Als nun der Tag anbrach, erklärte Lohengrin öffentlich, von woher er ſtamme: daß Parcifal ſein Vater ſey, und Gott ihn vom Gral hergeſandt habe. Darauf ließ er ſeine beiden Kinder bringen, die ihm die Herzogin geboren, küßte ſie, und befahl „ihnen Horn und Schwert, das er zurück laſſe, wohl aufzuheben“; der Herzogin ließ er das Fingerlein, das ihm einſt ſeine Mutter geſchenkt hatte. Da kam mit Eile ſein Freund, der Schwan, geſchwommen, hinter ihm das Schifflein; der Fürſt trat hinein, und fuhr wider Waſſer und Wege in des Grales Amt. Elſam ſank ohnmächtig nieder, daß man

Schild ausgeſtreckt ſchlief. Der Schwan landete bald am Geſtade, und der Fürſt wurde fröhlich empfangen; kaum hatte man ihm Helm, Schild und Schwert aus dem Schiff getragen, als der Schwan ſogleich zurück fuhr. Lohengrin vernahm nun das Unrecht, welches die Herzogin litt, und übernahm es gerne, ihr Kämpfer zu ſeyn. Elſam ließ hierauf alle ihre Verwandten und Unterthanen entbieten, die ſich bereitwillig in großer Zahl einſtellten; ſelbſt König Gotthart, ihr mütterlicher Ahn, kam aus Engelland, durch Gundemar, Abt zu Clarbrunn, berufen. Der Zug machte ſich auf den Weg, ſammelte ſich nachher vollſtändig zu Saarbrück, und ging von da nach Mainz. Kaiſer Heinrich, der ſich zu Frankfurt aufhielt, kam nach Mainz entgegen; und in dieſer Stadt wurde das Geſtühl errichtet, wo Lohengrin und Friedrich kämpfen ſollten. Der Held vom Gral überwand; Friedrich geſtand, die Herzogin angelogen zu haben, und wurde mit Schlägel und Barte (Beil) gerichtet. Elſam fiel nun dem Lohengrin zu Theile, die ſich längſt einander liebten; doch behielt er ſich insgeheim voraus, daß ihr Mund alle Fragen nach ſeiner Herkunft zu vermeiden habe: denn ſonſt müſſe er ſie augenblicklich verlaſſen.

Eine Zeitlang verlebten die Eheleute in ungeſtörtem Glück, und Lohengrin beherrſchte das Land weiſe und mächtig; auch dem Kaiſer leiſtete er auf den Zügen gegen die Hunnen und Heiden große Dienſte. Es trug ſich aber zu, daß er ein Mal im Speerwechſel

den Herzog von Cleve herunter ſtach, und dieſer den Arm zerbrach; neidiſch redete da die Clever Herzogin laut unter den Frauen: „ein kühner Held mag Lohengrin ſeyn, und Chriſtenglauben ſcheint er zu haben; ſchade, daß Adels halben ſein Ruhm gering iſt; denn niemand weiß, woher er ans Land geſchwommen kam.“ Dies Wort ging der Herzogin von Brabant durch das Herz, ſie erröthete und erblich. Nachts im Bette, als ihr Gemahl ſie in Armen hielt, weinte ſie; er ſprach: „Lieb, was wirret dir?“ Sie antwortete „die Clever Herzogin hat mich zu tiefem Seufzen gebracht“; aber Lohengrin ſchwieg und fragte nicht weiter. Die zweite Nacht wollte ſie wieder; er aber merkte es wohl, und ſtillte ſie nochmals. Allein in der dritten Nacht konnte ſich Elſam nicht länger halten, und ſprach: „Herr, zürnt mir nicht! ich wüßte gern, von wannen ihr geboren ſeyd; denn mein Herz ſagt mir, ihr ſeyet reich an Adel.“ Als nun der Tag anbrach, erklärte Lohengrin öffentlich, von woher er ſtamme: daß Parcifal ſein Vater ſey, und Gott ihn vom Grale hergeſandt habe. Darauf ließ er ſeine beiden Kinder bringen, die ihm die Herzogin geboren, küßte ſie, und befahl „ihnen Horn und Schwert, das er zurück laſſe, wohl aufzuheben“; der Herzogin ließ er das Fingerlein, das ihm einſt ſeine Mutter geſchenkt hatte. Da kam mit Eile ſein Freund, der Schwan, geſchwommen, hinter ihm das Schifflein; der Fürſt trat hinein, und fuhr wider Waſſer und Wege in des Grales Amt. Elſam ſank ohnmächtig nieder, daß man

mit einem Keil ihre Zähne aufbrechen, und ihr Wasser eingießen mußte. Kaiser und Reich nahmen sich der Waisen an; die Kinder hießen Johann und Lohengrin. Die Witwe aber weinte, und klagte ihr übriges Leben lang um den geliebten Gemahl, der nimmer wiederkehrte.

537.

Loherangrins Ende in Lothringen.

Nach dem Titurel.

Vergl. Fürrer bei Hofstäter II. 174 — 182.

Als nun Loherangrin mit Zurücklassung des Schwerts, Hornes und Fingerlins aus Brabant fortgezogen war, kam er in das Land Lyzaborie (Luxemburg) und ward der schönen Belaye Gemahl; die sich wohl vor der Frage nach seiner Herkunft hütete, und ihn über die Maßen liebte, so daß sie keine Stunde von ihm seyn konnte, ohne zu siechen. Denn sie fürchtete seinen Wankelmuth, und lag ihm beständig an zu Haus zu bleiben; der Fürst aber mochte ein so verzagtes Leben nicht gerne leiden, sondern ritt oft zu birsen auf die Jagd. So lange er abwesend war, saß Belaye halbtodt und sprachlos daheim; sie kränkelte, und es schien ihr durch Zauberei etwas angethan. Nun wurde ihr von einem Kammerweib gerathen „wolle sie ihn fester an sich bannen: so müsse sie Loherangrin, wann er müde von der Jagd entschlafen sey, ein Stück Fleisch von dem Leibe schneiden und essen.“ Belaye aber verwarf den Rathschlag, und

gte „eh' wollt ich mich begraben laſſen, als daß
m nur ein Finger ſchwüre!“ zürnte dem Kammer-
eib, und verwies ſie ſeitdem aus ihrer Huld. Gif-
z ging die Verrätherin hin zu Belayens Magen,
e dem Helden die Königstochter neideten, und brach-
ihnen falſche Lügen vor. Da berieth ſich Belayens
ippſchaft, daß ſie aus Loherangrin das Fleiſch, wo-
it allein Belayens Noth gelindert werden könnte,
weiden wollten; und als er eines Tages wieder
f die Jagd gegangen und entſchlafen war, träumte
m: tauſend Schwerter ſtünden zumal ob ſeinem ein-
en Haupt gezückt. Erſchrocken fuhr er auf, und
) die Schwerter der Verräther. Alle bebten vor
n Helden, mit ſeiner einen Hand erſchlug er mehr
m hundert. Sie waren aber unter einander zu feſt
bunden, und ließen nicht nach, ihn anzugreifen:
ihm ihrer zu viel wurde, und er eine Wunde
ch den linken Arm empfing, ſo ſchwer, daß ſie
n Arzt heilen konnte. Als ſie ihn todtwund ſa-
, fielen ſie ihm alle zu Füßen, ſeiner großen Tu-
d wegen. Belaye ſtarb nach empfangener Todes-
ſchaft alsbald vor Herzeleid. Loherangrin und Be-
e wurden gebalſamt und zuſammen eingeſargt,
nach ein Kloſter über ihren Gräbern gebauet; ihre
hname werden da den Pilgrimen noch gewieſen.
s Land, vorher Lyzaborie genannt, nahm von ihm
Namen Lotharingen an. Dieſe Begebenheit
ſich ereignet nach Chriſti Geburt fünfhundert
r.

538.

Der Schwanritter.

Nach Conrads von Würzburg Gedicht.

Herzog Gottfried von Brabant war gestorben, ohne männliche Erben zu hinterlassen; er hatte aber in einer Urkunde gestiftet, daß sein Land der Herzogin und seiner Tochter verbleiben sollte. Hieran kehrte sich jedoch Gottfrieds Bruder, der mächtige Herzog von Sachsen wenig: sondern bemächtigte sich, aller Klagen der Witwe und Waise unerachtet, des Landes, das nach deutschem Rechte auf keine Weiber erben könne.

Die Herzogin beschloß daher, bei dem König zu klagen; und als bald darauf Carl nach Niederland zog, und einen Tag zu Neumagen am Rheine halten wollte, kam sie mit ihrer Tochter dahin und begehrte Recht. Dahin war auch der Sachsen Herzog gekommen, und wollte der Klage zu Antwort stehen. Es ereignete sich aber, daß der König durch ein Fenster schaute; da erblickte er einen weißen Schwan, der schwamm den Rhein herdan und zog an einer silbernen Kette, die hell glänzte, ein Schifflein nach sich; in dem Schiff aber ruhte ein schlafender Ritter, sein Schild war sein Hauptkissen, und neben ihm lagen Helm und Halsberg; der Schwan steuerte gleich einem geschickten Seemann, und brachte sein Schiff an das Gestade. Carl und der ganze Hof verwunderten sich höchlich ob diesem seltsamen Ereigniß; jedermann ver-

gaß der Klage der Frauen, und lief hinab dem Ufer zu. Unterdeſſen war der Ritter erwacht und ſtieg aus der Bärke; wohl und herrlich empfing ihn der König, nahm ihn ſelbſt zur Hand, und führte ihn gegen die Burg. Da ſprach der junge Held zu dem Vogel: flieg deinen Weg wohl, lieber Schwan! wann ich dein wieder bedarf, will ich dir ſchon rufen. Sogleich ſchwang ſich der Schwan, und fuhr mit dem Schifflein aus aller Augen weg. Jedermann ſchaute den fremden Gaſt neugierig an; Carl ging wieder ins Geſtühl zu ſeinem Gericht, und wies jenem eine Stelle unter den andern Fürſten an.

Die Herzogin von Brabant, in Gegenwart ihrer ſchönen Tochter, hub nunmehr ausführlich zu klagen an, und hernach vertheidigte ſich auch der Herzog von Sachſen. Endlich erbot er ſich zum Kampf für ſein Recht, und die Herzogin ſolle ihm einen Gegner ſtellen, das ihre zu bewähren. Da erſchrak ſie heftig; denn er war ein auserwählter Held, an den ſich niemand wagen würde; vergebens ließ ſie im ganzen Saale die Augen umgehen, keiner war da, der ſich ihr erboten hätte. Ihre Tochter klagte laut und weinte; da erhob ſich der Ritter, den der Schwan ins Land geführt hatte, und gelobte, ihr Kämpfer zu ſeyn. Hierauf wurde ſich von beiden Seiten zum Streit gerüſtet, und nach einem langen und hartnäckigen Gefecht war der Sieg endlich auf Seiten des Schwanritters. Der Herzog von Sachſen verlor ſein Leben, und der Herzogin Erbe wurde wieder frei und ledig.

Schild ausgestreckt schlief. Der Schwan landete bald am Gestade, und der Fürst wurde fröhlich empfangen; kaum hatte man ihm Helm, Schild und Schwert aus dem Schiff getragen, als der Schwan sogleich zurück fuhr. Lohengrin vernahm nun das Unrecht, welches die Herzogin litt, und übernahm es gern, ihr Kämpfer zu seyn. Elsam ließ hierauf alle ihre Verwandten und Unterthanen entbieten, die sich bereitwillig in großer Zahl einstellten; selbst König Gotthart, ihr mütterlicher Ahn, kam aus Engelland, durch Gundemar, Abt zu Clarbrunn, berufen. Der Zug machte sich auf den Weg, sammelte sich nachher vollständig zu Saarbrück, und ging von da nach Mainz. Kaiser Heinrich, der sich zu Frankfurt aufhielt, kam nach Mainz entgegen; und in dieser Stadt wurde das Gestühl errichtet, wo Lohengrin und Friedrich kämpfen sollten. Der Held vom Gral überwand; Friedrich gestand, die Herzogin angelogen zu haben, und wurde mit Schlägel und Barte (Beil) gerichtet. Elsam fiel nun dem Lohengrin zu Theile, die sich längst einander liebten; doch behielt er sich insgeheim voraus, daß ihr Mund alle Fragen nach seiner Herkunft zu vermeiden habe: denn sonst müsse er sie augenblicklich verlassen.

Eine Zeitlang verlebten die Eheleute in ungestörtem Glück, und Lohengrin beherrschte das Land weise und mächtig; auch dem Kaiser leistete er auf den Zügen gegen die Hunnen und Heiden große Dienste. Es trug sich aber zu, daß er ein Mal im Speerwechsel

den Herzog von Cleve herunter ſtach, und dieſer den Arm zerbrach; neidiſch redete da die Clever Herzogin laut unter den Frauen: „ein kühner Held mag Lohengrin ſeyn, und Chriſtenglauben ſcheint er zu haben; ſchade, daß Adels halben ſein Ruhm gering iſt; denn niemand weiß, woher er ans Land geſchwommen kam.“ Dies Wort ging der Herzogin von Brabant durch das Herz, ſie erröthete und erblich. Nachts im Bette, als ihr Gemahl ſie in Armen hielt, weinte ſie; er ſprach: „Lieb, was wirret dir?“ Sie antwortete „die Clever Herzogin hat mich zu tiefem Seufzen gebracht“; aber Lohengrin ſchwieg und fragte nicht weiter. Die zweite Nacht wollte ſie wieder; er aber merkte es wohl, und ſtillte ſie nochmals. Allein in der dritten Nacht konnte ſich Elſam nicht länger halten, und ſprach: „Herr, zürnt mir nicht! ich wüßte gern, von wannen ihr geboren ſeyd; denn mein Herz ſagt mir, ihr ſeyet reich an Adel.“ Als nun der Tag anbrach, erklärte Lohengrin öffentlich, von woher er ſtamme: daß Parcifal ſein Vater ſey, und Gott ihn vom Grale hergeſandt habe. Darauf ließ er ſeine beiden Kinder bringen, die ihm die Herzogin geboren, küßte ſie, und befahl „ihnen Horn und Schwert, das er zurück laſſe, wohl aufzuheben“; der Herzogin ließ er das Fingerlein, das ihm einſt ſeine Mutter geſchenkt hatte. Da kam mit Eile ſein Freund, der Schwan, geſchwommen, hinter ihm das Schifflein; der Fürſt trat hinein, und fuhr wider Waſſer und Wege in des Grales Amt. Elſam ſank ohnmächtig nieder, daß man

538.

Der Schwanritter.

Nach Conrads von Würzburg Gedicht.

Herzog Gottfried von Brabant war geſtorben, ohne männliche Erben zu hinterlaſſen; er hatte aber in einer Urkunde geſtiftet, daß ſein Land der Herzogin und ſeiner Tochter verbleiben ſollte. Hieran kehrte ſich jedoch Gottfrieds Bruder, der mächtige Herzog von Sachſen wenig: ſondern bemächtigte ſich, aller Klagen der Witwe und Waiſe unerachtet, des Landes, das nach deutſchem Rechte auf keine Weiber erben könne.

Die Herzogin beſchloß daher, bei dem König zu klagen; und als bald darauf Carl nach Niederland zog, und einen Tag zu Neumagen am Rheine halten wollte, kam ſie mit ihrer Tochter dahin und begehrte Recht. Dahin war auch der Sachſen Herzog gekommen, und wollte der Klage zu Antwort ſtehen. Es ereignete ſich aber, daß der König durch ein Fenſter ſchaute; da erblickte er einen weißen Schwan, der ſchwamm den Rhein herdan und zog an einer ſilbernen Kette, die hell glänzte, ein Schifflein nach ſich; in dem Schiff aber ruhte ein ſchlafender Ritter, ſein Schild war ſein Hauptkiſſen, und neben ihm lägen Helm und Halsberg; der Schwan ſteuerte gleich einem geſchickten Seemann, und brachte ſein Schiff an das Geſtade. Carl und der ganze Hof verwunderten ſich höchlich ob dieſem ſeltſamen Ereigniß; jedermann ver-

gaß der Klage der Frauen, und lief hinab dem Ufer zu. Unterdessen war der Ritter erwacht und stieg aus der Barke; wohl und herrlich empfing ihn der König, nahm ihn selbst zur Hand, und führte ihn gegen die Burg. Da sprach der junge Held zu dem Vogel: flieg deinen Weg wohl, lieber Schwan! wann ich dein wieder bedarf, will ich dir schon rufen. Sogleich schwang sich der Schwan, und fuhr mit dem Schifflein aus aller Augen weg. Jedermann schaute den fremden Gast neugierig an; Carl ging wieder ins Gestühl zu seinem Gericht, und wies jenem eine Stelle unter den andern Fürsten an.

Die Herzogin von Brabant, in Gegenwart ihrer schönen Tochter, hub nunmehr ausführlich zu klagen an, und hernach vertheidigte sich auch der Herzog von Sachsen. Endlich erbot er sich zum Kampf für sein Recht, und die Herzogin solle ihm einen Gegner stellen, das ihre zu bewähren. Da erschrak sie heftig; denn er war ein auserwählter Held, an den sich niemand wagen würde; vergebens ließ sie im ganzen Saale die Augen umgehen, keiner war da, der sich ihr erboten hätte. Ihre Tochter klagte laut und weinte; da erhob sich der Ritter, den der Schwan ins Land geführt hatte, und gelobte, ihr Kämpfer zu seyn. Hierauf wurde sich von beiden Seiten zum Streit gerüstet, und nach einem langen und hartnäckigen Gefecht war der Sieg endlich auf Seiten des Schwanritters. Der Herzog von Sachsen verlor sein Leben, und der Herzogin Erbe wurde wieder frei und ledig.

Da neigten ſie und die Tochter dem Helden, der ſie erlöſt hatte, und er nahm die ihm angetragene Hand der Jungfrau mit dem Beding an: daß ſie nie und zu keiner Zeit fragen ſolle „woher er gekommen, und welches ſein Geſchlecht ſey?“ denn außerdem müſſe ſie ihn verlieren.

Der Herzog und die Herzogin zeugten zwei Kinder zuſammen, die waren wohl gerathen; aber immer mehr fing es an, ihre Mutter zu drücken, daß ſie gar nicht wußte, wer ihr Vater war; und endlich that ſie an ihn die verbotene Frage. Der Ritter erſchrak herzlich und ſprach: nun haſt du ſelbſt unſer Glück zerbrochen und mich am längſten geſehen. Die Herzogin bereute es aber zu ſpät, alle Leute fielen zu ſeinen Füßen und baten ihn zu bleiben. Der Held waffnete ſich, und der Schwan kam mit demſelben Schifflein geſchwommen; darauf küßte er beide Kinder, nahm Abſchied von ſeinem Gemahl und ſegnete das ganze Volk; dann trat er in's Schiff, fuhr ſeine Straße und kehrte nimmer wieder. Der Frau ging der Kummer zu Bein und Herzen, doch zog ſie fleißig ihre Kinder auf. Aus dem Saamen dieſer Kinder ſtammen viel edle Geſchlechter, die von Geldern ſowohl als Cleve, auch die rieneker Grafen und manche andre; alle führen den Schwan im Wappen.

539.

Der gute Gerhard Schwan.

Nordiſche Volksbücher von Kaiſer Carl.
Vergl. Nyerup Morſkabsläsning S. 90. 91.

Eines Tages ſtand König Carl am Fenſter einer Burg, und ſah hinaus auf den Rhein. Da ſah er einen Schwan auf dem Waſſer ſchwimmen kommen, der hatte einen Seidenſtrang um den Hals und daran hing ein Boot; in dem Boot ſaß ein Ritter ganz gewaffnet, an ſeinem Hals hatte er eine Schrift. Und wie der Ritter ans Land kam, fuhr der Schwan mit dem Schiffe fort und wurde nimmer mehr geſehen. Navilon (Nibelung), einer von des Königs Männern, ging dem Fremden entgegen, gab ihm die Hand, und führte ihn vor den König. Da fragte Carl nach ſeinem Namen; aber der Ritter konnte nicht reden, ſondern zeigte ihm die Schrift; und die Schrift beſagte, daß Gerhard Schwan gekommen ſey, ihm um ein Land und eine Frau zu dienen. Navilon nahm ihm darauf die Waffen ab, und hob ſie auf; aber Carl gab ihm einen guten Mantel, und ſie gingen dann zu Tiſch. Als aber Rolland den Neukömmling ſah, frug er: was es für ein Mann wäre? Carl antwortete „dieſen Ritter hat mir Gott geſandt;“ und Rolland ſprach „er ſcheinet heldenmüthig.“ Der König befahl, ihn wohl zu bedienen. Gerhard war ein weiſer Mann, diente dem König wohl und gefiel jedermann; ſchnell lernte er die Sprache. Der König wurde ihm

ſehr hold, vermählte ihm ſeine Schweſter Adalis (im Däniſchen: Eliſa) und ſetzte ihn zu einem Herzog über Ardennenland.

540.

Die Schwanringe zu Pleſſe.

Joh. Lenzner pleſſiſches Stammbuch, aus dem ungedruckten Calendar. hist. Ioannis Gasconis monachi.

Vergl Meier, pleß. Denkwürdigkeiten. Lp. 1713. 4. S. 115 — 122.

Die Herren von Schwanring zogen aus einem fremden Land in die Gegend von Pleſſe, und wollten ſich niederlaſſen. Im Jahr 892 bekamen ſie Fehde mit denen von Beverſtein; es waren ihrer drei Brüder: Siegfried, Sieghart und Gottſchalk von Schwanring; und ſie führten Schwanflügel und Ring in ihren Schilden. Bodo von Beverſtein erſchoß den Sieghart mit einem Pfeil, und floh vor der Rache der Brüder nach Finnland, wo er ſich niederſetzte. Und die andern Beverſteine legten eine feſte Burg an gegen die Schwanringe, geheißen Hardenberg, oder Bevernſtein. Gottſchalk und Siegfried gingen aber damit um, eine Gegenburg anzulegen. Eines Tages jagten ſie von Hökelheim aus in dem hohen Wald (der auch Langforſt oder Pleſſenwald heißt), und mit ihnen war ihr Baſtardbruder, genannt Heiſo Schwanenflügel, ein guter liſtiger Jäger, der Wege und Stege in Feld und Holz wohl erfahren; der wußte von den Anſchlägen der Hardenberger. Dieſer erſah ein gutes Plätzchen an einer Ecke, gegen die Leine,

wies es seinen Brüdern; die sprachen: wohlan, ein gut gelagen Plätzken! Hier wollen wir Haus, Burg und Feste bauen. Also bauten sie an demselben Flekken; das Haus wurde Plätzken, und nach und nach Plesse genannt; endlich nahmen die Schwanringe selbst den Namen der von Plesse an. Der Streit mit den Hardenbergern wurde vertragen. Die Schäfer zeigen noch die Stelle, wo Sieghart erschossen wurde (zwischen den Dörfern Angerstein und Parnhosen), und fügen hinzu: daß auch daselbst vor Zeiten ein steinern Creuz gestanden habe, das schwanringer Creuz genannt.

541.

Das oldenburger Horn.

Hamelmann oldenb. Chronik 1593. Th. 1. c. 20.
Winkelmann old. Chr. Th. 1. c. 3.

In dem Hause Oldenburg wurde sonst ein künstlich, und mit viel Zierrathen gearbeitetes Trinkhorn sorgfältig bewahrt, das sich aber gegenwärtig zu Copenhagen befindet. Die Sage lautet so: Im Jahr 990 (967.) beherrschte Graf Otto das Land. Weil er, als ein guter Jäger, große Lust am Jagen hatte, begab er sich am 20. July gedachten Jahres mit vielen von seinen Edelleuten und Dienern auf die Jagd, und wollte zuförderst in dem Walde, Bernefeuer genannt, das Wild heimsuchen. Da nun der Graf selbst ein Reh hetzte, und demselben vom Bernefeuersholze bis an den Osenberg allein nachrannte, verlor

ſehr hold, vermählte ihm ſeine Schweſter Adalis (im Däniſchen: Eliſa) und ſetzte ihn zu einem Herzog über Ardennenland.

540.

Die Schwanringe zu Pleſſe.

Joh. Lenzner pleſſiſches Stammbuch, aus dem ungedruckten Calendar. hist. Ioannis Gasconis monachi.

Vergl Meier, pleß. Denkwürdigkeiten. Lp. 1713. 4. S. 118—122.

Die Herren von Schwanring zogen aus einem fremden Land in die Gegend von Pleſſe, und wollten ſich niederlaſſen. Im Jahr 892 bekamen ſie Fehde mit denen von Beverſtein; es waren ihrer drei Brüder: Siegfried, Sieghart und Gottſchalk von Schwanring; und ſie führten Schwanflügel und Ring in ihren Schilden. Bodo von Beverſtein erſchoß den Sieghart mit einem Pfeil, und floh vor der Rache der Brüder nach Finnland, wo er ſich niederſetzte. Und die andern Beverſteine legten eine feſte Burg an gegen die Schwanringe, geheißen Hardenberg, oder Beverſtein. Gottſchalk und Siegfried gingen aber damit um, eine Gegenburg anzulegen. Eines Tages jagten ſie von Hökelheim aus in dem hohen Wald (der auch Langforſt oder Pleſſenwald heißt), und mit ihnen war ihr Baſtardbruder, genannt Heiſo Schwanenflügel, ein guter liſtiger Jäger, der Wege und Stege in Feld und Holz wohl erfahren; der wußte von den Anſchlägen der Hardenberger. Dieſer erſah ein gutes Plätzchen an einer Ecke, gegen die Leine,

wies es seinen Brüdern; die sprachen: wohlan, ein gut gelagen Plätzken! Hier wollen wir Haus, Burg und Feste bauen. Also hauten sie an demselben Flekken; das Haus wurde Plätzken, und nach und nach Plesse genannt; endlich nahmen die Schwanringe selbst den Namen der von Plesse an. Der Streit mit den Hardenbergern wurde vertragen. Die Schäfer zeigen noch die Stelle, wo Siezhart erschossen wurde (zwischen den Dörfern Angerstein und Parnhosen), und fügen hinzu: daß auch daselbst vor Zeiten ein steinern Creuz gestanden habe, das schwanringer Creuz genannt.

541.

Das oldenburger Horn.

Hamelmann oldenb. Chronik 1595. Th. 1. c. 10.
Winkelmann old. Chr. Th. 1. c. 3.

In dem Hause Oldenburg wurde sonst ein künstlich, und mit viel Zierrathen gearbeitetes Trinkhorn sorgfältig bewahrt, das sich aber gegenwärtig zu Copenhagen befindet. Die Sage lautet so: Im Jahr 990 (967.) beherrschte Graf Otto das Land. Weil er, als ein guter Jäger, große Lust am Jagen hatte, begab er sich am 20. July gedachten Jahres mit vielen von seinen Edelleuten und Dienern auf die Jagd, und wollte zuvörderst in dem Walde, Bernefeuer genannt, das Wild heimsuchen. Da nun der Graf selbst ein Reh hetzte, und demselben vom Bernefeuersholze bis an den Osenberg allein nachrannte, verlor

er ſein ganzes Jagdgefolge aus Augen und Ohren, ſtand mit einem weißen Pferde mitten auf dem Berge, und ſah ſich nach ſeinen Winden um, konnte aber auch nicht ein Mal einen lautenden (bellenden) Hund zu hören bekommen. Hierauf ſprach er bei ihm ſelber, denn es eine große Hitze war: ach Gott, wer nur einen kühlen Trunk Waſſers hätte! Sobald als der Graf das Wort geſprochen, that ſich der Oſenberg auf, und kommt aus der Kluft eine ſchöne Jungfrau wohl gezieret, mit ſchönen Kleidern angethan, auch ſchönen über die Achſel getheilten Haaren und einem Kränzlein darauf; und hatte ein köſtlich ſilbern Geſchirr, ſo vergüldt war, in Geſtalt eines Jägerhorns, wohl und gar künſtlich gemacht, in der Hand, das gefüllt war. Dieſes Horn reichte ſie dem Grafen und bat, daß er daraus trinken wolle, ſich zu erquicken.

Als nun ſolches vergüldtes, ſilbern Horn der Graf von der Jungfrau auf und angenommen, den Deckel davon gethan und hinein geſehen: da hat ihm der Trank, oder was darinnen geweſen, welches er geſchüttelt, nicht gefallen und deßhalben ſolch Trinken der Jungfrau geweigert. Worauf aber die Jungfrau geſprochen „mein lieber Herr, trinket nur auf meinen Glauben: denn es wird euch keinen Schaden geben, ſondern zum Beſten gereichen;“ mit fernerer Anzeige „wo er, der Graf, draus trinken wolle, ſollt's ihm, Graf Otten und den Seinen, auch folgends dem ganzen Hauſe Oldenburg wohlgehn, und die Landſchaft zunehmen und ein Gedeihen haben.“ Da aber der

if ihr keinen Glauben zuſtellen noch daraus trin-
würde, ſo ſollte künftig im nachfolgenden gräflich
nburgiſchen Geſchlecht keine Einigkeit bleiben. Als
r der Graf auf ſolche Rede keine Acht gab, ſon-
r bei ihm ſelber, wie nicht unbillig, ein groß Be-
ken machte, daraus zu trinken: hat er das ſilbern
gülbte Horn in der Hand behalten, und hinter ſich
hwenket und ausgegoſſen, davon etwas auf das
ße Pferd geſprützet; und wo es begoſſen und naß
den, ſind ihm die Haar abgangen. Da nun die
igfrau ſolches geſehen, hat ſie ihr Horn wieder be-
ret; aber der Graf hat mit dem Horn, ſo er in
Hand hatte, vom Berge abgeeilet, und als er ſich
der umgeſehn, vermerkt, daß die Jungfrau wieder
den Berg gangen; und weil darüber dem Grafen
Schrecken ankommen, hat er ſein Pferd zwiſchen
Sporn genommen, und im ſchnellen Lauf nach ſei-
Dienern geeilet; und denſelbigen, was ſich zuge-
zen, vermeldet, das ſilbern vergülbte Horn gezei-
, und alſo mit nach Oldenburg genommen. Und
daſſelbige, weil er's ſo wunderbarlich bekommen,
ein köſtlich Kleinod von ihm und allen folgenden
ierenden Herren des Hauſes gehalten worden.

542.

Friedrich von Oldenburg.

Chron. rastedense, ap. Meibom II, p. 90. 91.
Gryphiander's Schauſpiel Fridericus Leomachus 1629.
Moleman de certamine Friderici cum Leone. Hafn. 1749.
Dreyer Miſc. S. 69.

Graf Huno von Oldenburg war ein frommer und rechter Mann. Als zu ſeiner Zeit der Kaiſer einen großen Fürſtentag in der Stadt Goslar hielt, ſäumte Huno, weil er Gott und frommen Werken oblag, dahin zu gehen. Da verleumdeten ihn falſche Ohrenbläſer und klagten ihn des Aufruhrs gegen das Reich an; der Kaiſer aber verurtheilte ihn zum Gottesurtheil durch Kampf, und kämpfen ſollte er mit einem ungeheuern, grauſamen Löwen. Huno begab ſich nebſt Friedrich, ſeinem jungen Sohne, in des Kaiſers Hof; Friedrich wagte, mit dem Thier zu fechten. Vater und Sohn flehten Gottes Beiſtand an und gelobten, der Jungfrau Maria ein reiches Kloſter zu ſtiften, wenn ihnen der Sieg zufiele. Friedrich ließ einen Strohmann zimmern und gleich einem Menſchen bewaffnen, den warf er liſtig dem Löwen vor, ſchreckte ihn und gewann unverletzt den Sieg. Der Kaiſer umarmte den Helden, ſchenkte ihm Gürtel und Ring, und belehnte ihn mit vielen Gütern vom Reich. — Die Frieſen ſangen Lieder von dieſer That.

543.

Die neun Kinder.

Halems Schriften. Münster 1803. Th. I.
Misc. für neue Weltkunde. 1811. Nro. 11.

Zu Möllenbeck, einer Klosterkirche an der Weser, igt man das Holzbild einer Heiligen, die eine Kirche i Arm trägt. Die Sage lautet: Einst kehrte Graf ffo aus fernen Landen nach langer Abwesenheit in ine Heimath wieder; unterwegs traumte ihm, Hild- irg, seine Gemahlin, habe ihm unterdessen neun Kin- r geboren. Erschrocken beschleunigte er seine Reise, id Hildburg kam ihm fröhlich mit den Worten ent- gen: ich glaubte dich todt; aber blieb nicht allein, ndern habe neun Töchter geboren, die sind alle Gott weiht. Uffo antwortete: deine Kinder sind auch die einen, ich will sie ausstatten. Es waren aber neun irchen, darunter das Kloster zu Möllenbeck, welche ie fromme Frau gebaut und gestiftet hatte.

544.

Amalaberga von Thüringen.

Gregorius turon. III, 4.

In Thüringen herrschten drei Brüder, Baderich, ermenfried und Berthar. Den jüngsten tödtete Her- enfried auf Anstiften seiner Gemahlin Amalaberga, ner Tochter Theodorichs von Franken. Darauf ihte sie nicht, sondern reitzte ihn auch, den ältesten egzuräumen, und soll auf folgende listige Weise den

Bruderkrieg erweckt haben. Als ihr Gemahl eines Tages zum Mahl kam, war der Tisch nur halb gedeckt. Hermenfried fragte: was dies zu bedeuten hätte? „Wer nur ein halbes Königreich besitzt — sprach sie — der muß sich auch mit einer halb gedeckten Tafel begnügen.“

545.

Sage von Irmenfried, Iring und Dieterich.

Witichind gesta saxon. lib. I.

Vergl. Rohte ap. Menken 1644—1650. und Abbas urspergensis p. 201—204.

Der Frankenkönig Hugo (Chlodwig) hinterließ keinen rechtmäßigen Erben, außer seiner Tochter Amelberg, die an Irminfried, König von Thüringen, vermählt war. Die Franken aber wählten seinen unehelichen Sohn Dieterich zum König; der schickte einen Gesandten zu Irmenfried, um Frieden und Freundschaft; auch empfing ihn derselbe mit allen Ehren, und hieß ihn eine Zeit lang an seinem Hofe bleiben. Allein die Königin von Thüringen, welche meinte „daß ihr das Frankenreich mit Recht gehörte, und Dieterich ihr Knecht wäre“ berief Iring, den Rath des Königs, zu sich und bat ihn: ihrem Gemahl zuzureden, daß er sich nicht mit dem Botschafter eines Knechtes einlassen möchte. Dieser Iring war sehr stark und tapfer, klug und fein in allem Rathgeben, und brachte also den König von dem Frieden mit Dieterich ab, wozu ihm die andern Räthe gerathen hatten. Daher trug Irminfried dem Abgesandten auf,

einem Herrn zu antworten: er möge doch eher ſich die Freiheit, als ein Reich zu erwerben trachten. Worauf der Geſandte verſetzte: ich wollte dir lieber mein Haupt geben, als ſolche Worte von dir gehört haben; ich weiß wohl, daß um derentwillen viel Blut der Franken und Thüringer fließen wird.

Wie Dieterich dieſe Botſchaft vernommen, ward er erzürnt, zog mit einem ſtarken Heere nach Thüringen, und fand den Schwager bei Runibergun ſeiner warten. Am erſten und zweiten Tage ward ohne Entſcheidung gefochten; am dritten aber verlor Irminfried die Schlacht, und floh mit den übrig gebliebenen Leuten in ſeine Stadt Schiding, am Fluſſe Unſtrot gelegen.

Da berief Dieterich ſeine Heerführer zuſammen. Unter denen rieth Waldrich: nachdem man die Todten begraben und die Wunden gepflegt, mit dem übrigen Heere heimzukehren, das nicht hinreiche, den Krieg fort zu führen. Es hatte aber der König einen getreuen, erfahrenen Knecht, der gab andern Rathſchlag und ſagte: die Standhaftigkeit wäre in edlen Dingen das Schönſte, wie bei den Vorfahren; man müßte aus dem eroberten Lande nicht weichen, und die Beſiegten wieder aufkommen laſſen; die ſonſt durch neue Verbindungen gefährlich werden könnten, jetzt aber allein eingeſchloſſen wären. — Dieſer Rath gefiel auch dem König am beſten, und er ließ den Sachſen durch Geſandte anbieten: wenn ſie ihm ihre alten Feinde, die Thüringer bezwingen hälfen, ſo

wollte er ihnen deren Reich und Land auf e
verleihen.

Die Sachsen ohne Säumen schickten neun An
rer, jeden mit tausend Mann; deren starke Le
fremde Sitten, Waffen und Kleider die Franken
wunderten. Sie lagerten sich aber nach Mittag
auf den Wiesen am Fluß, und stürmten am folgen
Morgen die Stadt; auf beiden Seiten wurde mit
ßer Tapferkeit gestritten, von den Thüringern für
Vaterland, von den Sachsen für den Erwerb des
des. In dieser Noth schickte Irminfried den J
ab, Schätze und Unterwerfung für den Frieden
Frankenkönig anzubieten. Dieterichs Räthe mit
gewonnen, riethen um so mehr zur Willfahrung:
die Sachsen sehr gefährliche Nachbarn werden
den, wenn sie Thüringen einbekämen; und also
sprach der König, morgendes Tages seinen Schw
wieder aufzunehmen und den Sachsen abzusa
Iring blieb im Lager der Franken, und sandte sei
Herrn einen Boten, um die Stadt zu beruhigen;
selbst wollte sorgen, daß die Nacht die Gesinnu
nicht änderte.

Da nun die Bürger wieder sicher des Frie
waren, ging einer mit seinem Sperber heraus,
an dem Flußufer Futter zu suchen. Es geschah a
daß der Vogel losgelassen auf die andere Seite
Wassers flog, und von einem Sachsen gefangen wu
Der Thüringer foderte ihn wieder, der Sachse
gerte ihn. Der Thüringer: ich will dir etwas of

ren, wenn du mir den Vogel lässest, was dir und
inen Gesellen sehr nützlich ist. Der Sachse: so sage,
enn du haben willst, was du begehrst! So wisse —
rach der Thüringer — daß die Könige Frieden gemacht,
id vorhaben, euch morgen im Lager zu fangen und
erschlagen! Als er nun dieses dem Sachsen noch-
als ernstlich betheuert, und ihnen die Flucht angera-
en hatte: so ließ dieser alsbald den Sperber los,
id verkündigte seinen Gefährten, was er vernommen.

Wie sie nun alle in Bestürzung und Zweifel wa-
n, ergriff ein von allen geehrter Greis, genannt
äthugast, ihr heiliges Zeichen, welches eines Lö-
en und Drachen und darüber fliegenden Adlers
ild war, und sprach: bis hierher habe ich unter
achsen gelebt und sie nie fliehen gesehen; so kann ich
ch jetzt nicht genöthigt werden, das zu thun, was
niemals gelernt. Kann ich nicht weiter leben, so
es mir das liebste, mit den Freunden zu fallen;
e erschlagenen Genossen, welche hier liegen, sind mir
n Beispiel der alten Tugend; da sie lieber ihren
eist aufgegeben haben, als vor dem Feinde gewichen
nd. Deßwegen laßt uns heunt in der Nacht die
chere Stadt überwältigen.

Beim Einbruche der Nacht drangen die Sachsen
ber die unbewachten Mauern in die Stadt, brachten
ie Erwachsenen zum Tod, und schonten nur der Kin-
er; Irminfried entfloh mit Weib und Kindern und
enniger Begleitung. Die Schlacht geschah am 1sten
ktober. Die Sachsen wurden von den Franken des

Sieges gerühmt, freundlich empfangen, und mit dem ganzen Lande auf ewig begabt. Den entronnenen König ließ Dieterich trüglich zurück rufen, und bewog endlich den Iring mit falschen Versprechungen seinen Herrn zu tödten. Als nun Irminfried zurück kam, und sich vor Dieterich niederwarf, so stand Iring dabei und erschlug seinen eigenen Herrn. Alsbald verwies ihn der König aus seinen Augen und aus dem Reich, als der um der unnatürlichen That allen Menschen verhaßt seyn müßte. Da versetzte Iring „ehe ich gehe, will ich meinen Herrn rächen“, zog das Schwert und erstach den König Dieterich. Darauf legte er den Leib seines Herrn über den des Dieterich, auf daß der, welcher lebend überwunden worden, im Tod überwände; bahnte sich Weg mit dem Schwert und entrann.

Irings Ruhm ist so groß, daß der Milchkreis am Himmel Iringsstraße nach ihm benannt wird.

546.

Das Jagen im fremden Walde.

Bange thür. Chron. Bl. 43. 44.

Altes Volkslied von der Frau von Weissenburg, Wunderhorn I. 242.

Rohte a. a. O. 1672. 1673.

Gerstenberger a. a. O. S. 114. 115.

Winkelmann VI. 201 — 203.

Friedrich, Pfalzgraf zu Sachsen, wohnete im Osterland bei Thüringen, auf Weissenburg an der Unstrut seinem schönen Schloß. Sein Gemahel war eine

borene Markgräfin zu Stade und Salzwedel, Adel-
id genannt, ein junges, schönes Weib, brachte ihm
ine Kinder. Heimlich aber buhlete sie mit Ludwig,
rafen zu Thüringen und Hessen, und verführt durch
e Liebe zu ihm, trachtete sie hin und her: wie sie
res alten Herrn abkommen möchte, und den jungen
rafen, ihren Buhlen, erlangen. Da wurden sie einig,
ß sie den Markgrafen umbrächten auf diese Weise:
pwig sollte an bestimmtem Tage eingehen in ihres
rrn Forst und Gebiet, in das Holz, genannt „die
eißen, am Münchroder Feld (nach andern, bei
chipplitz)“ und darin jagen, unbegrüßt und unbe-
agt; dann so wollte sie ihren Herrn reizen und be-
gen, ihm die Jagd zu wehren; da möchte er dann
nes Vortheils ersehen. Der Graf ließ sich vom
ufel und der Frauen Schöne blenden, und sagte es
. Als nun der mordliche Tag vorhanden war, rich-
e die Markgräfin ein Bad zu, ließ ihren Herrn
rin wohl pflegen und warten. Unterdessen kam
raf Ludwig, ließ sein Hörnlein schallen und seine
indlein bellen, und jagte dem Pfalzgraf in dem Sei-
n, bis hart vor die Thür. Da lief Frau Adelheid
ftig in das Bad zu Friedrichen, sprach: es jagen
ander Leut freventlich auf dem Deinen; das darfst
nimmer gestatten, sondern mußt ernstlich halten
er deiner Herrschaft Freiheit. Der Markgraf er-
rnte, fuhr auf aus dem Bad, warf ellends den
antel über das bloße Badhemd, und fiel auf seinen
engst, ungewapnet und ungerüstet. Nur wenig

Diener und Hunde rennten mit ihm in den Wald; und da er den Grafen erſah, ſtrafte er ihn mit harten Worten; der wandte ſich, und ſtach ihn mit einem Schweinſpieß durch ſeinen Leib, daß er todt vom Pferde ſank. Ludwig ritt ſeinen Weg, die Diener brachten den Leichnam heim, und beklagten und betrauerten ihn ſehr; die Pfalzgräfin rang die Hände, und raufte das Haar, und gebärdete ſich gar kläglich, damit keine Inzicht auf ſie falle. Friedrich wurde begraben, und an der Mordſtätte ein ſteinern Kreuz geſetzt, welches noch bis auf den heutigen Tag ſtehet; auf der einen Seite iſt ein Schweinſpieß, auf der andern der lateiniſche Spruch ausgehauen: anno domini 1065 hic exspiravit palatinus Fridericus, hasta prostravit comes illum dum Ludovicus. Ehe das Jahr um war, führte Graf Ludwig Frau Adelheiden auf Schauenburg ſein Schloß, und nahm ſie zu einem ehelichen Weib.

547.

Wie Ludwig Wartburg überkommen *).

Wange thür. Chron. Bl. 44. 45.
Gerſtenberger a. a. O. S. 118. 119.
Rohte a. a. O. 1674. 1675.

Als der Biſchof von Mainz Ludwigen, genannt den Springer, taufte, begabte er ihn mit allem Land, was

*) Aehnliche Sage von Conſtantin und Byzanz. Cod. pal. 361. fol. 63b.

dem Stift zuständig war, von der Hörsel bis an die Werra. Ludwig aber, nachdem er zu seinen Jahren kam, bauete Wartburg bei Eisenach, und man sagt, es sey also gekommen: auf eine Zeit ritt er an die Berge aus jagen, und folgte einem Stück Wild nach, bis an die Hörsel bei Niedereisenach, auf den Berg, da jetzo die Wartburg liegt. Da wartete Ludwig auf sein Gesinde und Dienerschaft. Der Berg aber gefiel ihm wohl, denn er war stickel und fest; gleichwohl oben räumig, und breit genug darauf zu bauen. Tag und Nacht trachtete er dahin, wie er ihn an sich bringen möchte: weil er nicht sein war, und zum Mittelstein *) gehörte, den die Herren von Frankenstein inne hatten. Er ersann eine List, nahm Volk zusammen, und ließ in einer Nacht Erde von seinem Grund in Körben auf den Berg tragen, und ihn ganz damit beschütten; zog darauf nach Schönburg, ließ einen Burgfrieden machen, und fing an, mit Gewalt auf jenem Berg zu bauen. Die Herren von Frankenstein verklagten ihn vor dem Reich, daß er sich des Ihren freventlich und mit Gewalt unternähme. Ludwig antwortete: „er baue auf das Seine, und gehörte auch zu dem Seinen, und wollte das erhalten mit Recht. Da ward zu Recht erkannt: wo er das erweisen und erhalten könne, mit zwölf ehrbaren Leuten, hätte er's zu genießen. Und er bekam zwölf Ritter, und trat mit ihnen auf den Berg, und sie zogen ihre Schwer-

*) Weil er die Fünfscheide macht zwischen Hessen, Thüringen, Franken, Buchen und Eichsfeld.

ter aus, und ſteckten ſie in die Erde, (die er darauf hatte tragen laſſen) ſchwuren: daß der Graf auf das Seine bauen, und der oberſte Boden hätte von Alters zum Land und Herrſchaft Thüringen gehört. Alſo verblieb ihm der Berg, und die neue Burg benannte er Wartburg, darum, weil er auf der Stätte ſeines Geſindes gewartet hatte.

548.

Ludwig der Springer.

Bange, thür Chronik Bl. 48. 49.
Winkelmann VI. 210.
Rohte 1675. 1676.
Gerſtenberger S. 183 — 186.

Die Brüder und Freunde Markgraf Friedrichs, klagten Landgraf Ludwigen zu Thüringen und Heſſen vor dem Kaiſer an, von wegen der frevelen That, die er um des ſchönen Weibes willen begangen hatte. Sie brachten auch ſo viel beim Kaiſer aus, daß ſie den Landgrafen, wo ſie ihn bekommen könnten, fahen ſollten. Alſo ward er im Stift Magdeburg getroffen, und auf den Gibichenſtein bei Halle an der Saal geführet, wo ſie ihn über zwei Jahre gefangen hielten in einer Kemnaten (Steinſtube) ohne Feſſel. Wie er nun vernahm „daß er mit dem Leben nicht davon kommen möchte“ rief er Gott an, und verhieß und gelobte eine Kirche zu bauen in St. Ulrichs Ehr, in ſeine neulich erkaufte Stadt Sangerhauſen, ſo ihm aus der Noth geholfen würde. Weil er aber vor

schwerem Kummer nicht aß und nicht trank, war er siech geworden; da bat er, man möge ihm sein Seelgeräthe *) setzen, eh' dann der Kaiser zu Lande käme und ihn tödten ließe. Und ließ beschreiben einen seiner heimlichen Diener, mit dem legte er an: wann er das Seelgeräthe von dannen führete, daß er den anderen Tag um Mittag mit zweien Kleppern unter das Haus an die Saale käme, und seiner wartete. Es saßen aber bei ihm auf der Kemnate sechs ehrbare Männer, die sein hüteten. Und als die angelegte Zeit herzu kam, klagte er, daß ihn heftig fröre; that derwegen viel Kleider an, und ging sänftiglich im Gemach auf und nieder. Die Männer spielten vor langer Weile im Brett, hatten auf sein Herumgehen nicht sonderliche Achtung; unterdessen gewahrte er unten seines Dieners mit den zwei Pferden, da lief er zum Fenster, und sprang durch den hohen Stein in die Saale hinab.

Der Wind führte ihn, daß er nicht hart ins Wasser fiel, da schwemmte der Diener mit dem ledigen Hengst zu ihm. Der Landgraf schwang sich zu Pferd, warf der nassen Kleider ein Theil von sich, und rennte auf seinem weißen Hengst, den er den Schwan hieß, bis gen Sangerhausen. Von diesem Sprunge heißt er Ludwig der Springer; dankte Gott und baute eine schöne Kirche, wie er gelobet hatte. Gott gab ihm und seiner Gemahlin Gnad in ihr Herz, daß sie Reu und Leid ob ihrer Sünde hatten.

*) Letzter Willen, Testament.

549.

Reinhartsbrunn.

Lange Bl. 49. 50.
Rohte 1677. 1678.

Als Landgraf Ludwig nach Rom zog, und vom Pabst Buße empfangen hatte für seine und seines Weibes Sünde, war ihm aufgelegt worden; sich der Welt zu begeben, und eine Kirche zu bauen in Unser lieb Frauen und St. Johannes Minne, der mit ihr unterm Kreuze stand am stillen Freitag. Also fuhr er wiederum heim zu Lande, übergab das Reich seinem Sohne, und suchte eine bequeme Baustätte aus. Und als er eine Zeit von Schönberg nach der Wartburg ritt, da saß ein Töpfer bei einem großen Brunnen. Von dem vernahm der Graf, und auch sonst von etlichen Bauern zu Fricherode: daß sie alle Nacht zwei schöne Lichter brennen sähen, das eine an der Stätte, da das Münster liegt, das andere, da St. Johannes Capelle liegt. Da, gedachte der Graf an sein Gelübde, und daß Gott, durch Offenbarung der Lichter, dahin die Kirche haben wollte; ließ sobald die Stätte räumen und die Bäume abhauen, und nahm des Bischofs von Halberstadt Rath zu dem Bau. Als das Gebäude fertig war, nannte er es von dem Töpfer und Brunnen „Reinhartsbrunn;“ da liegen die alten Landgrafen zu Hessen und Thüringen mehrentheils bestattet.

550.

Der hart geſchmiedete Landgraf.

Rohte a. a. O. 1683. 1684.
Bange thür. Chronik Bl. 60 61.
Gerſtenberger S. 152 — 154.
Koch Beſchreib. der Wartburg. S. 22.
Winkelmann VI. 228. 229.
Vergl. Kindertings Unterſuchung dieſer Fabel in der Odina. Breslau 1812. S. 140 — 151.

Zu Ruhla im Thüringerwald liegt eine uralte Schmiede, und ſprichwörtlich pflegte man von langen Zeiten her einen ſtrengen, unbiegſamen Mann zu bezeichnen: er iſt in der Ruhla hart geſchmiedet worden.

Landgraf Ludwig zu Thüringen und Heſſen war anfänglich ein gar milder und weicher Herr, demüthig gegen jedermann; da huben ſeine Junkern und Edelinge an ſtolz zu werden, verſchmähten ihn und ſeine Gebote; aber die Unterthanen drückten und ſchatzten ſie aller Enden. Es trug ſich nun ein Mal zu, daß der Landgraf jagen ritt auf dem Walde, und traf ein Wild an; dem folgte er nach ſo lange, daß er ſich verirrte, und ward benächtiget. Da gewahrte er eines Feuers durch die Bäume, richtete ſich danach und kam in die Ruhla, zu einem Hammer oder Waldſchmiede. Der Fürſt war mit ſchlechten Kleidern angethan, hatte ſein Jagdhorn umhängen. Der Schmied frug: wer er wäre? „Des Langrafen Jäger.“ Da ſprach der Schmied: „pfui des Landgrafen! wer ihn nennet, ſollte alle Mal das Maul wiſchen, des barmherzigen Herrn!“ Ludwig ſchwieg, und der Schmied ſagte

zuletzt: „herbergen will ich dich heunt; in der Schuppen da findeſt du Heu, magſt dich mit deinem Pferde behelfen; aber um deines Herrn willen, will ich dich nicht beherbergen.“ Der Landgraf ging beiſeit, konnte nicht ſchlafen. Die ganze Nacht aber arbeitete der Schmied, und wenn er ſo mit dem großen Hammer das Eiſen zuſammen ſchlug, ſprach er bei jedem Schlag: „Landgraf werde hart, Landgraf werde hart, wie dies Eiſen!“ und ſchalt ihn, und ſprach weiter: „du böſer, unſeliger Herr! was taugſt du den armen Leuten zu leben? ſiehſt du nicht wie deine Räthe das Volk plagen und mähren dir im Munde?“ Und erzählte alſo die liebelange Nacht, was die Beamten für Untugend mit den armen Unterthanen übeten. Klagten dann die Unterthanen, ſo wäre niemand, der ihnen Hülf thäte; denn der Herr nähme es nicht an, die Ritterſchaft ſpottete ſeiner hinterrücks, nennten ihn Landgraf Metz, und hielten ihn gar unwerth. Unſer Fürſt und ſeine Jäger treiben die Wölfe ins Garn, und die Amtleute die rothen Füchſe (die Goldmünzen) in ihre Beutel. Mit ſolchen und andern Worten redete der Schmied die ganze lange Nacht zu dem Schmiedegeſellen; und wenn die Hammerſchläge kamen, ſchalt er den Herrn, und hieß ihn hart werden wie das Eiſen. Das trieb er an bis zum Morgen; aber der Landgraf faſſete alles zu Ohren und Herzen, und ward ſeit der Zeit ſcharf und ernſthaftig in ſeinem Gemüth, begundte die Widerſpenſtigen zwingen und zum Gehorſam bringen. Das wollten

etliche nicht leiden, sondern bunden sich zusammen, und unterstunden sich gegen ihren Herrn zu wehren.

551.

Ludwig ackert mit seinen Adlichen.

Bange Bl. 61.
Winkelmann VI. 230.
Rohte 1684.
Gerkenberger S. 242. 243.

Als nun Ludwig der eiserne seiner Ritter einen überzog, der sich wider ihn verbrochen hatte, sammneten sich die andern, und wolltens nicht leiden. Da kam er zu streiten mit ihnen bei der Naumburg an der Saal, bezwang und fing sie, und führte sie zu der Burg; redte seine Nothdurft, und strafte sie hart mit Worten: „euren geleisteten Eid, so ihr mir geschworen und gelobet, habt ihr böslich gehalten. Nun wollte ich zwar euer Untreu wohl lohnen; wenn ichs aber thäte, spräche man vielleicht „ich tödtete meine eigne Diener;“ sollte ich euch schatzen, spräche man mirs auch nicht wohl; und ließe ich euch aber los, so achtetet ihr meines Zorns fürder nicht.“ Da nahm er sie und führte sie zu Felde, und fand auf dem Acker einen Pflug; darein spannete er der ungehorsamen Edelleute je vier, ahr (riß, ackerte) mit ihnen eine Furche und die Diener hielten den Pflug; er aber trieb mit der Geißel und hieb, daß sie sich beugeten und oft auf die Erde fielen. Wann dann eine Furche geahren war, sandte er vier andere ein, und ahrete

also einen ganzen Acker, gleich als mit Pferden; und ließ darnach den Acker mit großen Steinen zeichnen zu einem ewigen Gedächtniß. Und den Acker machte er frei, dergestalt „daß ein jeder Übelthäter, wie groß er auch wäre, wenn er darauf käme, daselbst solle frey seyn; und wer diese Freiheit brechen würde, sollte den Hals verloren haben;“ nannte den Acker den Edelacker, führte sie darauf wieder zur Naumburg, da mußten sie ihm auf ein neues schwören und hulden. Darnach ward der Landgraf im ganzen Lande gefürchtet; und wo die, so im Pflug gezogen hatten, seinen Namen hörten nennen, erseufzten sie und schämeten sich. Die Geschichte erscholl an allen Enden in deutschen Landen, und etliche scholten den Herrn darum, und wurden ihm gram; etliche scholten die Beamten, daß sie so untreu gewesen; etliche meinten auch, sie wollten sich eh' haben tödten lassen, dann in den Pflug spannen. Etliche auch demüthigten sich gegen ihrem Herrn, denen that er gut und hatte sie lieb. Etliche aber wolltens ihm nicht vergessen, stunden ihm heimlich und öffentlich nach Leib und Leben. Und wann er solche mit Wahrheit hinterkam, ließ er sie hängen, enthaupten und ertränken, und in den Stöcken sterben. Darum gewann er viel heimliche Neider von ihren Kindern und Freunden, ging derohalben mit seinen Dienern stätig in einem eisern Panzer, wo er hinging. Darum hieß man ihn den eisernen Landgrafen.

552.

Ludwig baut eine Mauer.

Bange Bl. 62. 63.
Winkelmann VI. 234.
Rohte 1685.

Ein Mal führte der eiserne Landgraf den Kaiser Friedrich Rothbart, seinen Schwager, nach Naumburg aufs Schloß; da ward der Kaiser von seiner Schwester freundlich empfangen, und blieb eine Zeit lang da bei ihnen. Eines Morgens lustwandelte der Kaiser, besah die Gebäu und ihre Gelegenheit, und kam hinaus auf den Berg, der sich vor dem Schloß ausbreitete. Und sprach: „eure Burg behaget mir wohl, ohne daß sie nicht Mauern hier vor der Kemnate hat, die sollte auch stark und feste seyn.“ Der Landgraf erwiederte: „um die Mauern sorg' ich nicht, die kann ich schnell erschaffen, so bald ich ihrer bedarf.“ Da sprach der Kaiser: „wie bald kann eine gute Mauer hierum gemachet werden?“ „Näher dann in drei Tagen“ antwortete Ludwig. Der Kaiser lachte, und sprach: „das wäre ja wunder; und wenn alle Steinmetzen des deutschen Reichs hier beisammen wären: so möchte das kaum geschehen.“ — Es war aber an dem, daß der Kaiser zu Tische ging; da bestellte der Landgraf heimlich mit seinen Schreibern und Dienern: daß man von Stund an Boten zu Roß aussandte zu allen Grafen und Herrn in Thüringen, und ihnen

meldete, daß sie zur Nacht mit wenig Leuten in der besten Rüstenung und Geschmuck auf die Burg kämen. Das geschah. Früh Morgens, als der Tag anbrach, richtete Landgraf Ludwig das Volk also an, daß ein jeder auf den Graben um die Burg trat, gewappnet und geschmuckt in Gold, Silber, Sammet, Seiden und den Wappenröcken, als wenn man zu streiten auszieht; und jeder Graf oder Edelmann hätte seinen Knecht vor ihm, der das Wappen trug, und seinen Knecht hinter ihm, der den Helm trug; so daß man deutlich jedes Wappen und Kleinod erkennen konnte. So standen nun alle Dienstmannen rings um den Graben, hielten bloße Schwerter und Aexte in Händen, und wo ein Mauerthurm stehen sollte, da stand ein Freiherr oder Graf mit dem Banner. Als Ludwig alles dies stillschweigends bestellet hatte, ging er zu seinem Schwager, und sagte: „die Mauer, die er sich gestern berühmt hätte zu machen, stehe bereit und fertig.“ Da sprach Friedrich: „ihr täuschet mich,“ und segnete sich, wenn er es etwa mit der schwarzen Kunst zuwege gebracht haben möchte. Und als er auswendig zu dem Graben trat, und so viel Schmuck und Pracht erblickte, sagte er: „nun hab ich köstlicher, edler, theurer und besser Mauern zeit meines Lebens noch nicht gesehen; das will ich Gott und euch bekennen, lieber Schwäher; habt immer Dank, daß ihr mir solche gezeiget habt.

553.

Ludwigs Leichnam wird getragen.

Bange Bl. 64.
Winkelmann VI. 235.
Rohte. 1686.

Im Jahr 1173 befiel den Landgrafen schwere Krankheit, und lag auf der Neuenburg, hieß vor sich seine Ritterschaft, die ihm widerspenstig gewesen war, und sprach: ich weiß, daß ich sterben muß und mag dieser Krankheit nicht genesen. Darum so gebiete ich euch, so lieb euch euer Leben ist: daß ihr mich, wann ich gestorben bin, mit aller Ehrwürdigkeit begrabet, und auf euern Hälsen von hinnen bis gen Reinhartsbrunn traget. Solches mußten sie ihm geloben bei Eiden und Treuen, denn sie fürchteten ihn mehr als den Teufel. Als er nun gestarb, leisteten sie die Gelübde, und trugen ihn auf ihren Achseln weiter dann zehn Meilen Wegs.

554.

Wie es um Ludwigs Seele geschaffen war.

Bange Bl. 65. 66.
Seestenberger a. a. O. S. 254—257.
Rohte 1686. 1687.

Als nun Ludwig der eiserne gestorben war, da hätte sein Sohn, Ludwig der Milde, gern erfahren von seines Vaters Seele: wie es um die gelegen wäre, gut oder bös. Das vernahm ein Ritter an des Fürsten Hofe, der war arm und hatte einen Bruder, der war ein Pfaffe, und kundig der schwarzen

Kunſt. Der Ritter ſprach zu ſeinem Bruder: lieber Bruder ich bitte dich, daß du von dem Teufel erfahren wolleſt, wie es um des eiſernen Landgrafen Seele ſey? Da ſprach der Pfaffe: ich will es gerne thun, auf daß euch der neue Herr deſto gütlicher handle. Der Pfaffe lud den böſen Geiſt, und fragte ihn um die Seele. Da antwortete der Teufel: willt du mit mir darfahren, ich weiſe ſie dir. Der Pfaffe wollte das, ſo ers ohne Schaden thun möchte; der Teufel ſchwur, daß er ihn geſund wiederbringen würde. Nach dieſem ſaß er auf des Teufels Hals, der führte ihn in kurzer Zeit an die Stätte der Pein. Da ſah der Pfaff gar mancherlei Pein, und in mancherlei Weiſe, davon erbebte er ſehr. Da rief ein ander Teufel und ſprach: wer iſt der, den du haſt auf deinem Halſe ſitzen, bringe ihn auch her? Es iſt unſer Freund — anwortete jener — dem hab ich geſchworen, daß ich ihn nicht letze, ſondern daß ich ihm des Landgrafen Seele weiſe. Zu Hand da wandte der Teufel einen eiſernen glühenden Deckel ab von einer Grube, da er auffaß; und hatte eine ehrne Poſaune, die ſteckte er in die Grube, und blies darein alſo ſehr: daß dem Pfaffen däuchte, die ganze Welt erſchölle und erbebete. Und nach einer Weile, als viel Funken und Flammen mit Schwefelgeſtank ausgingen, kam der Landgraf auch darin gefahren, gab ſich dem Pfaffen zu ſchauen und ſprach: ſieh, ich bin hier gegenwärtig, ich armer Landgraf, weiland dein Herre; und wollte Gott, daß ichs nie geweſen wäre,

so stäte Pein muß ich drum leiden. Sprach der Pfaffe: Herr ich bin zu euch gesandt von eurem Sohne, daß ich ihm sagen sollte, wie's um euch gethan wäre, ob er euch helfen möchte mit irgend etwas? Da antwortete er: wie es mir geht, hast du wohl gesehn; jedoch solltu wissen, wär's, daß meine Kinder den Gotteshäusern, Klöstern und andern Leuten ihr Gut wieder gäben, das ich ihnen wider Recht mit Gewalt abgenommen habe, das wäre meiner Seele ein große Hülfe. Da sprach der Pfaffe: sie glauben mir dieser Rede nicht. Da sagte er ihm ein Wahrzeichen, das niemand wüßte, als sie. Und da ward der Landgraf wieder zur Gruben gesenkt, und der Teufel führte den Pfaffen wieder von dannen; der blieb gelb und bleich, daß man ihn kaum erkannte, wiewohl er sein Leben nicht verlor. Da offenbarte er die Worte und Wahrzeichen, die ihm ihr Vater gesaget hatte; aber es ward seiner Seele wenig Nutzen, denn sie wollten das Gut nicht wiederkehren. Darnach übergab der Pfaffe alle seine Lehen, und ward ein Mönch zu Volkeroda.

555.

Der Wartburger Krieg.

Jo. Rohte chronicon thuring ap. Menken II 1697 — 1700.
Leben der heil. Elisabeth in altdeutschen Reimen ibidem 2035 — 45.
Cronica pontificum et archiepisc. magdeburgens. bei Wagenseil und Tenzel.
Gerstenberger thüring. Chronik, apud Schminke I. 277 — 286.

Auf der Wartburg bei Eisenach kamen im Jahr 1206 sechs tugendhafte und vernünftige Männer, mit

Gesang zusammen, und dichteten die Lieder, welche man hernach nennte: den Krieg zu der Wartburg. Die Namen der Meister waren: Heinrich Schreiber, Walter von der Vogelweide, Reimar Zweter, Wolfram von Eschenbach, Biterolf und Heinrich von Ofterdingen. Sie sangen aber, und stritten von der Sonne und dem Tag, und die meisten verglichen Hermann, Landgrafen zu Thüringen und Hessen, mit dem Tag, und setzten ihn über alle Fürsten. Nur der einzige Ofterdingen pries Leopolden, Herzog von Österreich, noch höher, und stellte ihn der Sonne gleich. Die Meister hatten aber unter einander bedungen: wer im Streit des Singens unterliege, der solle des Haupts verfallen; und Stempfel der Henker mußte mit dem Strick daneben stehen, daß er ihn alsbald aufhängte. Heinrich von Ofterdingen sang nun klug und geschickt; allein zuletzt wurden ihm die andern überlegen, und fingen ihn mit listigen Worten, weil sie ihn aus Neid gern von dem Thüringer Hof weggebracht hätten. Da klagte er, daß man ihm falsche Würfel vorgelegt, womit er habe verspielen müssen. Die fünf andern riefen Stempfel, der sollte Heinrich an einen Baum hängen. Heinrich aber floh zur Landgräfin Sophia, und barg sich unter ihrem Mantel; da mußten sie ihn in Ruhe lassen, und er dingte mit ihnen, daß sie ihm ein Jahr Frist gäben: so wolle er sich aufmachen nach Ungern und Siebenbürgen, und Meister Clingsor holen; was der urtheile über ihren Streit, das solle gelten. Dieser Clingsor

galt damals für den berühmtesten deutschen Meistersänger; und weil die Landgräfin dem Heinrich ihren Schutz bewilligt hatte, so ließen sie sich alle die Sache gefallen.

Heinrich von Ofterdingen wanderte fort, kam erst zum Herzogen nach Österreich, und mit dessen Briefen nach Siebenbürgen zu dem Meister, dem er die Ursache seiner Fahrt erzählte, und seine Lieder vorsang.

Clingsor lobte diese sehr, und versprach ihm mit nach Thüringen zu ziehen, und den Streit der Sänger zu schlichten. Unterdessen verbrachten sie die Zeit mit mancherlei Kurzweil, und die Frist, die man Heinrichen bewilligt hatte, nahte sich ihrem Ende. Weil aber Clingsor immer noch keine Anstalt zur Reise machte, so wurde Heinrich bang' und sprach: Meister, ich fürchte, ihr lasset mich im Stich, und ich muß allein und traurig meine Straße ziehen; dann bin ich ehrenlos, und darf Zeitlebens nimmermehr nach Thüringen. Da antwortete Clingsor: sey unbesorgt! wir haben starke Pferde und einen leichten Wagen, wollen den Weg kürzlich gefahren haben.

Heinrich konnte vor Unruhe nicht schlafen; da gab ihm der Meister Abends einen Trank ein, daß er in tiefen Schlummer sank. Darauf legte er ihn in eine derne Decke und sich dazu, und befahl seinen Geistern: daß sie ihn schnell nach Eisenach in Thüringerland schaffen sollten, auch in das beste Wirthshaus niedersetzen. Das geschah, und sie brachten ihn in

Helgreven-Hof, eh der Tag erschien. Im Morgenschlaf hörte Heinrich bekannte Glocken läuten, er sprach: mir ist, als ob ich das mehr gehört hätte, und deucht, daß ich zu Eisenach wäre. Dir träumt wohl — sprach der Meister. Heinrich aber stand auf und sah sich um, da merkte er schon, daß er wirklich in Thüringen wäre. „Gott sey Lob, daß wir hier sind, das ist Helgreven-Haus, und hier sehe ich S. Georgen Thor, und die Leute, die davor stehen und über Feld gehen wollen.“

Bald wurde nun die Ankunft der beiden Gäste auf der Wartburg bekannt, der Landgraf befahl den fremden Meister ehrlich zu empfahen, und ihm Geschenke zu tragen. Als man den Osterdingen fragte „wie es ihm ergangen und wo er gewesen“ antwortete er: gestern ging ich zu Siebenbürgen schlafen, und zur Metten war ich heute hier; wie das zuging, hab' ich nicht erfahren. So vergingen einige Tage, eh daß die Meister singen und Clingsor richten sollten; eines Abends saß er in seines Wirthes Garten, und schaute unverwandt die Gestirne an. Die Herren fragten: was er am Himmel sähe? Clingsor sagte: wisset, daß in dieser Nacht dem König von Ungarn eine Tochter geboren werden soll; die wird schön, tugendreich und heilig, und des Landgrafen Sohne zur Ehe vermählt werden.

Als diese Botschaft Landgraf Herrmann hinterbracht worden war, freute er sich und entbot Clingsor zu sich auf die Wartburg, erwies ihm große Ehre

und zog ihn zum fürstlichen Tische. Nach dem Essen ging er aufs Richterhaus (Ritterhaus), wo die Sänger saßen, und wollte Heinrich von Ofterdingen ledig machen. Da sangen Clingsor und Wolfram mit Liedern gegen einander, aber Wolfram that so viel Sinn und Behendigkeit kund, daß ihn der Meister nicht überwinden mochte. Clingsor rief einen seiner Geiste, der kam in eines Jünglinges Gestalt: ich bin müde worden vom Reden — sprach Clingsor — da bringe ich dir meinen Knecht, der mag eine Weile mit dir streiten, Wolfram. Da hub der Geist zu singen an, von dem Anbeginne der Welt bis auf die Zeit der Gnaden: aber Wolfram wandte sich zu der göttlichen Geburt des ewigen Wortes; und wie er kam, von der heiligen Wandlung des Brotes und Weines zu reden, mußte der Teufel schweigen und von dannen weichen. Clingsor hatte alles mit angehört, wie Wolfram mit gelehrten Worten das göttliche Geheimniß besungen hatte, und glaubte, daß Wolfram wohl auch ein Gelehrter seyn möge. Hierauf gingen sie aus einander. Wolfram hatte seine Herberg in Titzel Gottschalks Hause, dem Brotmarkt gegenüber mitten in der Stadt. Nachts wie er schlief, sandte ihm Clingsor von neuem seinen Teufel, daß er ihn prüfen sollte, ob er ein Gelehrter oder ein Laie wäre; Wolfram aber war blos gelehrt in Gottes Wort, einfältig und andrer Künste unerfahren. Da sang ihm der Teufel von den Sternen des Himmels, und legte ihm Fragen vor, die der Meister nicht aufzulösen vermochte; und als

er nun schwieg, lachte der Teufel laut, und schrieb mit seinem Finger in die steinerne Wand, als ob sie ein weicher Teig gewesen wäre: „Wolfram, du bist ein Laie Schnipfenschnapf!“ Darauf entwich der Teufel, die Schrift aber blieb in der Wand stehen. Weil jedoch viele Leute kamen, die das Wunder sehen wollten, verdroß es den Hauswirth, ließ den Stein aus der Mauer brechen, und in die Horsel werfen. Clingsor aber, nachdem er dieses ausgerichtet hatte, beurlaubte sich von dem Landgrafen, und fuhr mit Geschenken und Gaben belohnt sammt seinen Knechten in der Decke wieder weg, wie und woher er gekommen war.

556.

Doctor Luther zu Wartburg.

Berkenmeyer S. 671.
Und mündliche Sage.

Doctor Luther saß auf der Wartburg und übersetzte die Bibel. Dem Teufel war das unlieb, und hätte gern das heilige Werk gestört; aber als er ihn versuchen wollte, griff Luther das Dintenfaß, aus dem er schrieb, und warfs dem Bösen an den Kopf. Noch zeigt man heutiges Tages die Stube und den Stuhl, worauf Luther gesessen, auch den Flecken an der Wand, wohin die Dinte geflogen ist.

557.

Die Vermählung der Kinder Ludwig und Elisabeth.

Gerstenberger a. a. O. S. 281. 287—289.

Meister Clingsor hatte zu Wartburg in der Nacht, da Elisabeth zu Ungarn geboren wurde, aus den Sternen gelesen, daß sie dem jungen Ludwig von Thüringen vermählt werden sollte. Im Jahr 1211 sandte der weitberühmte Landgraf Hermann herrliche Boten von Mann und Weiben zu dem Könige in Ungarn um seine Tochter Elisabeth, daß er sie nach Thüringen sendete, seinem Sohne zum Ehgemahl. Fröhlich zogen die Boten zu Roß und Wagen, und wurden unterwegens, durch welche Landschaft sie kamen, herrlich bewirthet, und als sie in Ungerland eintrafen, von dem König und der Königin lieblich empfangen. Andreas war ein guter, sittiger Mann, aber die Königin schmückte ihr Töchterlein mit Gold und Silber zu der Reise, und entsandte sie nach Thüringen in silberner Wiege, mit silberner Badewanne und goldnen Ringen, auch köstlichen Decken aus Purpur und Seide, Bettgewand, Kleinoden und allem Hausrath. Dazu viel tausend Mark Golds, bis daß sie groß würde, begabte auch die Boten gar reichlich, und ließ dem Landgrafen sagen, daß er getrost und in Frieden lebe. Als nun Elisabeth mit ihrer Amme in Thüringen ankam, da war sie vier Jahre alt, und Ludwig ihr Friedel war eilf Jahre alt. Da wurde sie hoch-

lich empfangen und auf die Wartburg gebracht, auch mit allem Fleiß erzogen, bis daß die Kinder zu ihren Jahren kamen. Von dem heiligen Leben dieser Elisabeth und den Wundern, die sie im Lande Hessen und Thüringen zu Wartburg und Marburg verrichtet, wäre viel zu schreiben.

558.

Heinrich das Kind von Brabant.

Thüringische Volkssage, vergl. Brandes, Einf. und Wirk. des Zeitgeistes, 1ste Abth. Hannover 1810. S. 164.
Thüring. Chronik in Senkenberg, Sel. III. 330.
Spangenberg sächs Chronik. Fft. 1585. S. 446.
Bange thüring. Chronik. Bl. 99. 100.
Winkelmann hes. Chronik. S. 286. 287.
Rohte's Chronik ap. Menken l. c. 1738 — 1742.

Als nach Landgrafen und Königs Heinrich *) Tode der thüringisch-hessische Mannsstamm erloschen war, entspann sich langer Zwiespalt um die Erbschaft, wodurch zuletzt Thüringen und Hessen von einander gerissen wurde. Alle Hessen und auch viele Thüringer erklärten sich für Sophien, Tochter der heiligen Elisabeth und vermählte Herzogin in Brabant; deren unmündigen Sohn, genannt Heinrich das Kind (geb. 1244.), sie für ihren wahren Herren erkannten. Der Markgraf von Meißen hingegen sprach das Land an, weil es aus König Heinrichs Munde, dessen Schwe-

*) Er war Bruder Landgrafen Ludwigs, hatte die heilige Elisabeth dessen Wittwe hart behandelt, und Herrmann ihren einzigen Sohn, der Sage nach, vergiften lassen.

ſterſohn es war, erſtorben wäre; und überfiel Thüringen mit Heereskraft. Damals war allenthalben Krieg und Raub im Lande, und als der Markgraf Eiſenach eroberte, ſoll er, der Volksſage zufolge, einen Mann, der es mit dem heſſiſchen Theil gehalten, von dem Felſen der Wartburg herabſchleudern laſſen, dieſer aber in der Luft noch laut ausgerufen haben: „Thüringen gehört doch dem Kinde von Brabant!“ —

Sophia zog aus Heſſen vor Eiſenach; da man die Thore verſchloſſen, und ſie nicht einlaſſen wollte, nahm ſie eine Axt, und hieb in Sanct Jörgenthor, daß man das Wahrzeichen zweihundert Jahre hernach noch in dem Eichenholz ſah. —

Die Chroniken erzählen, jener Mann ſey ein Bürger aus Eiſenach, Namens Welspeche, geweſen; und weil er den Meißnern nicht huldigen wollen, zwei Mal mit der Blide über die Burgmauer in die Stadt geworfen worden, aber unverletzt geblieben. Als er immer ſtandhaft bei ſeiner Ausſage verharrte, wurde er zum dritten Mal hinabgeſchleudert, und verlor ſein Leben.

559.

Frau Sophiens Handſchuh.

Imhofs handſchriftliche Chronik von Heſſen und Thüringen. Bl. 33. und in Senkenberg selecta. III. 325 — 328.

cf. hist. Thuring. ap. Pistor. I. p. 1329. (edit. 1731.)

Als Sophia mit ihrem dreijährigen Sohn aus Brabant nach Heſſen kam, zog ſie gen Eiſenach, und hielt eine Sprache mit Heinrich, Markgraf von Mei-

gen, daß er ihr das Land Thüringen wieder herausgäbe. Da antwortete der Fürst: gern, allerliebste Base, meine getreue Hand soll dir und deinem Sohne unbeschlossen seyn. Wie er so im Reden stund, kam sein Marschall Helwig von Schlotheim, zogen ihn zurück und sprachen: Herr, was wollt ihr thun? und wär es möglich, daß ihr einen Fuß im Himmel hättet, und den andern zu Wartburg; viel eher sollte ihr den aus dem Himmel ziehen, und zu dem auf Wartburg setzen! Also kehrte sich der Fürst wieder zu Sophien und sprach: „liebe Base, ich muß mich in diesen Dingen bedenken, und Rath meiner Getreuen haben" schied also von ihr, ohne ihrem Recht zu willfahren. Da ward die Landgräfin betrübt, weinte bitterlich, und zog den Handschuh von ihrer Hand und rief: „o du Feind aller Gerechtigkeit, ich meine dich Teufel! nimm hin den Handschuh mit den falschen Rathgebern!" warf ihn in die Luft. Da wurde der Handschuh weggeführt, und nimmermehr gesehen Auch sollen diese Räthe hernachmals keines guten Todes gestorben seyn.

560.

Friedrich mit dem gebissenen Backen.

Rohte l. c. 1743 — 1745.
Bange Bl. 103. 104.

Landgraf Albrecht in Thüringen, der Unartige, vergaß aller ehlichen Lieb und Treue an seinem Gemahel, und hing sich an ein ander Weibsbild, Gunda

von Eisenberg genannt. Der Landgräfin hätte er gerne mit Gift vergeben, konnte aber nicht dazu kommen; verhieß also einem Eseltreiber, der ihm auf der Wartburg täglich das Küchenholz zuführte, Geld, daß er ihr Nachts den Hals brechen sollte, als ob es der Teufel gethan hätte. Als nun die dazu bestimmte Zeit kam, ward dem Eseltreiber bange, und gedachte: ob ich wohl arm bin, hab ich doch fromme, ehrliche Eltern gehabt; soll ich nun ein Schalk werden, und meine Fürstin tödten? Endlich mußte er daran, wurde heimlich in der Landgräfin Kammer geleitet; da fiel er vor dem Bette zu ihren Füßen, und sagte: „gnadet, liebe Fraue!“ Sie sprach: „wer bist du?“ er nannte sich. „Was hast du gethan, bist du trunken oder wahnsinnig? Der Eseltreiber antwortete: „schweiget und rathet mir! denn mein Herr hat mir euch zu tödten geheißen; was fangen wir jetzo an, daß wir beide das Leben behalten?“ Da sprach sie: „gehe und heiß meinen Hofmeister zu mir kommen.“ Der Hofmeister gab ihr den Rath: sich zur Stunde aufzumachen, und von ihren Kindern zu scheiden. Da setzte sich die Landgräfin bei ihrer Söhnlein Bette und weinte; aber der Hofmeister und ihre Frauen drangen in sie, zu eilen. Da es nun nicht anders seyn konnte, gesegnete sie ihre Kinder, ergriff das älteste, Namens Friedrich, und küßte es oftermal; und aus sehnlichem, mütterlichen Herzen biß sie ihm in einen Backen, daß er davon eine Narbe bekam, die er zeitlebens behalten. Daher ihm auch erwachsen, daß man ihn genennet:

Friederich mit dem gebiſſenen Backen. Da wollte ſie den andern Sohn auch beißen; das wehrte ihr der Hofmeiſter und ſprach: „wollt ihr die Kinder umbringen?“ Sie ſprach: „ich hab ihn gebiſſen, wann er groß wird, daß er an meinen Jammer und dieſes Scheiden gedenkt.“

Alſo nahm ſie ihre Kleinode, und ging aufs Ritterhaus, wo ſie der Hofmeiſter mit einer Frauen, einer Magd und dem Eſeltreiber an Seilen das Fenſter hinab ließ. Noch dieſelbe Nacht flüchtete ſie auf den Kreinberg, der dazumal dem hersfelder Abt hörte; von da ließ ſie der Amtmann geleiten bis nach Fulda. Der Abt empfing ſie ehrbarlich, und ließ ſie ſicher geleiten bis gen Frankfurt, wo ſie in einem Jungfrauenkloſter Herberge nahm, aber ſchon im folgenden Jahre vor Jammer ſtarb. Sie liegt zu Frankfurt begraben.

561.

Markgraf Friedrich läßt ſeine Tochter ſäugen.

Rohte l. c. 1747.

Dieſer Friedrich mit dem Biß führte hernachmals Krieg wider ſeinen Vater und den römiſchen König, und war auf der Wartburg eingeſchloſſen, denn der Gegentheil hielt die Stadt Eiſenach hart beſetzt. In dieſer Noth gebar ihm ſeine Gemahlin eine junge Tochter. Als ſie acht Tage alt war, und er nicht länger auf der Burg aushalten konnte, ſetzte er ſich mit Hofgeſinde, der Amme und dem Töchterlein ſelb-

zwölfte

zwölfte auf Pferde, ritten Nachts von der Burg in den Wald, doch nicht so heimlich, daß es nicht die eisenacher Wächter gewahrt hätten; die jagten ihm stracks nach, in der Flucht begann das Kindlein heftig zu schreien und weinen. Da rief Friedrich der Amme zu, die er vor sich her reiten ließ: „was dem Kinde wäre? sie sollte es schweigen.“ Die Amme sprach: „Herre, es schweiget nicht, es sauge denn.“ Da ließ er den ganzen Zug halten, und sagte: „um dieser Jagd willen soll meine Tochter nichts entbehren, und kostete es ganz Thüringerland! Da hielt er mit dem Kinde, und stellte sich mit den Seinen zur Wehre so lange, bis sich die Tochter satt getrunken hatte; und es glückte, daß er die Feinde abhielt, und ihnen hernach entrann.

562.

Otto der Schütze.

Henkenberg selecta III. 352. — 364.

Spangenbergs Adelspiegel Th. 2. Buch 9. Cap. 3.

J. H. Schminke Untersuch. von Otto dem Schützen.

Landgraf Heinrich der eiserne zu Hessen zeugte zwei Söhne und eine Tochter; Heinrich, dem ältesten Sohne, beschied er, sein Land nach ihm zu besitzen; Otto, den andern, sandte er auf die hohe Schule, zu studieren und darnach geistlich zu werden. Otto hatte aber zur Geistlichkeit wenig Lust, kaufte sich zwei gute Roß, nahm einen guten Harnisch und eine starke Armbrust, und ritt unbewußt seinem Vater aus. Als

er an den Rhein zu des Herzogen von Cleve Hof gekommen war, gab er sich für einen Bogenschützen aus, und begehrte Dienst. Dem Herzog behagte seine feine, starke Gestalt, und behielt ihn gern; auch zeigte sich Otto als ein künstlicher, geübter Schütze so wohl und redlich: daß ihn sein Herr bald hervor zog, und ihn vor andern vertraute.

Unterdessen trug es sich zu, daß der junge Heinrich, sein Bruder, frühzeitig starb, und der braunschweiger Herzog, dem des Landgrafen Tochter vermählt worden war, begierig auf den Tod des alten Herrn wartete: weil Otto, der andere Erbe, in die Welt gezogen war, niemand von ihm wußte, und allgemein für todt gehalten wurde. Darüber stand das Land Hessen in großer Traurigkeit: denn alle hatten an dem Braunschweiger ein Mißfallen, und zumeist der alte Landgraf, der lebte in großem Kummer. Mittlerweile war Otto der Schütz guter Dinge zu Cleve, und hatte ein Liebesverständniß mit Elisabeth, des Herzogs Tochter, aber nichts von seiner hohen Abkunft laut lassen werden.

Dies bestund etliche Jahre, bis daß ein hessischer Edelmann, Heinrich von Homberg genannt, weil er eine Wallfahrt nach Achen gelobt hatte, unterwegs durch Cleve kam, und den Herzog, den er von alten Zeiten her kannte, besuchte. Als er bei Hof einritt, sah er Otten, kannte ihn augenblicklich, und neigte sich, wie vor seinem Herrn gebührte. Der Herzog stand gerade am Fenster, und verwunderte sich über

die Ehrerbietung, die vom Ritter seinem Schützen bewiesen wurde, berief den Gast, und erfuhr von ihm die ganze Wahrheit, und wie jetzt alles Erbe auf Otten stünde. Da bewilligte ihm der Herzog mit Freuden seine Tochter, und bald zog Otto mit seiner Braut nach Marburg in Hessen ein. (Otto geb. 1322. † 1366.)

563.

Landgraf Philips und die Bauersfrau.

Kirchhofs Wendunmuth.

Winkelmann S. 586. 587.

Landgraf Philips pflegte gern unbekannter Weise in seinem Lande umher zu ziehen, und seiner Unterthanen Zustand zu forschen. Ein Mal ritt er auf die Jagd, und begegnete einer Bäuerin, die trug ein Gebund Leinengarn auf dem Kopfe. Was tragt ihr, und wohin wollt ihr? frug der Landgraf, den sie nicht erkannte, weil er in schlechten Kleidern einher ging. Die Frau antwortete: „ein Gebund Garn, damit will ich zur Stadt, daß ich es verkaufe, und die Schatzung und Steuer bezahlen kann, die der Landgraf hat lassen ausschreiben; des Garns muß ich selber wohl an zehn Enden entrathen," klagte sie kärmlich über die böse Zeit. Wie viel Steuer trägt es euch? sprach der Fürst. „Einen Ortsgulden," sagte sie; da nahm er sein Seckel, zog so viel heraus, und gab ihr das Geld, damit sie ihr Garn behalten könnte. „Ach nun lohns euch Gott, lieber

Junker — rief das Weib — ich wollte, der Landgraf hätte das Geld glühend auf seinem Herzen!“ Der leutselige Fürst ließ die Bäuerin ihres Weges ziehn, kehrte sich gegen sein Gesinde um, und sprach mit lachendem Munde: „schauet den wunderlichen Handel! den bösen Wunsch hab ich mit meinem eigenen Geld gekauft.“

564.

In Ketten aufhängen.

Wigand hess. Chronik I. 90. 91.
Vgl. hess. Denkwürd. IV. 2. S. 477.

Landgraf Philipp von Hessen mußte eine Zeitlang bei dem Kaiser gefangen sitzen; mittlerweile überschwemmte das Kriegsvolk seine Länder, und schleifte ihm alle Festungen, ausgenommen Ziegenhain. Darin lag Heinz von Lüder, hielt seinem Herrn rechte Treue, und wollte die Feste um keinen Preiß übergeben, sondern lieber sich tapfer wehren. Als nun endlich der Landgraf ledig wurde, sollte er auf des Kaisers Geheiß, so bald er nach Hessen zurück kehren würde, diesen hartnäckigen Heinz von Lüder unter dem Ziegenhainer Thore in Ketten aufhängen lassen, und zu dem Ende wurde ein kaiserlicher Abgeordneter als Augenzeuge mit gegeben. Philipp, nachdem er zu Ziegenhain eingetroffen, versammelte den Hof, die Ritterschaft und des Kaisers Gesandten. Da nahm er eine güldene Kette, ließ seinen Obersten daran an einer Wand, ohne ihm wehe zu thun, aufhängen,

gleich wieder abnehmen, und verehrte ihm die goldene Kette unter groſsen Lobsprüchen seiner Tapferkeit. Der kaiserliche Abgeordnete machte Einwendungen, aber der Landgraf erklärte standhaft: daſs er sein Wort, ihn aufhängen zu lassen, streng gehalten, und es nie anders gemeint habe. — Das kostbare Kleinod ist bei dem Lüderschen Geschlecht in Ehren aufbewahrt worden, und jetzt, nach Erlöschung des Mannsstammes, an das adliche Haus Schenk zu Wilmerode gekommen.

565.

Landgraf Moritz von Hessen.

Mündliche Sage in Hessen.

Es war ein gemeiner Soldat, der diente beim Landgrafen Moritz, und ging gar wohl gekleidet, und hatte immer Geld in der Tasche; und doch war seine Löhnung nicht so groſs, daſs er sich, seine Frau und Kinder so stolz hätte davon halten können. Nun wuſsten die andern Soldaten nicht, wo er den Reichthum herkriegte, und sagten es dem Landgrafen. Der Landgraf sprach: „das will ich wohl erfahren;“ und als es Abend war, zog er einen alten Linnenkittel an, hing einen rauhen Ranzen über, als wenn er ein alter Bettelmann wäre, und ging zum Soldaten. Der Soldat fragte, was sein Begehren wäre? „Ob er ihn nicht über Nacht behalten wollte?“ — „Ja, — sagte der Soldat — wenn er rein wäre, und kein Ungeziefer an sich trüge;“ dann gab er ihm zu essen

und zu trinken, und als er fertig war, ſprach er zu ihm: „kannſt du ſchweigen, ſo ſollſt du in der Nacht mit mir gehen, und da will ich dir etwas geben, daß du dein lebtag nicht mehr zu betteln brauchſt.“ Der Landgraf ſprach: „ja, ſchweigen kann ich, und durch mich ſoll nichts verrathen werden.“ Darauf wollten ſie ſchlafen gehen; aber der Soldat gab ihm erſt ein rein Hemd, das ſollte er anziehen und ſeines aus, damit kein Ungeziefer in das Bett käme. Nun legten ſie ſich nieder, bis Mitternacht kam; da weckte der Soldat den Armen und ſprach: „ſteh auf, zieh dich an und geh mit mir.“ Das that der Landgraf, und ſie gingen zuſammen in Caſſel herum. Der Soldat aber hatte ein Stück Springwurzel, wenn er das vor die Schlöſſer der Kaufmannsläden hielt, ſprangen ſie auf. Nun gingen ſie beide hinein; aber der Soldat nahm nur vom Ueberſchuß etwas, was einer durch die Ehle oder das Maaß heraus gemeſſen hatte, vom Capital griff er nichts an. Davon nun gab er dem Bettelmann auch etwas in ſeinen Ranzen. Als ſie ganz in Caſſel herum waren, ſprach der Bettelmann: „wenn wir doch dem Landgrafen könnten über ſeine Schatzkammer kommen!“ Der Soldat antwortete: „die will ich dir auch wohl weiſen; da liegt ein bischen mehr, als bei den Kaufleuten.“ Da gingen ſie nach dem Schloß zu, und der Soldat hielt nur die Springwurzel gegen die vielen Eiſenthüren, ſo thaten ſie ſich auf; und ſie gingen hindurch, bis ſie in die Schatzkammer gelangten, wo die Goldhau-

fen aufgeschüttet waren. Nun thut der Landgraf, als wollte er hinein greifen und eine Hand voll einstecken; der Soldat aber, als er das sah, gab ihm drei gewaltige Ohrfeigen und sprach: „meinem gnädigen Fürsten darfst du nichts nehmen, dem muß man getreu seyn!“ „Nun sey nur nicht bös — sprach der Bettelmann — ich habe ja noch nichts genommen.“ Darauf gingen sie zusammen nach Haus, und schliefen wieder bis der Tag anbrach; da gab der Soldat dem Armen erst zu essen und trinken, und noch etwas Geld dabei, sprach auch: „wenn das all ist und du brauchst wieder, so komm nur getrost zu mir; betteln sollst du nicht.“

Der Landgraf aber ging in sein Schloß, zog den Linnenkittel aus und seine fürstlichen Kleider an. Darauf ließ er den wachthabenden Hauptmann rufen und befahl, er sollte den und den Soldaten — und nannte den, mit welchem er in der Nacht herum gegangen war — zur Wache an seiner Thür beordern. „Ei — dachte der Soldat — was wird da los seyn, du hast noch niemals die Wache gethan; doch wenns dein gnädiger Fürst befiehlt, ists gut.“ Als er nun da stand, hieß der Landgraf ihn herein treten und fragte ihn: warum er sich so schön trüge, und wer ihm das Geld dazu gäbe? „Ich und meine Frau, wir müssen's verdienen mit Arbeiten,“ antwortete der Soldat, und wollte weiter nichts gestehen. „Das bringt so viel nicht ein — sprach der Landgraf — du mußt sonst was haben.“ Der Soldat gab aber nichts zu.

Da sprach der Landgraf endlich: „ich glaube gar, du gehst in meine Schatzkammer, und wenn ich dabei bin, gibst du mir eine Ohrfeige.“ Wie das der Soldat hörte, erschrak er, und fiel vor Schrecken zur Erde hin. Der Landgraf aber ließ ihn von seinen Bedienten aufheben, und als der Soldat wieder zu sich selber gekommen war, und um eine gnädige Strafe bat, so sagte der Landgraf: „weil du nichts angerührt hast, als es in deiner Gewalt stand, so will ich dir alles vergeben; und weil ich sehe, daß du treu gegen mich bist, so will ich für dich sorgen,“ und gab ihm eine gute Stelle, die er versehen konnte.

566.

Brot und Salz segnet Gott.

Prätorius Wünschelruthe S. 7—9.

Es ist gemeiner Brauch unter uns Deutschen, daß der, welcher eine Gasterei hält, nach der Mahlzeit sagt: „es ist nicht viel zum Besten gewesen, nehmt so vorlieb.“ Nun trug es sich zu, daß ein Fürst auf der Jagd war, einem Wild nacheilte und von seinen Dienern abkam, also daß er einen Tag und eine Nacht im Walde herumirrte. Endlich gelangte er zu einer Köhler-Hütte, und der Eigenthümer stand in der Thüre. Da sprach der Fürst, weil ihn hungerte: „Glück zu, Mann! was hast du zum Besten?“ Der Köhler antwortete: „ick hebbe Gott un allewege wol (genug).“ „So gib her, was du

haſt,“ ſprach der Fürſt. Da ging der Köhler und brachte in der einen Hand ein Stück Brot, in der andern einen Teller mit Salz; das nahm der Fürſt und aß, denn er war hungrig. Er wollte gern dankbar ſeyn, aber er hatte kein Geld bei ſich; darum löſte er den einen Steig-Bügel ab, der von Silber war, und gab ihn dem Köhler; dann bat er ihn, er möchte ihn wieder auf den rechten Weg bringen, was auch geſchah.

Als der Fürſt heim gekommen war, ſandte er Diener aus, die mußten dieſen Köhler holen. Der Köhler kam und brachte den geſchenkten Steig-Bügel mit; der Fürſt hieß ihn willkommen, und zu Tiſche ſitzen, auch getroſt ſeyn: es ſollt ihm kein Leid widerfahren. Unter dem Eſſen fragte der Fürſt: „Mann, es iſt dieſe Tage ein Herr bei dir geweſen; ſieh herum, iſt derſelbe hier mit über der Tafel?“ Der Köhler antwortete: „mi ducht, ji ſünd et wal ſülveſt,“ zog damit den Steig-Bügel hervor und ſprach weiter: „will ji dût Dink wedder hebben?“ „Nein, — antwortete der Fürſt — das ſoll dir geſchenkt ſeyn, laß dir's nur ſchmecken und ſey luſtig.“ Wie die Mahlzeit geſchehen und man aufgeſtanden war, ging der Fürſt zu dem Köhler, ſchlug ihn auf die Schulter und ſprach: „nun, Mann, nimm ſo vorlieb, es iſt nicht viel zum Beſten geweſen.“ Da zitterte der Köhler; der Fürſt fragte ihn, warum? er antwortete: er dürfte es nicht ſagen. Als aber der Fürſt darauf beſtand, ſprach er: „och Herre! aſe ji ſäden, et

wäre nig välle tom beſten weſt, do ſtund de Düvel achter ju!“ Iſt das wahr — ſagte der Fürſt — ſo will ich dir auch ſagen, was ich geſehen. Als ich vor deine Hütte kam und dich fragte, was du zum beſten hätteſt und du antworteteſt: „Gott und allgenug!“ da ſah ich einen Engel Gottes hinter dir ſtehen. Darum aß ich von dem Brot und Sälz und war zufrieden; will auch nun künftig hier nicht mehr ſagen, daß nicht viel zum Beſten geweſen.

567.

Nidda.

Schwarz in den heſſ. Denkw. IV. 2, 298, aus mündlicher Sage.

Eine Gräfin hatte das Gelübde gethan, an der Stelle, wo ihr Eſel zuerſt mit ihr ſtehen bliebe, ein Schloß zu erbauen. Als nun der Eſel in einer ſumpfigen Gegend ſtehen blieb, ſoll ſie gerufen haben: „nit da, nit da!“ Allein das fruchtete nichts, und das Thier war nicht von demſelben Platz zu bringen. Alſo baute ſie wirklich ihr Schloß dahin, welches gleich der ſpäter da herum entſtandenen Stadt den Namen Nidda behielt, die nahgelegene Wieſe aber den der Eſelswieſe.

Noch mehreres davon wußten die Spielknaben vor einem halben Jahrhundert zu ſagen, was damals unter dem Volk allgemein verbreitet war, jetzo vielleicht verſchollen iſt, und vermuthlich mit den abwei-

Chenden Umständen, die Winkelmann (Heſſenlands Beſchreib. Buch VI. S. 232. vgl. II. S. 193.) wohl auch aus mündlicher Sage erzählt, näher eintrifft. Zu Zeiten Friedrich Rothbarts war Berthold, Graf zu Nidda, ein Raubritter, hatte ſeinen Pferden die Hufeiſen umkehren laſſen, um die Wandersleute ſicher zu berücken, und durch ſein Umſchweifen in Land und Straßen großen Schaden gethan. Da zog des Kaiſers Heer vor Altenburg, ſeine Raubfeſte, und drängte ihn hart; allein Berthold wollte ſich nicht ergeben. In der Noth unterhandelte die Gräfin auf freien Abzug aus der Burg, und erlangte endlich vom Heerführer: daß ſie mit ihrem beladenen Mauleſel und dem, was ſie auf ihren Schultern ertragen könnte, frei heraus gelaſſen werden ſollte; mit ausdrücklicher Bedingung „daß ſie nur ihre beſte Sache trüge, auch der Graf ſelbſt nicht auf dem Mauleſel ritte.“ Hierauf nahm ſie ihre drei Söhnlein, ſetzte ſie zuſammen auf das Thier, ihren Herrn aber hing ſie über den Rükken und trug ihn den Berg hinab. So errettete ſie ihn; allein bald ermatteten ihre Kräfte, daß ſie nicht weiter konnte, und auch der müde Eſel blieb im Sumpfe ſtecken. An der Stelle, wo ſie nun dieſe Nacht zubrachten, und ein Feuer angemacht, baute hernach die Gräfin drei Häuſer ihren drei Söhnen auf, in der Gegend, wo jetzo Nieder-Nidda ſtehet. Die Altenburg iſt zertrümmert, hat aber noch ſtarke Gewölbe und Keller. Es geht gemeine Sage, daß da ein Schatz verborgen ſtecke; die Einwohner haben

nachgegraben und Hufeisen gefunden, solche, die man den Pferden verkehrt aufnageln kann.

568.

Ursprung der von Malsburg.

Winkelmann Beschr. von Hessen VI. 127.

Die von der Malsburg gehören zu dem ältesten Adel in Hessen und erzählen: zur Zeit Carl der Große den Brunsberg in Westphalen erobert, habe er seine treue und versuchte Diener belohnen wollen, einen Edelmann, Namens Otto, im Feld vor sich gerufen, und ihm erlaubt, daß er sich den Fels und Berg, worauf er in der Ferne hindeutete, ausmalen (d. h. eingrenzen, bezeichnen) und für sich und seine Erben eine Festung dahin bauen dürfe. Der Edelmann bestieg den Felsen, um sich den Ort zu besehen, auszumalen und zu beziehen; da fand er auf der Höhe einen Dornstrauch mit drei weißen Blumen, die nahm er zum Mal-, Kenn- und Merkzeichen. Als ihn der König hernach frug: wie ihm der Berg gefalle? erzählte er, daß er oben einen Dornbusch mit drei weißen Rosen gefunden. Der König aber sonderte ihm sein gülden Schild in zwei gleiche Theile, obenhin einen Löwen, und unten drei weiße Rosen. An dem ausgemalten Ort baute Otto hernach seine Burg und nannte sie Malsburg, welcher Name hernach bei dem Geschlecht geblieben ist, das auch den zugetheilten Schild bis auf heute fortführt.

569.

Urſprung der Grafen von Mannsfeld.

Otmars Volksſagen 201. 202.

Während einſt Kaiſer Heinrich ſein Hoflager auf
r Burg bei Wallhauſen in der goldenen Aue hatte,
t ſich einer ſeiner Mannen von ihm ein Stück Feld
n Eigenthum aus, das an die goldene Aue gränzte
d ſo groß wäre, daß er es mit einem Scheffel
erſte umſäen könnte. Der Kaiſer, weil er den Rit-
r ſeiner Tapferkeit wegen liebte, bewilligte ihm die
itte, ohne ſich zu bedenken. Dieſer nahm einen
cheffel Gerſte, und umſäte damit die Gränzen der
chmaligen Grafſchaft Mannsfeld.

Doch dies erregte den Neid der übrigen Mannen,
id ſie hinterbrachten dem Kaiſer, daß ſeine Gnade
rch eine falſche Deutung gemißbraucht worden.
ber der Kaiſer antwortete lachend: „geſagt iſt ge-
gt! Das iſt des Mannes Feld!“ Daher der Na-
e Mannsfeld, und in dem Gräflichen Wappen
e Gerſtenkörner, welche die Wappenkünſtler Wecken
nnen.

370.

Henneberg.

Alte Chronik in Senkenberg sel. juris III. p. 311. 312.
Bange thür. Chronik. Bl. 16. 19.

Ein Herr von edlem Geſchlecht zog um in Deutſch-
nd, ſuchte Frieden und eine bequeme Stätte zu
nen; da kam er nach Franken an einen Ort, und

ganze Wahrheit. Darauf verbot ihr Herr Bruno ernstlich, von dieser Sache keinem Menschen, auch der Mutter selbst nicht anders, als ob sie deren Befehl vollzogen, zu melden. Er aber nahm die Kinder, taufte sie bei dem Brunnen, nannte sie insgesamt mit Namen Bruno, und schaffte, daß die armen Waisen untergebracht wurden, eins oder zwei in der Mühle unterm Schloß, die übrigen an andern Orten in der Nähe. Denen er die Kindlein aufzuziehen befahl, gab er Geld her, und hieß es heimlich halten, vertraute auch keinem Menschen davon; bis auf die Zeit, da er zum letzten Mal aus Quedlinburg ins Land Preußen ziehen mußte, und dachte: er möchte nimmer wiederkehren. Da offenbarte er vernünftiglichen seinem Bruder Gebhard: was sich zugetragen, wie die Kinder geboren und lebendig erhalten worden, und wo sie anzutreffen wären. Gebhard mußte sich aber zuvor verpflichten, daß er es seiner Gemahlin nicht unfreundlich entgelten, sondern hierin Gottes Wunder und Gnadenwerk erkennen wolle. Darauf ging der heilige Bruno auch zu der Gemahlin hin, entdeckte ihr alles und strafte sie wegen ihres sündlichen Argwohns. Da war groß Leid und Freud bei einander, die acht Kindlein wurden gehohlt und alle gleich gekleidet ihren Eltern vorgestellt. Diesen wallte das väterliche und mütterliche Herz, und spürte man auch an Gestalt und Gebärden der Kindlein, daß sie des neunten rechte Brüderlein waren. Den Kessel, darinnen das Weib diese acht Welfe soll von der Burg

getra-

getragen haben, zeigt man noch heutiges Tages zu Quernfurt, da er in der Schloßkirche oben vor dem Chor in dem steinernen Schwibbogen mit einer eisernen Kette angeschmiedet zum Gedächtniß dieser Geschichte hängt. Der Teich aber heißt noch heutiges Tages der Wölferteich, gemeinlich Wellerteich.

572.

Die Eselswiese.

Spangenberg quernfurt Chronik. S. 128. 131. 133.

Osterdonnerstags, nach gesprochenem Segen, ritt der heilige Bruno von seinem Bruder Gebhard weg, Willens, nach Preußen zur Bekehrung der Heiden zu ziehen. Als er nun auf den grünen Anger hart vor Quernfurt kam, wurde ihm das Maulthier oder der Esel stätig, wollte weder vor noch hinter sich, alles Schlagens, Peitschens und Spornens unerachtet. Daraus schlossen Gebhard und andere, die ihn geleitet hatten: es wäre nicht Gottes Wille, daß er diesen Zug thue, und überredeten ihn so lange, bis er wieder mit aufs Schloß Quernfurt zog. Die Nacht aber überschlug der Heilige die Sache von neuem, gerieth in große Traurigkeit, und sein Herz hatte nicht Ruhe, bis er endlich den Zug doch unternahm, und in Preußen von den Heiden gefangen, gepeinigt und getödtet wurde. (im Jahr 1008 oder 1009.) — Auf der Stelle, wo damals das Thier ständig wurde, baute man nach seinem Tode ein Heilthum, genannt die Capell zu Eselstett auf den heutigen Tag; und man

ertheilte da jeden Gründonnerstag sonderlichen Ablaß aus. Darum geschahen große Wallfahrten des Volkes auf die quernfurter Eselswiese, und in spätern Zeiten wurde ein Jahrmarkt daraus, dem von Sonnen-Auf- bis zu Sonnenniedergang eine lebendige Menge der umwohnenden Leute zuzuströmen pflegen.

573.

Thalmann von Lunderstedt.

Agricola Sprichwort 189.

Thalmann von Lunderstedt lebte in Feindschaft mit Erfurt, der Hauptstadt von Thüringen. Ein Mal wurde dieser Ritter von seinen Feinden zwischen Jena und Kahla an der Saal bei dem Rothenstein hart bedrängt, also daß es unmöglich schien, zu entrinnen. In der Noth sprengte aber Thalmann mit dem Gaul vom Felsen in die Saal, und entkam glücklich. Dem Thalmann hat es geglückt; hunderttausenden sollt' es wohl nicht glücken.

574.

Hermann von Treffurt.

Becherer Thüring. Chronik S. 337. 338.
Andr. Toppius Hist. von Eisenach; herausgeg. von Junker. S. 22 u. 57.
Melissantes orogr. unter Hellerstein.

In der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts lebte zu Treffurt ein Ritter, Hermann von Treffurt genannt, der gern auf die Buhlschaft gegangen, und viel ehrbare Frauen und Jungfrauen um ihre Ehre gebracht: also daß kein Mann in seinem Gebiet seine

Tochter über zwölf Jahre daheim behalten durfte. Daneben aber ist er andächtig gewesen, fleißig in die Messe gegangen, hat auch die Gezeiten St. Marien mit großer Andacht gesprochen. Dieser hat einsmals zu seiner Buhlschaft reiten wollen, und zuvor, seinem Gebrauch nach, die Gezeiten St. Marien mit großer Andacht gesprochen; wie er nun in der Nacht im Finstern allein über den Hellerstein geritten, hat er des rechten Weges gefehlt, und ist auf den hohen Felsen des Berges gekommen, wo das Pferd zwar stutzte, der Ritter aber meinte, es scheue vor irgend einem Thier; gab ihm deßwegen im Zorn den Sporn, also daß das Roß mit ihm den hohen Felsen hinabgesprungen und sich zu Tod gefallen; auch ist der Sattel mit sammt dem Schwert in der Scheide an vielen Stükken zerbrochen. Der Ritter aber hat in dem Fall noch die Mutter Gottes angerufen, und da hat ihn gedäucht: als werde er von einer Frau umfangen, die ihn sanft und unverletzt auf die Erde gesetzt.

Nach dieser wunderbaren Errettung ist er nach Eisenach in ein Kloster gegangen, hat sein Leben gebessert, all sein Gut um Gottes Willen von sich gegeben, und als ein Mönch barfuß und in Wolle sein Brot gebettelt. Auch, als 1347 sein Tod herannahete, hat er nicht bei andern frommen Christen sein Ruhebettlein haben wollen: sondern an einem heimlichen, unsaubern Orte, zwischen der Liebfrauen-Kirche und der Stadt-Mauer begraben seyn wollen, seine unreine Thaten desto härter zu büßen; wie auch geschehen ist.

575.

Der Graf von Gleichen.

Sagittarius Gleichiſche Hiſtorie B. 1. c. 8.
Pauli Jovii (Götze) chronicon schwarzburg.
Tenzel monatl. Unterr. 1696. S. 599 — 620.
Meliſſantes Bergſchlöſſer S. 20 — 31.

Graf Ludwig von Gleichen zog im Jahr 1227 mit gegen die Ungläubigen, wurde aber gefangen und in die Knechtſchaft geführt. Da er ſeinen Stand verbarg, mußte er, gleich den übrigen Sclaven, die ſchwerſten Arbeiten thun: bis er endlich der ſchönen Tochter des Sultans in die Augen fiel, wegen ſeiner beſondern Geſchicklichkeit und Anmuth zu allen Dingen, ſo daß ihr Herz von Liebe entzündet wurde. Durch ſeinen mitgefangenen Diener erfuhr ſie ſeinen wahren Stand; und nachdem ſie mehrere Jahre vertraulich mit ihm gelebt, verhieß ſie, ihn frei zu machen und mit großen Schätzen zu begaben: wenn er ſie zur Ehe nehmen wolle. Graf Ludwig hatte eine Gemahlin mit zwei Kindern zu Haus gelaſſen; doch ſiegte die Liebe zur Freiheit, und er ſagte ihr alles zu, indem er des Pabſtes und ſeiner erſten Gemahlin Einwilligung zu erwirken hoffte. Glücklich entflohen ſie darauf, langten in der Chriſtenheit an, und der Pabſt, indem ſich die ſchöne Heidin taufen ließ, willfahrte der gewünſchten Vermählung. Beide reiſten nach Thüringen, wo ſie im Jahr 1249 ankamen. Der Ort bei Gleichen, wo die beiden Gemahlinnen zuerſt zuſammentrafen, wurde das Freudenthal benannt, und

noch steht dabei ein Haus dieses Namens. Man zeigt noch das dreischläfrige Bett mit rundgewölbtem Himmel, grün angestrichen; auch zu Tonna den türkischen Bund und das goldne Creuz der Sarazenin. Der Weg, den sie zu der Burg pflastern ließ, heißt bis auf den heutigen Tag: der Türkenweg. Die Burggrafen von Kirchberg besitzen auf Farrenrode, ihrer Burg bei Eisenach, alte Tapeten, worauf die Geschichte eingewirkt ist. Auf dem Petersberge zu Erfurt liegen die drei Gemahel begraben, und ihre Bilder sind auf dem Grabsteine ausgehauen (gestochen in Frankensteins annal. nordgaviens).

576.

Hungersnoth im Grabfeld.

Annales fuldenses ad ann. 850.

Als im Grabfeld große Hungersnoth herrschte, wanderte ein Mann mit seiner Frau und einem zarten Kinde nach Thüringen aus, um dem Mangel auszuweichen. Unterweges in einem Wald übernahm ihn das Elend, und er sprach zur Frau: „thun wir nicht besser, daß wir unser Kind schlachten und sein Fleisch essen, als daß wir selbst durch die Nahrungslosigkeit verzehrt werden?“ Die Frau widersetzte sich einem so großen Verbrechen; zuletzt aber drückte ihn der Hunger so, daß er das Kind gewaltsam aus den Mutterarmen riß und seinen Willen durch die That ausgeführt hätte: wenn nicht Gottes Erbarmen zuvorgekommen wäre. Denn indem er, wie er hernachmals in Thüringen oft erzählte, das Schwert zog, um das Söhnlein zu würgen, sah er in der Ferne zwei Wölfe über einer Hindin stehen und sie zerflei-

schen. Sogleich ließ er von seinem Kinde ab, scheuchte die Wölfe vom Aß weg, das sie kaum gekostet hatten, und kam mit dem lebendigen Sohn und der gefundenen Speise zu seiner Frau wieder.

577.

Der Croppenstädter Vorrath.

Bratring Mag. für Land- und Geschichtskunde, erstes Heft 1798.
Otmars Volkssagen S. 46. 47.

Das Wahrzeichen des Städtchens Croppenstedt, im alten niedersächsischen Hartingau gelegen, ist ein großer silberner Becher, der Croppenstedter Vorrath genannt, und wird auf dem dortigen Rathhause aufbewahrt. Man sieht in erhabener Arbeit dreizehn Wiegen und eine Wanne, worin vierzehn Kinder liegen, sauber abgebildet. Eine lateinische Inschrift besagt in gedrängten Zeilen, was das Volk in der Gegend umständlicher zu erzählen weiß: es lebte vorzeiten ein Kuhhirte an dem Ort, dem in einem Jahre von zwölf Frauen vierzehn Knaben geboren wurden. Die Mütter hatten sich aber nur auf dreizehn Wiegen geschickt, und das vierzehnte Kind mußte, weil sie nicht ausreichten, in eine Wanne oder Mulde gelegt werden.

578.

So viel Kinder, als Tag' im Jahr.

Becherer thüring. Chronik S. 294. 295.
Rheinischer Antiquarius S. 876. 885.

Eine Meile vom Haag liegt Loosduynen (Leusden) ein kleines Dorf, in dessen Kirche man noch heu-

tiges Tages zwei Taufbecken zeigt, mit der Inſchrift: „in deze twee beckens zyn alle deze kinderen ghedoopt;“ und auf einer dabei hangenden Tafel ſtehet in lateiniſchen und niederländiſchen Verſen das Andenken einer Begebenheit erhalten, wovon die Volksſage, wie folgt, berichtet. Vor alten Zeiten lebte in dem Dorfe eine Gräfin, Margaretha nach einigen, Mathilde nach anderen geheißen, Gemahlin Grafen Herrmanns von Henneberg. Auch wird ſie blos „die Gräfin von Holland“ genannt. Zu der kam einſt ein armes Weib, Zwillinge auf dem Arm tragend, und ſprach um ein mildes Almoſen an. Die Gräfin aber ſchalt ſie aus und ſprach: „packt euch, unverſchämte Bettlerin! es iſt unmöglich, daß ein Weib zwei Kinder auf ein Mal von einem Vater habe!“ Die arme Frau verſetzte: „ſo bitte ich Gott, er laſſe euch ſo viel Kinder auf ein Mal bringen, als das Jahr Tage hat!“ Hernach wurde die Gräfin ſchwanger, und gebar auf Einen Tag zur Welt dreihundert fünf und ſechzig Kinder. Dies geſchah im Jahr 1270 (1276) im 42ſten Jahre der Gräfin. Dieſe Kinder wurden alle lebendig getauft von Guido, Biſchof zu Utrecht, in zwein meſſingenen Becken, die Söhnlein Johannes, die Töchterlein Eliſabeth ſämmtlich genannt. Sie ſtarben aber alle auf Einen Tag mit ihrer Mutter, und liegen bei ihr in einem Grab in der Dorfkirche. — Auch in der Delfter Kirche ſoll ein Denkmal dieſes Ereigniſſes vorhanden ſeyn.

579.

Die Gräfin von Orlamünde.

Lazius de migrat. gent. Lib. 7.
Waldenfels antiquitatis selectae libri XII. Norimb. 1677. 4. p. 465 — 474.
Vgl. Jungs Anmerk. zum Titelkupfer seiner Geisterkunde.

Otto, Graf zu Orlamünde, starb 1340 (nach andern 1275. 1280. 1298) mit Hinterlassung einer jungen Witwe, Agnes, einer gebornen Herzogin von Meran; mit welcher er zwei Kinder, ein Söhnlein von drein, und ein Töchterlein von zwein Jahren erzeugt hatte. Die Witwe saß auf der Plassenburg und dachte daran, sich wieder zu vermählen. Einstens wurde ihr die Rede Albrechts des Schönen, Burggrafen zu Nürnberg, hinterbracht, der gesagt hatte: „gern wollt ich dem schönen Weib meinen Leib zuwenden, wo nicht vier Augen wären!“ Die Gräfin glaubte, er meinte damit ihre zwei Kinder, sie ständen der neuen Ehe im Weg; da trug sie, blind von ihrer Leidenschaft, einem Dienstmanne, Hayder oder Hager genannt, auf, und gewann ihn mit reichen Gaben, daß er die beiden Kindlein umbringen möchte. Der Volkssage nach sollen nun die Kinder diesem Meuchelmörder geschmeichelt und ihn ängstlich gebeten haben: „lieber Hayder, laß mich leben! ich will dir Orlamünden geben, auch Plassenburg des neuen, es soll dich nicht gereuen“ sprach das Knäblein; das Töchterlein aber „lieber Hayder, laß mich leben, ich will dir alle meine Docken geben.“ Der Mörder wurde hierdurch nicht gerührt, und vollbrachte die Unthat; als er später noch andre Bubenstücke ausgerichtet hatte, und gefangen auf der Folter lag, be-

kannte er „so sehr ihn der Mord des jungen Herrn reue, der in seinem Anbieten doch schon gewußt habe, daß er Herrschaften auszutheilen gehabt: so gereue ihn noch hundert Mal mehr, wenn er der unschuldigen Kinderworte des Mägdleins gedenke.“ Die Leichname der beiden Kinder wurden im Cloſter Himmelskron beigesetzt, und werden zum ewigen Andenken der Begebenheit als ein Heiligthum den Pilgrimmen gewiesen.

Nach einer andern Sage soll die Gräfin die Kinder selbst getödtet, und zwar Nadeln in ihre zarte Hirnschalen gesteckt haben. Der Burggraf hatte aber unter den vier Augen die seiner beiden Eltern gemeint, und heurathete hernach die Gräfin dennoch nicht. Einigen zufolge ging sie, von ihrem Gewissen gepeinigt, barfuß nach Rom, und starb auf der Stelle, so bald sie heim kehrte, vor der Himmelskroner Kirchthüre. Noch gewöhnlicher aber wird erzählt: daß sie in Schuhen, inwendig mit Nadeln und Nägeln besetzt, anderthalb Meilen von Plassenburg nach Himmelskron ging, und gleich beim Eintritt in die Kirche todt niederfiel. Ihr Geist soll in dem Schloß umgehen.

392.b.

Lamissio und die Amazonen.

Paulus Diac. I, 15.

Als die Longobarden sich dem Reiche der Kriegsjungfrauen (deren es noch in dem Innern Deutschlands geben soll) näherten, wollten ihnen diese den Uebergang eines Flusses an ihrer Grenze nicht verstatten. Es wurde daher ausgemacht: daß ein aus

erwählter Held von Seiten der Longobarden mit einer der Frauen in dem Flusse schwimmend fechten sollte. Würde nun ihr Kämpfer von der Jungfrau besiegt, so sollte das lombardische Heer zurück weichen; unterläge sie hingegen dem Helden, so sollte ihnen der Uebergang vergönnt seyn. Diesen Kampf bestand der tapfere Lamissio, und erwarb sich durch seinen Sieg großen Ruhm, seinen Landsleuten aber den freien Zug über den Strom.

396. b.

Alboin betrachtet sich Italien.

Paulus Diaconus II, 8.

Alboin war nun mit seinem Heer und einer großen Menge Volkes an die äußerste Grenze Italiens gekommen. Da stieg er auf einen in jener Gegend emporragenden Berg und beschaute das Land, so weit er von da hinein sehen konnte. Seit der Zeit heißt derselbe Berg nach ihm der Königsberg. Auf diesem Gebirge sollen wilde Wisente hausen. Ein wahrhafter Greis erzählte, die Haut eines auf dem Berg erlegten Wisents gesehen zu haben, welche so groß gewesen sey, daß funfzehn Männer neben einander darauf liegen können.

399. b.

Authari's Säule.

Paulus Diac. III, 32.

Von Authari, dem König der Lombarden, wird erzählt: er sey über Spoleto vorgedrungen bis gen Benevent, habe das Land genommen und sogar Reg-

gio heimgesucht; welches die letzte Stadt des festen Landes an der Meerenge, Sicilien gegenüber, ist. Daselbst soll in den Meereswellen eine Säule gesetzt seyn; bis zu der hin sprengte Authari auf seinem Roß, und rührte sie mit der Spitze seiner Lanze an, indem er ausrief: „hier soll der Longobarden Grenze stehen!“ Diese Säule heißt bis auf den heutigen Tag: Authari's Säule.

406. b.

Aistulfs Geburt.

(Agnelli vita Sergii cap. 2. (Muratori II. 172.)

Von König Aistulf, der mitten des 8ten Jahrhunderts die Longobarden beherrschte, geht folgende Sage. Seine Mutter brachte in einer Stunde und in Einem Gebähren fünf Kinder zur Welt. Als man diese wunderbare Nachricht dem Könige ankündigte, befahl er, alle fünfe in einem großen Korb vor ihn zu tragen. Er sah die Kinder an, erschrak, wollte sie aber doch nicht geradezu aussetzen lassen. Da hieß er seinen königlichen Spieß holen, und sprach zu seinen Leuten: „dasjenige von den Kindern, welches meinen Spieß mit der Hand greifen wird, soll beim Leben erhalten werden!“ Hierauf streckte er den Spieß in den Korb unter die Kinder, und eins von den Brüdern reichte mit dem Aermlein nach der Stange. Darauf nannte der Vater dieses Kind mit Namen Aistulf.

448.b.

Wittekinds Flucht.

Mündlich vom Freiherrn Hans von Hammerstein zu Equord mitgetheilt.

Wittekind wurde, wie noch jetzt ein jeder in der dortigen Gegend weiß, zu Engter von den Franken geschlagen (783) und viele blieben dort auf dem Wittenfelde todt liegen. Flüchtend zog er gegen Ellerbruch; als nun alles, mit Weib und Kind, an den Furth kam und sich drängte, mochte eine alte Frau nicht weiter gehen. Weil sie aber dem Feinde nicht in die Hände fallen sollte: so wurde sie von den Sachsen lebendig in einen Sandhügel bei Bellmanns Kamp begraben; dabei sprachen sie: „krup under, krup under, de Welt is di gramm *), du kannst den Rappel **) nich mer folgen.“ Spuk hat mancher hier gesehen, mancher auch nicht; aber über das weiße Feld geht doch niemand gern bei Nacht. Die Meisten wissen aus alter Zeit her, daß in lärmendem Zuge die Heere mit blanken Spießen dort ziehen. Als daher vor einigen Jahren Völker wirklich darüber zogen, gerieth die ganze Gegend in Schrecken, und glaubte fliehen zu müssen.

*) Im Holsteinischen geht die Sage, daß die Zigeuner die sehr Alten, welche sie nicht mehr mit fortschleppen können, lebendig ins Wasser tauchen und ersäufen; dabei sprechen sie: „duuk ünner! duuk ünner! de Weld is di gramm!“ s. Schütze holstein. Idiot. I. 207. Daselbst II. 357 wird der oben bemerkte Spruch als ein Sprichwort angeführt; daß es auch am Harz üblich ist, sieht man aus Ottmars Volkssagen S. 44, es heißt: niemand bekümmert sich mehr um dich, du bist der Welt abgestorben.

**) Lärm.

MAY 26 1954